12 - 1/2 24

It. sing. 1006 sa (1

69.

<36625435770013

<36625435770013

0 lose

Bayer. Staatsbibliothek

12 - 1/24
It. sing. 1006 sa (1

69.

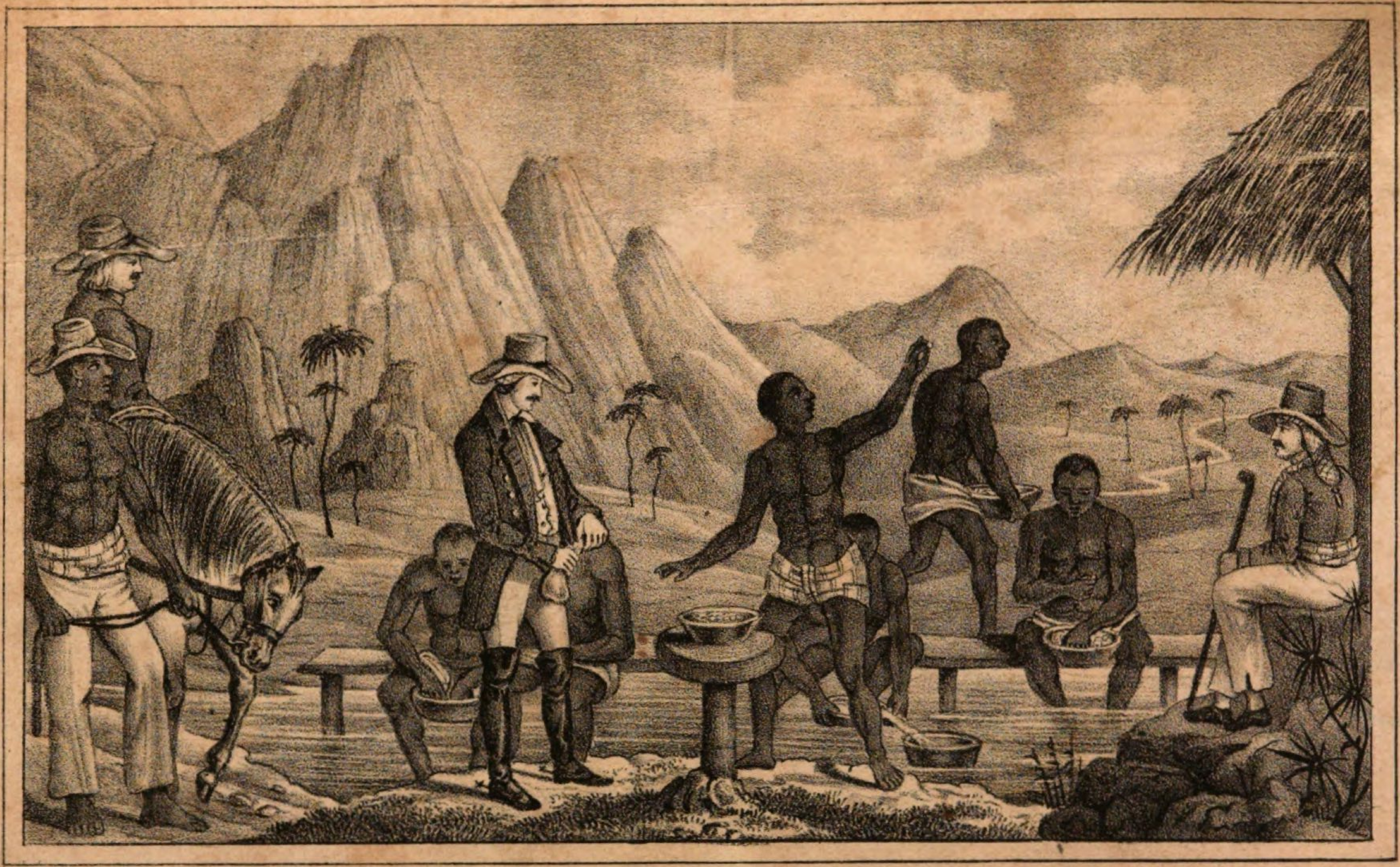
<36625435770013

<36625435770013

0 lose

Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München



gez. u. lithograph. v. J. B. Dilger; in München.

Diamanten Wäscherei.

im Jahre 1817

Reise

in

Brasilien

von

Dr. Joh. Bapt. von Spix

und

Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius.

Bayerische Staatsbibliothek München

Für die reifere Jugend bearbeitet und mit Worterklärungen versehen

von

Dr. Jos. von Hefner.

Erster Band.

Augsburg, 1846.
Verlag von George Jaquet's Verlagsbuchhandlung.

Wbt/65/11

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die rege Theilnahme, die ich jedesmal fand, wenn ich jungen Leuten einzelne Auszüge der eben so intressanten als lehrreichen Reisebeschreibung der Herren von Spix und von Martius mittheilte, veranlaßten mich, den, seinen Mitarbeiter überlebenden Verfasser derselben, Herrn Hofrath von Martius mit der Bitte anzugehen, mir zu erlauben, eine Bearbeitung dieser für die Jugend unternehmen zu dürfen. Die bekannte Humanität des Verfassers bewährte sich auch hier, wie andern Orts.

Die Auswahl dessen, was in dieser Bearbeitung aufgenommen und weggelassen werden sollte, war schwieriger, als man sich wohl denken möchte. Wie in einen magischen Garten versetzt, ist die pflückende Hand unschlüssig, ob sie hier diese Blüthe wähle, die durch Farbenpracht das Auge besticht, oder jene dort, die in bescheidenem Gewande weithin ihr Aroma duftet, überall vermählt sich das Schöne mit dem Guten!

Bei der großen Auswahl der Gegenstände mußte nun der Herausgeber vornehmlich auf den Zweck seiner Bearbeitung, nämlich eine Reisebeschreibung für die reifere Jugend zu liefern, Rücksicht nehmen; dadurch konnte nun

erstens, das rein Wissenschaftliche, Sprach- und Fachstudium Betreffende und

zweitens das, was auf des Sexualverhältniß jener Naturvölker Bezug hat, keine Aufnahme finden.

Rücksichtlich des Zuviel und Zuwenig einer unbelehrenden Erzählung und unzeitiger Gelehrsamkeit glaubt der Herausgeber die Mittelstrasse eingeschlagen und das Rechte getroffen zu haben. Fast überall sind die eigenen Worte des Verfassers beibehalten, da der Herausgeber einerseits nichts Besseres bieten zu können glaubte, andernseits aber dieß der Achtung schuldig zu seyn vermeinte, die er für den Verfasser hegt, den er mit Dankbarkeit und Stolz seinen Lehrer zu nennen, die Ehre hat.

So möge nun in dieser Bearbeitung eine Vorhalle gebaut seyn, die einen sehnsuchtsvollen Blick in den Tempel gestattet, den zu betreten nur die Weihe reiferer Jahre gönnt, welches Glück hiemit allen seinen jungen Lesern von Herzen wünscht

Der Herausgeber.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorrede.	
Abreise von München über Wien nach Triest	1
Abreise von Triest. Fahrt durch das mittelländische Meer bis Gibraltar	5
Aufenthalt in Gibraltar und dessen Umgebungen	20
Fahrt von Gibraltar nach Madeira und durch den atlantischen Ocean nach Rio de Janeiro	26
Aufenthalt in Rio de Janeiro	45
Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro	62
Reise von Rio de Janeiro nach der Stadt S. Paulo	88
Aufenthalt in der Stadt S. Paulo	114
Reise von der Stadt S. Paulo nach der Eisenfabrik von Ypanema	120
Reise von S. João Ypanema nach Villa Rica	138
Aufenthalt in der Stadt Villa Rica	158
Reise von Villa Rica zu den Coroados-Indianern am Rio Xipotó	163
Wanderungen in der Umgegend von Villa Rica	191
Reise von Villa Rica nach dem Diamantendistrikte	197
Aufenthalt in Tejuco und Ausflüge in dem Diamantendistrikte	207
Reise von Tejuco in den Terma von Minas Novas	221
Reise durch den Sertão an den Rio de S. Francisco.	238

Inhalt des zweiten Bandes.

Reise nach dem Vão de Paranan, an der Grenze von Goyaz und zurück nach Malhada, am Rio de S. Francisco	3
Reise von Malhada durch das Innere der Provinz von Bahia nach der Hauptstadt Bahia de Todos os Santos	15
Aufenthalt in der Stadt S. Salvador oder Bahia	31
Reise nach der Comarca dos Ilheos und zurück nach Bahia	42
Reise durch den Sertão von Bahia nach Joazeiro, am Rio de S. Francisco	62
Aufenthalt in Joazeiro, und Reise von da durch einen Theil der Provinz Pernambuco nach Oeiras, der Hauptstadt von Piauhy	78
Reise von Oeiras über Cachias nach S. Luiz, der Hauptstadt von Maranhão	91
Aufenthalt in S. Luiz de Maranhão und in dessen Umgebungen	109
Seereise von S. Luiz nach S. Maria de Belem, Hauptstadt der Provinz von Gram Pará	114
Aufenthalt in der Stadt S. Maria de Belem do Gram Pará	117
Ausflüge in die Umgegend von Pará, und Vorbereitungen zur Reise auf dem Amazonenstrome ins Innere	132

Seite
Reise von Pará durch den Archipel in den Amazonenstrom und auf diesem bis zur Enge von Obydos 147
Reise von der Enge von Obydos nach der Fortaleza da Barra, dem Hauptorte der Provinz von Rio Negro 177
Aufenthalt in der Fortaleza da Barra do Rio Negro und Ausflüge in der Umgegend 197
Reise von der Barra do Rio Negro auf dem Solimoês nach der Villa de Ega 208
Des Dr. Spix Reise von Ega den Solimoês aufwärts bis nach dem Grenzpresidio de Tabatinga, und zurück nach der Barra do Rio Negro 224
Des Dr. Martius Reise von Ega den Yupura aufwärts bis an den Fall von Arara-Coara, und zurück nach der Barra do Rigo Negro 233
Reise von der Barra do Rio Negro in den Madeirastrom zu den Indianern Mundrucus und Mauhés, und zurück nach Pará 272
Letzter Aufenthalt zu Pará, und Rückkehr über Lissabon nach München 284

Erklärung der Abbildungen.

Diamanten-Wäscherei. (Titelbild. Siehe S. 214. des erst. Bds.) — Die nach Diamanten suchenden Negersklaven sitzen der Reihe nach auf einem Brette in einem seichten Teiche. Einige sind beschäftigt, die aus dem Flußbette dieses Gebirges heraus gehobenen und zunächst aufgeschütteten Kies mittelst hölzerner Schüsseln zu waschen; Andere strecken die Arme und offenen Finger in die Höhe, um zu zeigen, daß sie in der nun leer auf dem Wasser schwimmenden Schüssel nichts gefunden haben, oder sie holen nun neuen Kies von dem Haufen herbei. Vor dem Teiche steht eine Schüssel mit klarem Wasser, in welche ein Neger den eben gefundenen Diamanten zu legen im Begriffe ist, nachdem er ihn zwischen den empor gehobenen Fingern gezeigt hat. Rechts und links sitzt etwas erhaben unter einem Sonnenschirme ein Aufseher (Feitor), um die Wäscher zu beobachten. Der Administrator, welcher eben angekommen ist, nimmt die gefundenen Diamanten in einen Beutel auf.

Vogelteich. (Siehe S. 249. d. erst. Bds.) Ein Bild des ursprünglichen Naturzustandes: das Reich der Vögel im vollen Genuße des eingeborenen Triebes. Im Walde, der das reich belebte Gewässer umsäumt, häufige Lianen von Cissus, die Ambaüba, die Macaübapalme und das große Pfeilrohr.

Joazeiro am Rio de Francisco. (Titelbild. Siehe S. 80. des zweit. Bds.) Von dem gegenüber liegenden Ufer des Stroms, in der Provinz Pernambuco, gezeichnet. Im Vordergrunde der weidenartige Baum Mangue branco und Ilha do Fogo, ein kleines Eiland im Flusse; im Hintergrunde die Serras da Batateira und do Salitre.

Amazonenstrom bis zur Enge von Obydos. — (Siehe Seite 175 des zweiten Bds.) Diese Ansicht vom Strome aus gezeichnet, stellt denselben in seiner Enge dar, wo er noch eine Breite von 869 Klafter hat. — **Obydos.** (Siehe S. 177 des zweit. Bds.) Diese Ansicht ist von dem nördlichen Ufer der Obydos gegenüber liegenden Insel Paricatuba aufgenommen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Abreise von München über Wien und Triest.

Seine Majestät der König von Bayern, dieser großsinnige Beförderer der Wissenschaften, hatte, überzeugt von den Vortheilen, welche für letztere und für die Menschheit überhaupt aus der Kenntniß des erst seit einigen Jahrhunderten entdeckten Amerika's hervorgehen würden, beschlossen, der königl. Akademie der Wissenschaften den Auftrag zu ertheilen, zu einer wissenschaftlichen Reise in das südliche Amerika tüchtige Männer auszuwählen. Die Wahl fiel auf die beiden Mitglieder der königl. Akademie, den Zoologen Dr. v. Spix und den Botaniker Dr. v. Martius.

Die Vermählung Ihrer K. K. Hoheit Karolina, Josepha, Leopoldina, Erzherzogin von Oesterreich, mit Sr. K. Hoheit Don Pedro d'Alcantara, Kronprinzen von Portugal, Algarbien und Brasilien, bot die schönste Gelegenheit zur Ausführung der königl. Absicht dar. Der k. k. Hof gedachte Gelehrte im Gefolge der erlauchten Braut nach Brasilien abgehen zu lassen, und an diese schlossen sich nun jene zwei bayerischen Naturforscher an.

Wir erhielten — so beginnen die beiden Reisenden ihren Reisebericht — am 28. Januar 1817 die Weisung, eiligst nach Wien und von da nach Triest abzugehen, um uns dort auf den bereit liegenden Fregatten nach Rio de Janeiro einzuschiffen.

Nachdem alles möglichst vorbereitet, und die Bücher, Instrumente, die Feldapotheke und der sonstige Reiseapparat direct nach Triest abgeschickt waren, traten wir am 6. Februar die Reise von München nach Wien an, wo wir am 10. Februar

anlangten. Am 4. März verließen wir die Kaiserstadt und reisten nach Triest ab. Von Laibach schlugen wir den Weg nach Idria, zwei Posten seitwärts von der Straße gelegen, ein. Wir brachten hier einige Tage mit der Betrachtung und Untersuchung der berühmten Quecksilberbergwerke zu, welche jährlich dreitausend Centner Quecksilber liefern. Von hier in die Straße zurücklenkend, besichtigten wir bei Adelsberg die im Höhlenkalk bestehenden Grotten, in welchem nicht nur Schädel und andere Knochen von Menschen, sondern auch mit dem Kalkstein verwachsene Reste von Tapirartigen Thieren gefunden wurden.

Die Straße führte uns über die Abdachung der julischen Kalkalpen, auf welcher viele, Muschelversteinerungen enthaltende Felsenblöcke zerstreut liegen, nach der schönen Hafenstadt Triest hinab, wo wir am 10. März anlangten. Von der Höhe des Karstes bei Obczina breitete sich der adriatische Golf, zwischen der italienischen und istrischen Küste, majestätisch vor uns aus, und wir erblickten die beiden österreichischen Fregatten, aus den übrigen Masten hervorragend, zur Abreise bereit, vor Anker liegen.

Triest, die Hauptstadt Illyriens, ist, durch seine Lage am adriatischen Meerbusen, eine der wichtigsten italienischen Seestädte für den levantischen Handel. Die alte Stadt ist längs des Abhanges eines Berges, worauf das Castell steht, die neue am Ufer des Meeres gebaut; letztere besteht aus einigen schönen Straßen mit großen Häusern zunächst einem Kanal, auf welchem die Kaufmannsgüter bequem vom Meere bis ins Innerste der Stadt geführt werden. Die Einwohner sind von griechischer, illyrischer, italienischer, größtentheils aber von deutscher Abkunft. Der Markt, reich an den trefflichsten Südfrüchten, so wie an den sonderbarsten Erzeugnissen des Meeres, beurkundet durch den Zusammenfluß der Producte des Südens und des Nordens die glückliche Lage dieser Stadt. Obgleich sich nahe an ihr, und zwar gegen Norden, ein hoher Berg erhebt, ist doch der Hafen nicht hinreichend vor Winden gesichert, und die Kälte bisweilen empfindlich. Der warme Sirocco, welcher manchmal von Africa herweht, ist sehr betäubend und nicht selten Ursache von Krankheiten. Zur Zeit unserer Ankunft war die Vegetation beinahe noch erstarrt. Das Meer bot jedoch eine reichere Ausbeute an Thieren und Seepflanzen dar. In dem Gasthofe, wo wir abge-

stiegen waren, ergriff uns schmerzlich die Nachricht, welche wir nach den ersten Tagen unseres Aufenthaltes vernahmen, daß das von uns bewohnte Zimmer dasselbe sey, in welchem Winkelmann einst seinen Tod fand. Wir waren hier Nachbarn des Commandanten beider Fregatten, Nicola de Pasqualigo, Nobile di Venezia. Er führte uns sogleich in unseren künftigen Wohnort, die Fregatte Austria, welche nebst der Augusta im Arsenal von Venedig erbaut und ausgerüstet, nach den Befehlen des k. k. österreichischen Hofes die Bestimmung hatte, den größten Theil der Großbothschaft und der Gesandtschaft am brasilianischen Hofe, die Mitglieder der naturforschenden Expedition und einige Abgeordnete für den, mit Brasilien zu eröffnenden, Handelsverkehr aufzunehmen, so wie die für letzteren Zweck herbeigeschafften österreichischen Handelsartikel zu laden. Die Officiere und Mannschaft waren zum Theil Deutsche, meistens aber Venezianer.

Alles war zur Abreise bereit und auch wir hatten unsere Vorkehrungen beendet, als die Nachricht einlief, daß die Gesandtschaft noch länger als eine Woche ausbleiben würde. Wir beschlossen daher, ehe wir den vaterländischen Boden verließen, noch den der Kunst geweihten Venedigs zu begrüßen. Dazu bot die Rücksendung einer kaiserlichen Brigg, welche Nachträge zur Armirung aus dem venezianischen Arsenale gebracht hatte, die beste Gelegenheit dar. Am 5. März in der Nacht segelten wir ab, und schon am Morgen standen wir am Eingang des Hafens von Venedig. Die See ging hoch und die unruhige Bewegung des Schiffes hatte auch in uns nicht verfehlt, die gewöhnliche krankhafte Wirkung hervorzubringen; doppelt froh waren wir daher, die gefährliche Einfahrt überstanden zu haben, und festen Fuß auf den Marcusplatz setzen zu können. Um die Stadt kennen zu lernen, fuhren wir auf einer der hier gewöhnlichen schwarzen Gondeln durch das Labyrinth von Kanälen zu jenen herrlichen Gebäuden, den Denkmälern der Zeit, wo Venedig im Besitze der Herrschaft des Mittelmeeres, alle Schätze des Orients nach dem europäischen Welttheil brachte. Ihr gegenwärtiger Zustand zeugt jedoch von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes. Was aber der Welthandel Rühmliches und Großes hervorbringen konnte, ist in dem architectonischen Monumenten des Marcusplatzes aufbehalten, deren Inneres die Kunst eines Tintoret, Paul Veronese und Titian, durch ihr warmes und lebendiges Colorit, bei dem Verfalle der Republik gleich den letz-

ten Strahlen der untergehenden Sonne, verherrlicht hat. Vom Marcusthurme aus genossen wir die begeisternde Aussicht in die, zwischen den Alpen und Apenninen ausgebreitete Fläche, der an Städten und Universitäten so reichen Lombardei. Es erwachte in uns noch der Wunsch, wenigstens das nahgelegene Padua, mit seiner einst so berühmten Universität zu begrüßen. Nach einer halben Tagreise erreichten wir den alterthümlichen Ort, wo uns das Vergnügen zu Theil ward, die Professoren Brèra, Caldani und Bonato kennen zu lernen. Mit diesem Ausfluge war die uns vergönnte Zeit verflossen, und wir mußten an die Rückreise nach Triest denken. Der Wind hatte sich, seit wir in Venedig verweilten, so fest aus Norden gehalten, daß wir, der sichern Rückkehr wegen, der Reise zu See jene zu Land über Treviso nach Triest vorzogen, wo wir auch, nach zwei angenehmen Tagereisen, glücklich wieder eintrafen.

Die Reisegesellschaft hatte sich nun eingefunden, so daß die Plätze auf den Fregatten angewiesen und das Gepäcke eingeschifft werden konnte, und die ganze Gesellschaft am 7. April das neue Quartier zur See bezog. Auf die Fregatte Austria kamen: Baron v. Neveu, Bothschafter am brasilianischen Hofe, die Gesandtschafts-Cavaliere Graf v. Schönfeld und Graf v. Palffy, Professor Mikan und seine Gattin, die beiden Naturforscher v. Spix und v. Martius und der österreichische Landschaftsmaler Ender. Der Fregatte Augusta wurden zugetheilt: der österreichische Naturforscher Natterer, der Hofgärtner Schott und der Pflanzenmaler Buchberger.

Abreise von Triest. Fahrt durch das mittelländische Meer bis Gibraltar.

Am 10. April, Morgens 2 Uhr, wurden die Anker gelichtet, und die Schiffe verließen im stillen Dunkel der Nacht den Hafen. Das Meer war ruhig und wir liefen mit einem mäßigen Nordostwind 4 bis 5 italienische Seemeilen in einer Stunde. Als sich die Reisegesellschaft mit Aufgang der Sonne auf dem Verdecke begrüßte, erschienen die Gebirge von Friaul schon in duftige Bläue gehüllt. Während des ganzen Tages blieb der größte Theil der Gesellschaft, welcher noch keine Seereise gemacht hatte, auf dem Verdecke versammelt, und heftete in jenem, aus Wehmuth und Fröhlichkeit gemischten Gefühle, das der Abschied vom Vaterlande hervorruft, noch einmal die Blicke auf die verschwindende Heimath, bis gegen Abend die zunehmende Bewegung des Schiffes und der unfreundliche kalte Wind, der über das dunkelnde Meer hinfuhr, die Meisten zwang, sich in ihre Kajüte zurückzuziehen. Die Nacht ging ruhig vorüber, am Morgen aber wurden Alle durch eine ungewöhnlich heftige Bewegung des Schiffes aus dem Schlafe geweckt. Wem die Seekrankheit die Besinnung nicht benommen hatte, der konnte aus dem heftigen Schaukeln, dem Krachen und Rollen des Schiffes, das mit dem brausenden Meere kämpfte, aus dem Aechzen der Mastbäume, dem Toben des Windes, aus dem lärmenden Hin- und Herlaufen der Matrosen und dem Schwirren der befehlenden Pfeifen der Segelmeister schließen, daß wir Sturm hatten.

Die Bora, ein kalter, sehr heftiger Nordnordostwind, welcher, besonders im Frühjahre, häufig aus den istrischen Gebirgen hervorbricht und im nördlichen Theile des adriatischen Meeres wüthet, war plötzlich auf die beiden Schiffe gefallen. Nur die Erscheinung einer sehr tiefhängenden, schwarzen Wolke hatte den wachhabenden Officier unserer Fregatte gewarnt, so daß, ehe die furchtbare Windbraut einfiel, kaum noch Zeit übrig war, die Segel einzuziehen. Nach wenigen Minuten verschwand uns die Au-

gusta, welche bisher ganz nahe an der Austria segelte, aus dem Gesichte. Dichte Nebel umhüllten unser Schiff; ein kalter mit Schlossen vermengter Regen, den der Sturmwind wüthend herabtrieb, füllte das Verdeck mit faustgroßen Kieseln an, und machte die Mannschaft fast erstarren. Das Schiff wurde gewaltig hin und hergeworfen, Segelstangen und Tauwerk wurden zerrissen; die heranstürmenden Wellen stürzten durch die Fenster ins Castell, füllten den Schiffsraum zum Theil mit Wasser an, und endlich in der heftigsten Wuth des Sturmes brach das Bogspriet fast an seinem Grunde. Bis gegen Mittag tobte so der Orcan mit äußerster Heftigkeit; als hierauf das Meer ruhiger ward, und der schneidend kalte Nordnordostwind von einem milderen Ostwinde abgelöst wurde, ließ man mitten im Meere, etwa 3 Meilen von Rovigno, die Anker fallen. In dieser Stellung erwartete man den andern Morgen, und arbeitete inzwischen aufs eifrigste an der Wiederherstellung der Parapeten und des Tauwerkes, welches letztere vorzüglich durch den Sprung des Bogspriets, an dem es größtentheils befestigt ist, locker geworden war. Die schöne Bibliothek des Herrn Baron v. Neveu war von den Wogen, welche die Fenster der Hauptkajüte durchbrochen hatten, gänzlich überschwemmt, und so hatte fast Jeder der Reisenden durch diesen Sturm einen Unfall erlitten; doch gerettet, trösteten wir uns leichter über das eigene Ungemach, als über die Ungewißheit, was aus unserer Begleiterin geworden sey. Allmählig versammelte sich die Reisegesellschaft, welcher diese erste Prüfung sehr hart gefallen war, auf dem Verdecke, wo der Anblick der plötzlichen Zerstörung und der ermatteten, fast erfrornen Mannschaft den Eindruck von der Größe der Gefahr, welcher wir glücklich entgangen waren, vollendete.

Um 12 Uhr Morgens hellte sich der düstere Himmel etwas auf, und das Schiff setzte sich langsam in Bewegung nach Süd-Ost. Mittags erblickten wir die düstern Ufer Istriens, auf welche die eben aus den Wolken hervortretende Sonne ein grelles Licht warf. In diesem Augenblicke konnte es für uns keine angenehmere Erscheinung geben, als die eines noch gleichsam vaterländischen Bodens. Wir liefen an den kleinen, mit Oelbäumen bewachsenen Eilanden, die am Eingange des Hafens von Pola liegen, vorbei und landeten nahe an dem Städtchen. Noch an demselben Abende verließ die Reisegesellschaft das Schiff, um sich auf dem Lande im Anblick der schönen Ueberreste römischer Kunst

zu erholen. Die größte Zierde des verarmten, kaum tausend Einwohner zählenden Städtchens, welches zur Zeit der Römer der wichtigste Ort Istriens gewesen war, ist der Circus. Er hat drei Stockwerke, jedes von zweiundsiebenzig Arkaden, und gehört unter die am besten erhaltenen Denkmäler dieser Art, was vorzüglich dem Baumateriale, einem festen feinkörnigen Kalksteine, zu danken ist. Der Tempel, welchen die Stadt Pola der Roma unter dem Cäsar Augustus geweiht hatte, in einem einfachen edlen Style, mit einem Propyläum von korinthischer Ordnung, ist weniger gut erhalten. Die Porta aurea, ein Triumphbogen mit korinthischer Säulenordnung, dient jetzt als Stadtthor. Die Venezianer hatten, nachdem sie Pola, so wie viele andere Küstenstädte Istriens und Dalmatiens, von der Herrschaft der ungarischen Könige abgerissen, hier ein Castell mit vier Bastionen erbaut, welches aber jetzt ebenfalls in Trümmern liegt. Von ihm aus übersieht man den Hafen mit seinen grünenden Inseln, die Stadt und das kolossale Amphitheater, welches sich zwischen anmuthigen Pflanzungen von Oel- und Lorbeerbäumen erhebt.

Während man beschäftigt war, unsere Fregatte auszubessern, fanden wir Muße, auf mehreren Wanderungen in der Nähe von Pola, die interessante Halbinsel Istriens genauer kennen zu lernen. Die Gebirge bestehen, wie die übrigen Theile des Landes, aus Flötzkalk.

Die Vegetation ist auf dem trocknen und zerklüfteten Boden keineswegs üppig. Die Reize der südeuropäischen Flora, zu welcher auch die istrische gehört, bestehen nicht in jenen dichten, hochbelaubten Wäldern, in jenen frischen Gründen und fetten Grasfluren des Nordens; im Gegentheil überrascht die Kahlheit der Hügel und der baumleeren, nur mit beinahe saftlosen Gesträuchen bewachsenen Ebenen, so wie endlich der Mangel einer gleichverbreiteten Kultur. Die häufig gepflanzten Oel- und Lorbeerbäume tragen in ihrem Ansehen eine Weichheit und einen Glanz, welche der Milde und Durchsichtigkeit des südlichen Himmels entsprechen. Diese größere Durchsichtigkeit und feine Bläue des Himmels bemerkten wir an einigen sonnenhellen Tagen während unsers Aufenthaltes mit Vergnügen, als sicheren Vorboten einer günstigeren Witterung und des nahen Frühlings.

Der Marineofficier, welcher von Pola nach Venedig geschickt worden war, um aus dem dortigen Arsenale ein neues Bogspriet zu bringen, und Erkundigungen über das Schicksal unserer Begleiterin, der Fregatte Augusta, von welcher wir an der einsamen Küste Istriens nichts erfahren konnten, einzuziehen, kam nach einigen Tagen mit dem Bogspriet und der Nachricht zurück, daß sich jenes Schiff, nach Verlust aller Maste, Segel und Schaluppen, an die Insel Chioggia zurückgezogen habe, und von da wohl nach Venedig gehen müsse, um den beträchtlichen Verlust, welcher auf zwanzigtausend Franken angeschlagen sey, aus dem dortigen Arsenale zu ersetzen. Das neue Bogspriet war in kurzer Zeit eingerichtet und am siebenten Tage stand die Augusta wieder segelfertig da.

Am 21. April Morgens 6 Uhr lichteten wir die Anker und verließen unter einem schwachen O. N. O. Wind den Hafen von Pola. Am hellen Morgen waren wir schon auf hoher See. Der Himmel, nur am Horizont mit weißen Wölkchen bekleidet, hatte im Zenith ein lichtes Blau ausgebreitet, und wir vertrauten, voll guter Hoffnung, einem schwachen jedoch günstigen Winde, der uns langsam in den Eingang des Golfo di Quarnero trieb. Um 10 Uhr Morgens hatten wir die südöstliche Spitze von Istrien, in einer Entfernung von zehn Seemeilen, vor uns. Noch einmal begrüßten wir den höchsten Berg der Halbinsel, den Monte maggiore, dessen Gipfel am Tage des Sturms mit Schnee bedeckt und nicht wieder von demselben entblößt worden war. Als wir dieses südlichste Vorgebirg umsegelt hatten, erhoben sich im fernen Hintergrunde nördlich die Gebirge hinter Fiume und vor uns il monte d'Osero, ein steiles, unfruchtbares Kalkgebirge, welches sich der Länge nach durch den größten Theil der Insel gleichen Namens erstreckt, und der Schifffahrt in diesem klippenreichen Theile des Meeres als Wahrzeichen sehr zu Hülfe kommt. Nach Mittag fuhren wir an der Insel Sansego vorüber. Der Wind nahm jetzt zu, und die ganze Nacht liefen wir nie weniger als fünf Seemeilen in einer Stunde, längs den illyrischen Inseln Grossa und Coronata, so daß wir uns am andern Morgen in der Breite von Ortona befanden.

Mit Sonnenaufgang erschien die Insel S. Andrea, Mittags Brasso und darauf der Pomo, ein isolirter Fels von der Gestalt eines Zuckerhutes, mit auf die Nordseite überhängender

Spitze, der uns ein frohes Merkzeichen der schnellsten Reise war. Nachmittags lag er uns in N. N. O. und die größere Insel Lissa, welche uns Lessina verbarg, erhob sich später im Nebel nordöstlich. An der italienischen Küste erblickten wir das südlichste Vorgebirg des Garganus mons, den Monte S. Angelo, der tief herab mit Schnee bedeckt war, eine Erscheinung, welche mit der von uns bemerkten Kälte übereinstimmte. Manfredonia, die zahlreichen Küsten von Salapia und die Mündungen des vielbesungenen Aufidus, in dessen Nähe Hannibal den römischen Stolz gebeugt hatte, verschwanden, während Cuzzola, Cazziol, Agosta und dann im Hintergrunde Meleda, so wie die beiden mitten im Meere stehen Felsen Pelagosa, die von einer unzähligen Menge von Möven bewohnt werden, nach und nach in unsern Gesichtskreis kamen. Letztere ließen wir über dem Winde und schifften zwischen ihnen und dem italienischen Continente hindurch. Der Himmel hatte einigemale Farbe und Wolken gewechselt und Regen sich bisweilen eingestellt; jedoch blieb uns der Wind treu. Monopoli und der lange Saum der apulischen Küste erschienen uns am Morgen des folgenden Tages, und gegen 11 Uhr waren wir in der Nähe des alten Brundusium. Wir erkannten deutlich das Gestade, welches mit Pinien bepflanzt ist, deren breite Kronen weit über das Meer hin sichtbar sind. Zwei kleine Castelle, wie es uns schien, liegen nördlich, und ein drittes südlich von der Stadt, die mehr in den Hintergrund zurücktritt. Mehrere Wachthürme gegen die Barbaresken stehen längs der Küste, Zeugen einer andern Zeit, als die war, wo Brundusium, der östliche Stapelplatz römischer Seemacht, furchtbare Flotten durch die Meere sandte und das unterjochte Griechenland an Italien fesselte. Cicero's klagende Briefe, als er von hier aus, Rom meidend, den Uebergang nach dem Peloponnes suchte, und Cäsar's drohende Gestalt, als er hier den Nebenbuhler Pompejus belagerte, treten vor das Gedächtniß des Reisenden beim Anblicke dieser alten Seestadt. S. Cataldo und die Berge von Lezze wurden sichtbar, ehe wir die äußerste Spitze Apuliens, das Capo della S. Maria, umsegelten, wo unsere Blicke auf der steilen kahlen Küste, die sich in N. W. vor uns hinzog, nichts als eine einsame Kirche entdecken konnten. In dieser Breite, wo die Inseln Merlera und Corfu südöstlich von uns in grauem Nebel, näher aber den Gebirgsrücken der Insel Fano und die Montagne di Cimara auf der Küste von Albanien, welche sich an die höhere Kette von Pegola anschließen, liegen

sahen, erhielt sich die Temperatur den ganzen Tag über höher, als wir sie bisher bemerkt hatten. Die Nacht, während welcher wir uns im Golf von Tarento befanden, brachte jedoch von Neuem auffallende Kälte. Der Horizont umlagerte sich zugleich mit schwarzen Wolken, und häufige Blitze, denen langnachhallende Donner folgten, zeigten sich fast die ganze Nacht durch. Das Meer ist im Busen von Tarento oft stürmisch und besonders für kleine Küstenfahrzeuge sehr gefährlich. In der Nacht vom 25. auf den 26. umsegelten wir Capo Spartivento, das südlichste Vorgebirg Italiens, und gingen mit einem frischen Ost-Süd-Ostwind auf Malta zu. Die Fahrt war so durch den adriatischen Golf glücklich geendigt, und wir entfernten uns von jenen Ländern, in denen vorzugsweise sich die alte und neue Geschichte berühren.

Bald erschien der furchtbar erhabene Aetna vor unseren Blicken; seine beschneiten Gipfel waren in dichte Nebel gehüllt. An der sicilianischen Küste stand etwas später, im Norden etwa zehn Seemeilen entfernt, das gepriesene Syrakus, die Vaterstadt Theokrits und Archimedes, vor unseren Augen. Wir unterschieden mit Hülfe der Fernröhre die Mauern und Thürme auf der Ostseite der Stadt und die Dächer mehrerer Hauptgebäude, an welchen freilich wenig von der Pracht jenes reichen Syrakus, das Cicero als eine der schönsten Städte des Alterthums schildert, erhalten zu seyn schien. Erinnerungen an den freisinnigen Timoleon, an den Tyrannen Dionysius, an die Größe und den Glanz, womit sich Syrakus, nach der Besiegung des wetteifernden Agrigents, geschmückt hatte, gehen hier an dem Geiste des Betrachters vorüber.

Das Meer hat in dieser Breite, wie im Busen von Tarent, eine schöne hellgrüne Farbe, welche vorzüglich von geringerer Tiefe herrührt. Da die Beleuchtung der Sonne diese Färbung verändert, so ist es nicht wohl möglich die verschiedenen Grade der blauen, grünen und grauen Farbe durch den Farbenmesser genau zu bestimmen; das Meer zeigt nämlich an demselben Orte eine viel hellere Farbe, wenn es grell von der Sonne erleuchtet wird, als wenn der Himmel mit schweren Wolken bedeckt ist. In dieser Gegend war es auch, wo wir die ersten Spuren einer Phosphorescenz des Meeres erblickten. Sie war indessen viel matter und zerstreuter, als wir sie später an den spanischen Küsten, bei Gibraltar und auf den hohen Ocean beobachteten. Das unge-

stüme Wetter hatte vielerlei Vögel von der sicilianischen Küste hergetrieben, welche auf der Fregatte auszuruhen kamen. Man fing mehrere Turteltauben, einen kleinen Sperber, Ziegenmelker, Seeschwalben und Fliegenschnapper, sämmtlich Vögel, die dem südeuropäischen Continente eigen sind, und zum Theil von hier aus ihre jährlichen Wanderungen über das Meer anstellen. Der Aberglaube der venezianischen Seeleute sah in den Tauben ein Zeichen sicherer Fahrt; der Ziegenmelker dagegen wurde von ihnen als Unglücksvogel verfolgt und fand keine sichere Freistätte auf den Segelstangen.

Am folgenden Morgen, befanden wir uns schon vierzig Seemeilen westlich von Malta, als plötzlich der Wind sich in N. N. W. festsetzte. Bald nahm er so an Gewalt zu, daß sich hohe Wellen erhoben und es unmöglich ward, das Schiff in der Richtung von S. W. zu halten. Die rollende Bewegung der Fregatte war hiebei so heftig, daß in kurzer Zeit das Tauwerk der schwankenden Masten locker wurde, alles Bewegliche im Schiffsraum hin und her fiel, und es gefährlich schien, das Schiff dem heftigen Wogendrange länger auszusetzen. Da überdies dieser Wind anzuhalten drohte und man, belehrt von ähnlichen Erfahrungen in dieser Gegend, durch Widerhalten nur Verzögerung voraussah, so beschloß der Commandant, nach Malta zurückzufahren, um dort einen bessern Wind abzuwarten. Es wurde daher, nachdem uns der Sturm einige Stunden sehr heftig hin und her geworfen hatte, die Richtung verändert, und wir gelangten, von dem für die Rückfahrt günstigen Winde getrieben, mit großer Schnelligkeit auf die Höhe von Malta, umschifften die kleine und große Gozzo, und warfen um 2 Uhr nach Mittag in dem schönen Hafen von Lavaletta Anker. Kaum hatte die Fregatte durch die gewöhnliche Salve ihre Gegenwart verkündet, so waren die hochgelegenen Mauern der Stadt mit Zuschauern aller Art angefüllt; mehr aber als dieser Anblick überraschte uns jener eines Haufens nackter Menschen, welche zunächst dem Ufer in den ausgehöhlten Kalkfelsen ihre nothdürftigen Kleider trockneten. Es war die Mannschaft eines Schiffes, das am vorhergehenden Tage im Hafen selbst Schiffbruch gelitten hatte. Wir mußten uns doppelt glücklich schätzen, der drohenden Gefahr bei der Einfahrt in diesen engen Hafen entgangen zu seyn, und jetzt die, durch ihre Lage zwischen Africa und Europa so merkwürdige Insel besichtigen zu können.

Lavaletta gehört unter die ruhmvollsten Denkmäler jenes zur Zeit der Kreuzzüge gestifteten, geistlich-weltlichen Ordens der Johanniterritter, dessen Großmeister, seit Carl V. bis in die neueste Epoche, hier ihren Sitz hatten, nachdem sie von Palästina aus immer mehr westwärts vertrieben worden waren. Dieser welthistorische Bund war die schönste Frucht des alten Rittergeistes, und seine Glieder, durch christlichen Glauben und heldenmüthige Thaten zur Sicherung Europa's gegen die Ungläubigen vereinigt, haben in ihm ein Document universell-europäischer Bildung hinterlassen. Die Einfahrt in den Hafen von Lavaletta flößt Ehrfurcht und Bewunderung ein. Auf den Seiten des schmalen Einganges erheben sich, über deu hohen Kalksteinfelsen, steile Bastionen und Castelle, welche drohende Reihen von Feuerschlünden auf das Meer richten. Hinter denselben führt eine breite Straße in die Höhe und dann erscheint die Stadt mit ihren flachen Dächern in abwechselnden Terrassen erbaut. Vom Pallaste des General-Gouverneurs auf der Höhe der Stadt genießt man einer schönen Aussicht auf das Meer. Er enthält noch viele Erinnerungen an den Orden, unter andern die Porträte der Großmeister, die Ordensbibliothek, welche an ältern Werken aus dem Fache der Theologie, Archäologie und Jurisprudenz reich seyn soll, und das Zeughaus, in welchem man noch viele von den Ungläubigen erkämpfte Trophäen, und unter andern den kleinen, aber schweren Harnisch des edlen Meisters Lavalette erblickt. Die Kirche des heiligen Johannes auf einer niederen Anhöhe der Stadt, in einem manierirten Style erbaut und mit Verzierungen überladen, zeichnet sich besonders durch ihren Reichthum an italienischen, griechischen und morgenländischen Marmorarten, so wie an ägyptischen Porphyren und Serpentinen aus. Die Gemälde, unter welchen die des Math. Preti, genannt il Calabrese, die vorzüglichsten sind, gehören größtentheils neapolitanischen Meistern an. Die einzelnen Zungen des Ordens haben abgesonderte Seitenkapellen in der Kirche, welche, wie auch die Gruft, manche schöne Denkmäler enthalten.

Von Lavaletta führt der Weg nach Citta vecchia über kahle Felder zwischen einer unzähligen Menge kleiner Landhäuser hin. Hier in der alten Stadt zeigt man den Fremden vor Allem die Kirche des heiligen Apostels Paulus, welcher gemäß der Apostelgeschichte an dem Orte einer Gegenströmung, nach der Tradition des Volkes nahe an der Insel, Schiffbruch gelitten hat. Alle

Umgebungen haben hiedurch ein frommes Interesse für das Volk gewonnen. Auch der vorgebliche Mangel an Schlangen auf der Insel wird von dem Volke als Folge der bekannten Begebenheit bei der Ankunft des Apostels erklärt; wogegen wir indessen bekennen müssen, auf dem Felde eine Schlange gesehen zu haben. Die Kirche des heil. Paulus ist in neuerem Style, jedoch mit Ueberladung aller denkbaren Zierathen von Vergoldung, Lapis Lazuli und Marmor erbaut. Nicht weit von der Kirche befindet sich die Grotte des heil. Paulus, in welcher der Apostel in Lebensgröße abgebildet ist. Der Stein, aus dem die Höhle besteht, nach der Meinung der Bewohner mit der Wunderkraft begabt, alle Fieber zu heilen, ist ein sehr neuer, mergelartiger, leichter, weißer, zerbrechlicher Kalk, in welchem man Spuren von Versteinerungen noch jetzt lebender Seemuscheln findet. Wir durften die alte Stadt nicht verlassen, ohne die berühmten Katakomben gesehen zu haben. Ihr Eingang ist nahe bei der S. Pauls-Kirche in einem Garten. Es sind sehr weitläufige, vielfach verschlungene, bald nur wenige Fuß breite und mannshohe, bald sich in große Gewölbe erweitende Gänge, die in den weichen Felsen gegraben wurden. Die Sage des Volkes hält sie für das Werk der ersten maltesischen Christen, welche sich, um den Verfolgungen zu entgehen, hier eine unterirdische Stadt erbaut hätten, und will daher die Kirche mit Altar und Weihbecken, die Wohnungen der Familien mit Küche, Wiegen und Tischen, im Felsen eingehauen erkennen. Andere sehen sie als die Lagerstätten der, während der Kreuzzüge hieher gebrachten, verwundeten Gläubigen, oder als die Grüfte der in jener Epoche Verstorbenen an; sie setzen die Entstehung derselben in eine frühere Zeit, und halten sie veranlaßt theils durch das Bedürfniß von Bausteinen, theils durch die von der punischen Mutterstadt ererbte und zur Zeit der Römer fortdauernd geübte Sitte, solche weite Säle für die Verstorbenen auszugraben, indem sie unter andern auch die bisweilen vorfindlichen Knochenreste auf jene Zeit beziehen.

Von der Verwandtschaft Malta's mit dem alten Carthago oder mit den Mauren, welche früher, bis sie von den Normännern vertrieben wurden, die Insel in Besitz hatten, scheinen jetzt noch Spuren in der Gesichtsbildung der Malteser übrig zu seyn. Das gelbbraune Colorit des von einem schlichten, schwarzen, vernachlässigten Haupthaare und schwarzen Barte beschatteten Ge-

sichtes, die schwarzen enggeschlitzten Augen unter den hohen buschichten Augenbraunen, welche ihnen ein tückisches Ansehen geben, die spitzigen, doch nicht unverhältnißmäßig hervorstehenden Backenknochen, die kräftige, aber stumpf endende Nase, die starken Lippen, der schlanke, magere, ziemlich behaarte Körper scheinen zum Theil auf orientalische Herkunft, zum Theil auf Verwandtschaft mit den Neapolitanern und Sicilianern hinzudeuten. Jene Abkunft aus dem Orient wird wenigstens auffallend bestätigt durch die Eigenheit der maltesischen Sprache, welche, von den europäischen sehr wesentlich abweichend, dem Ankömmlinge schwer macht, die italienische Mundart des gemeinen Volkes zu verstehen, und, nach den neueren Sprachforschungen, unverkennbar in den Grundzügen, sowohl den Worten als den grammatischen Formen, den Typus der älteren phöniciscben, mehr aber noch der arabischen Sprache darstellen soll. Die Bewohner scheinen übrigens auch in der Beweglichkeit und dem rührigen Fleiße jenem verwandten alten Handelsvolke ähnlich. Der gemeine Mann beschäftigt sich theils mit Fischerei, unter andern auch mit der von Corallen, theils mit Schiffahrt, oder er widmet sich dem Ackerbau. Die ganze Insel ist auf das sorgfältigste angebaut, und die Landschaft um die Stadt, so wie um die zahlreichen Dörfer, trägt den Charakter mühsamer Kultur. Das Auge erblickt überall Felder, umgeben von drei Fuß hohen Steinhaufen, auf denen sich die amerikanischen Cactus angesiedelt haben, und dazwischen zahlreiche steinerne Landhäuser von wenig ausgezeichneter Größe und Bauart. Im Frühling erfreut das frische, allgemein verbreitete Grün; im hohen Sommer aber, wo sich nur die feuchten Niederungen frisch erhalten, soll die Insel ein ödes Ansehn bekommen. Der Boden erhebt sich weder zu Bergen, noch kann die dünne, oft mühsam zubereitete oder fern hergeholte Schichte von Dammerde über den Felsen Wälder ernähren. Der lieblichste Ort der Insel ist das Boschetto, ein kleines, von den Seewinden gekühltes und von einem Bache bewässertes Thal mit einem Orangenhain, der in aller Fülle der südlichen Vegetation prangt. Das daneben liegende, in edlem Style erbaute Landhaus, Eigenthum des Königs, gewährt eine entzückende Aussicht auf das Meer und die Umgegend. Auf dem Rückwege von Citta vecchia besuchten wir auch den Landsitz des Lord Maitland bei S. Antonio. Wir sahen hier einen sehr schönen afrikanischen Strauß und eine Löwin, Seltenheiten, die hier häufiger vorkommen, da die Malteser bekanntlich einen Handelszweig aus leben-

den Thieren machen. Der Garten des Lords, im französischen Geschmacke angelegt, grenzt auf der einen Seite ans Meer und ist mit vielen Zierpflanzen aus der Levante und vom Cap geschmückt, welche hier im Freien wie im eigenen Vaterlande wuchern. Die Güte der maltesischen Orangen ist bekannt; mit Recht hält man sie für die edelsten, welche in Europa gebaut werden. Citronen von der größten Mannichfaltigkeit und Pompelmusäpfel sind eben so häufig in den Gärten, als Caroben und edles Steinobst, welches, obgleich vom Caucasus und Pontus stammend, hier unter dem fast afrikanischen Himmel dennoch zu ausgezeichneter Vortrefflichkeit gelangt. Die Insel baut etwas Wein, jedoch bei weitem weniger, als sie selbst bedarf; man hat aber hier köstlichen Salerner und die heißen Weine des benachbarten Siciliens. In den Gärten und an den dürren Mauern sieht man häufig die indischen Fackeldisteln, welche mit der Aloe dem Charakter der Landschaft etwas Fremdartiges geben. Das gemeine Volk ißt die Früchte des Cactus, und die zerschnittenen Blätter giebt man bisweilen dem Vieh. Aus den Fasern der Aloe wird hier, wie in Calabrien, ein sehr dauerhafter, seidenartiger Zwirn bereitet. Auf den Feldern sieht man Mais, Gerste, Hafer, Buchweizen und Feldbohnen. Das Getreide soll in den schlechtesten Gegenden sechszehn=, in den besten vierundsechszigfältig tragen, eine Furchtbarkeit, welche die von Sicilien übertrifft. Auch die Baumwolle, welche meist gesponnen nach Spanien ausgeführt wird, der Kreuzkümmel und der Anis, insgesammt durch die Kreuzzüge aus dem Orient hieher gebracht, werden auf Malta und den benachbarten Gozzos, deren eine, sogar vom Kümmel den Namen Comino trägt, häufig angebaut.

Ueberhaupt kommt dem Beobachter überall die Erscheinung der sorgsamsten Benützung auch des kleinsten Vortheils entgegen, welcher dem, fast aller Dammerde entblößten, steinigen Boden von den fleißigen Bewohnern abgewonnen werden kann. Geschähe aber auch dieses nicht, so würde das kleine Land, von 6,12 Quadratmeilen Oberfläche, nicht im Stande seyn, eine Bevölkerung von mehr als siebenzigtausend Seelen aufzunehmen. Doch soll seit der Besitznahme der Engländer, und vorzüglich in den letzten Jahren, sowohl durch Handelsstockungen als durch Krankheiten, die Bevölkerung abgenommen haben. Im Allgemeinen ist zwar die Lage der Insel sehr gesund; allein der Süd-

Ost-Wind (Sirocco), welcher während des Sommers und Herbstes häufig weht und auf dem kurzen Wege von der afrikanischen Küste bis hieher die bösartigen Dünste, mit denen er erfüllt ist, nicht an das Meer abgeben kann, bringt nicht bloß bei den meisten Einwohnern unangenehme Gefühle und eine sehr merkliche Erschlaffung hervor, sondern hat auch bisweilen, besonders wenn er längere Zeit andauert, einen noch schlimmeren Einfluß auf den Körper, indem er große Nervenschwäche, Sâfteverderbniß und putride Zustände, wie Ruhren und Faulfieber herbeiführt. Die Pest, welche im März 1813 von Alexandria nach Malta gebracht wurde, und fast ein Jahr lang anhielt, raffte eine große Menge Einwohner, besonders von der niedrigsten Classe, hinweg, und man hat diese Krankheit hier nicht minder tödtlich befunden, als in der Levante. Von dem letzten Hundert die davon ergriffen wurden, blieben nur Vier am Leben.

Der widrige Wind, welcher uns bestimmte, in Malta zu verweilen, sprang in der Nacht des 30. Aprils in einem schwachen S. O. um, und die Fregatte eilte, sogleich den Hafen zu verlassen. Am Morgen des 1. Mai um 5 Uhr hatten wir das Capo di S. Dimitro gegen W. N. W., Lavaletta etwa zehn Seemeilen entfernt. Der Wind ward den Tag über immer stärker, so daß wir am folgenden um halb 8 Uhr Morgens schon den Mittelpunkt des Capo Maritimo, die südlichste Spitze der alten Trinacria O. g. S. ungefähr sechs Seemeilen entfernt sahen. Das Schiff wurde hier wieder von vielen Vögeln, Sperbern, Schwalben, Turteltauben, Golddrosseln und Motacillen besucht. Es scheint, als ob diese Thiere, von dem Instincte zu Wanderungen getrieben, die Endspitzen, an welchen sich zwei Länder am nächsten sind, aufsuchen, und die vorübersegelnden Schiffe als Ruhepuncte auf der weiten Reise benützen. Am 3. Mai erschien uns nicht weit von der sardinischen Küste der Toro, ein kahler, aus dem Meere hervorragender Fels, und bald darauf S. Pietro, der westliche Punct jener Insel. Viele Delphine spielten um unser Schiff, und kündigten, den Beobachtungen der Schiffleute gemäß, ein Nachlassen des Windes an, welches auch bald erfolgte.

Mehrere eintretende Erscheinungen wiesen darauf hin, daß wir dem großen Ocean näher rückten, unter andern vorzüglich die stärkere Phosphorescenz des Meeres. Auf der Reise von Triest bis hieher hatte man nur kleine einzelne Leichtpuncte im

Meere wahrgenommen, jetzt aber schien bei Nacht das Schiff in sprudelndem Feuer zu schwimmen, und das Verdeck ward, bei jedem Hinabgleiten und Schlagen des Schiffes gegen die Wogen, von einem hellen Lichte umleuchtet. Der Anblick dieser majestätisch-zauberischen, nächtlichen Erscheinung reißt jeden Zuschauer zur Bewunderung hin, besonders, wenn er noch niemals Gelegenheit gehabt hat, das flüssige Element in solcher Herrlichkeit zu befahren. Das Meer wimmelte von haselnuß-großen leuchtenden Kugeln, und mit jedem Schlage, welchen das fortsegelnde Schiff auf die heranstürzenden Wellen that, sprühte es Funken, gleich glühendem Eisen, wenn es gehämmert wird, oder gleich einem glühenden kreisenden Feuerrade, und erleuchtete die nächsten Umgebungen. Außer jenen unzähligen Feuerkugeln waren auch noch einzelne größere leuchtende Blasen, und zwar am häufigsten zunächst dem Schiffe, jedoch auch ferner von demselben an Stellen, wo sich die Wellen des Meeres schäumend brachen, bemerkbar. Je dunkler die Nacht ward, desto herrlicher zeigte sich dieses Phänomen, weshalb es auch in Mondnächten weniger und nur auf der Schattenseite des Schiffes sichtbar war. In vielen Beschreibungen von Seereisen ist dieses schöne Schauspiel auch ein Gegenstand der Untersuchung gewesen. Forster erklärt es theils als Folge der durch die gewalsame Reibung des Schiffes erregten Elektricität, theils als Phorphorescenz, von fauligen animalischen Stoffen oder von leuchtenden Gewürmen herrührend. Adanson, und mit ihm die neueren Naturforscher, wie v. Humboldt und Person, schreiben diese Erscheinung lediglich den Mollusken, Zoophyten und andern Seethieren zu. Auch wir versäumten nicht, diesen wichtigen Gegenstand auf das sorgfältigste zu erforschen. Wir ließen in der Nacht einige Gefässe mit dem leuchtenden Meerwasser füllen. Die Hand und Alles, was mit diesem Wasser benäßt wurde, leuchtete, und in den Gefässen wimmelte es, sobald sie geschüttelt wurden, von feurigen Puncten. Am folgenden Tage, mit Hülfe eines trefflichen Mikroscops von Utzschneider und Fraunhofer beobachtet, zeigte dies Wasser eine Menge blasiger, sich bald rundender, bald verlängernder Körperchen von der Größe eines Mohnsaamens. Jedes derselben hatte an einem Ende oder im Scheitel eine kleine nabelartige Oeffnung, mit sechs bis neun zarten Fäden besetzt, womit das Thierchen sich an fremde Körper anzuhalten und seine Nahrung einzunehmen scheint. Im Innern dieser Bläschen sah man zuweilen viele sehr kleine Puncte auf der einen Seite zusammengedrängt,

und hie und da einige etwas größere, welche entweder von aussen aufgefangene Reste ähnlicher Geschöpfe oder die noch auszuscheidende junge Brut sein möchten. Diese Kugelthierchen schwimmen in dem zur Nachtzeit aufgefangenen Meerwasser mehr oder weniger häufig umher, und erscheinen dem unbewaffneten Auge, in der Sonne betrachtet, als kleine Fetttropfen. Sobald das Wasser nicht mit frischem erneuert wird, oder die Untersuchung zu lange dauert, halten sie sich nicht mehr in der Mitte des Glases auf, sondern fallen todt zu Boden. Merkwürdig ist, das diese animalischen Kügelchen, wenn sie sich nahe kommen, einander unwillkührlich anziehen und ganze Gruppen bilden. Ein gleiches Phänomen sahen wir auch im Großen bei Tage, hier sowohl als im Ocean. In langen, gelbbraunen Streifen schwammen nämlich ganze Züge dieser Thierchen auf dem Meere einher und hatten das Ansehen eines mit Sägespänen bestreuten Baches. Diese Erscheinung zeigte sich jedoch immer nur da, wo der Himmel mit dichten, das Meer verdunkelnden Wolken überzogen war. Es scheint, als scheuen diese Seeinfusorien das Sonnenlicht und ziehen sich bei Tage in die Tiefe hinab, um mit eintretendem Dunkel wieder auf die Oberfläche herauf zu kommen; wenigstens waren sie in dem Wasser, welches man bei Tage schöpfte, nicht zu treffen, sondern immer nur in dem während der Nacht aufgenommenen. Im Hafen von Gibraltar waren sie so häufig, daß, sobald wir mit der Hand im Wasser spielten, ein heller Lichtsaum entstand, und die herausgezogene Hand an unzähligen Puncten leuchtete. Sämmtliche Thatsachen scheinen somit darzuthun, daß es Thiere sind, welche die Phosphorescenz des Meeres vorzugsweise verursachen. Die ansehnlichen, oft einen Schuh großen Feuerkugeln, welche einzeln über das Wasser aufsteigen oder in demselben herumschwimmen, sind vermuthlich größere Mollusken oder Medusen, oder auch durch den Phosphorschein dieser Thiere erleuchtete Wasserblasen. Ausser dieser vereinzelnten oder sprudelnden Phosphorescenz aber bemerkt man noch eine andere, welche bisher nicht genugsam nach ihren physischen Merkmalen unterschieden worden zu seyn scheint. In einiger Entfernung von dem Schiffe nämlich sieht man überall da, wo zwei Wellen zusammenstoßen, oder übereinander stürzen, einen flachen bläulichen Lichtsaum, gleich dem Abglanze des Wetterleuchtens im Wasser, dahinschweben. Dieses Licht unterscheidet sich von dem der Kugelthiere dadurch, daß es nicht aus einzelnen Funken oder sprudelnden Lichtmassen von hellgelber Farbe besteht, sondern viel-

mehr gleichmäßig ausgebreitet ist, und jenem matten Lichte, das beim Verbrennen des Weingeistes entsteht, gleicht.

Schnell hatte der frische Wind unser Schiff vor dem gefährlichen Golf von Lyon vorbei getrieben, so daß wir uns am 4. Mai in der Nähe der Insel Minorca befanden; an dem folgenden Tage passirten wir Majorca und Iviça, und am 6. standen wir um Mittag vor dem Capo Palos, welches im W. g. N., etwa acht Seemeilen entfernt lag. Die Luft war nebelig und erlaubte uns keine genaue Ansicht des Landes. Mehrere Riesenschildkröten schwammen schlafend an uns vorüber, eben so mehrere der oben erwähnten großen Züge von Zoophyten, welche gelbliche Streifen auf dem Meere bildeten. Am nächsten Tage erhob sich nordöstlich von uns die Insel Alboran wie ein ebenes Felsengebäude aus dem Meere. Sie ist ein unfruchtbarer, unwirthlicher, nur von Seevögeln und der Orseilleflechte bewohnter Kalkfelsen. Die Mauren sollen zuweilen an ihr landen, um Fische zu trocknen oder jenen geschätzten Färbestoff zu sammeln. Nur selten wurden die Gebirge der Barbarei sichtbar, dagegen hatten wir fast immer den malerischen Gebirgszug von Granada im Gesichte, welcher am Abend, vom Wetterleuchten erhellt, feierlich vor uns stand. Der Wind hatte nachgelassen, und wir konnten uns einige Tage lang an dem Anblicke der lieblich grünen Thäler weiden, welche sich, mit vielen Dörfern und Flecken geschmückt, vom Meer aus gegen die Gebirge hinziehen. Besonders schön ist die Ansicht von Velez Malaga, in dessen Nähe wir einen Aquäduct und die sich durchs Gebirg schlängelnde Straße von Gibraltar, so wie anmuthige Gärten unterschieden, in welchem die Rebe des feurigen süßen Weins neben der friedlichen Olive gebaut wird. Abwechselnde schwache Winde halfen uns allmählig vorwärts, bis wir am 11. Mai das langgestreckte Gebirge von Morabella zu Gesicht bekamen, und endlich durch einen etwas frischeren Wind, am 12. Mai Mittags in den Hafen von Gibraltar getrieben wurden, wo wir, unter dem Donner der Kanonen, glücklich Anker warfen.

Aufenthalt in Gibraltar und dessen Umgebungen.

Der erste Theil der Seereise war so vollendet, und wir befanden uns an den Säulen des Hercules, in denen man die Schranken der kühnsten Unternehmungen des Alterthums zu sehen pflegt. Viele Glieder der Reisegesellschaft begaben sich noch an demselben Tage an das Land, welches in so vieler Beziehung unsere Aufmerksamkeit fesselte. Der Felsen vor Gibraltar, Mons Calpe, bildet den Kern einer schmalen Landzunge, die sich von Nord nach Süd ins Meer erstreckt und nur durch einen niedrigen Sandgrund mit dem Continente zusammenhängt. Er erhebt sich auf der nach Süden gewendeten Spitze, Europa-Point, und auf der Westseite terrassenförmig; gegen Nord und Ost machen ihn steile Wände schlechterdings unzugänglich. Die Stadt liegt auf dem westlichen, dem bewohnbarsten und ebensten Theile der Landzunge. Die Seebatterien und die furchtbaren Reihen von Kanonen, welche aus den, im obern Theile des Felsens gehauenen, Casematten hervordrohen, beschützen dieselbe. Ausserdem nehmen fast den ganzen Umkreis des Felsens Batterien ein, und fehlen nur da, wo die Steilheit der Klippen jeden Angriff des Feindes unmöglich macht. Die auf allen Puncten gleich trefflichen Vertheidigungsanstalten sichern dem Platze die Unüberwindlichkeit, deren Ruf sie, seit Generals Elliot's muthiger Vertheidigung gegen die vereinte spanische und französische Flotte, in den Jahren 1779 und 1782, gewonnen hat. Auch haben Jahrhunderte daran gebaut, um der nördlichen Säule des Hercules ihre gegenwärtige Stärke zu verleihen.

Die Stadt selbst, größtentheils seit der letzten dreijährigen Belagerung von neuem aufgebaut, besteht aus niedrigen, in einer Hauptstraße und mehreren, mit dieser parallel laufenden Seitenstraßen zusammengedrängen Häusern, von welchen aus sich das alte Gemäuer des maurischen, im Jahre 725 errichteten Castells, gegen die Spitze des Berges hinziehet. Südlich von der Stadt, in Red Sands, sind neuerlich schöne, zu öffentlichen Promena-

den bestimmte Gartenanlagen gemacht worden. Man sieht unter der glühenden Sonne dieser Gegend viele Kinder der Flora von den glücklichen Inseln, der Nordküste Africa's, dem Cap der guten Hoffnung und von West- und Ost-Indien mit bewunderungswürdiger Ueppigkeit wuchern. Die Alleen längs den Seebatterien beleben den Boden von dieser Seite des Berges, dessen oberen felsigen Theil einige Gesträuche und die Zwergpalme mit spärlichem Grün bekleiden. Auf der Höhe des Berges lebt eine africanische Affenart, welche mehrere Glieder unserer Gesellschaft gesehen haben wollen. Wahrscheinlich ist solche durch die Mauren hieher gebracht worden. Wendet man sich von jener Anlage auf der Straße noch weiter den Berg hinauf, so gelangt man auf eine steile Anhöhe, welche durch eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf das Meer, die Gebirge des Atlas in S. W. und jene von Granada in N. O. überrascht. Der Anblick zweier Welttheile und des sie trennenden Meeres führt der Seele des Reisenden eine Fülle von Gedanken zu. Längs der Nord-Ostseite läuft ein schmaler Weg am Meere hin, auf welchem man aber den ganzen Felsen nicht umgehen kann, indem sich bald die fürchterlichen Klippen vom Meere aus steil bis zu einer solchen schwindelnden Höhe erheben, daß jeder Pfad unmöglich wird. Hier in dem äussersten, noch zugänglichen Winkel dieser Seite steht ein einsames Landhäuschen des Gouverneurs, welches durch die reizende Aussicht auf das, vor ihm weitausgebreitete, Mittelmeer und durch seine Abgelegenheit und Stille ganz besonders einladend ist. Man zeigte uns hier mit patriotischem Stolze die Meubles, welche Lord Elliot aus den, durch seine glühenden Kugeln vernichteten, schwimmenden Batterien der vereinigten Belagerer hatte verfertigen lassen. Von diesem Puncte an bis an das nördliche Ende des Felsens, gegen den neutralen Grund hin, welcher Gibraltar von den spanischen Linien trennt, kann das Vorgebirg nur zu See umgangen werden. Die kühne, gigantische Form des kahlen Felsens bereichert die Phantasie des Malers mit einer, in ihrer Art einzigen Anschauung. Das Meer bricht sich in gewaltiger Brandung an den steilen Ufern, die hie und da zu tiefen Grotten, wilden Tauben zum Aufenthalte dienend, ausgehöhlt sind. Ausserdem beleben Tausende von kleinen Seekrabben, Seesternen, Seeigeln, Actinien und eßbarem Mytilus diese öden Klippen, welche kein anderes lebendes Wesen zu beherbergen vermögen. Den einzigen Ort, der eine Landung zuläßt, und von den Einwohnern Gibraltars zu Belustigung häufig

besucht wird, hat eine Ansiedlung von Fischern, la Galetta genannt, besetzt. Ein schmaler Fußsteig führt von hier um den übrigen Theil des Berges herum, bis zu dem nördlichen Thore der Stadt. Auf diesem Wege wird der Wanderer durch den fast senkrechten Abfall des Felsens, gerade da, wo er seine größte Höhe hat, beinahe erschreckt. Von dem gefährlichen Steige am Abhange gelangt man endlich auf einen gepflasterten, künstlichen Damm über eine Meeresbucht zum Stadtthore.

General Donn, der Gouverneur des Platzes, hatte uns die Erlaubniß gegeben, alle Gegenden des Felsens, selbst die Befestigungen zu besuchen, und war überhaupt bemüht, der Gesandtschaft alle Unterhaltungen zu verschaffen, welche die isolirte Seestadt nur irgend bieten kann. Auf einem Balle sahen wir den zärtlichen Fandango und Bolero der Andalusier mit den Tänzen des Nordens wechseln, und in den festlich erleuchteten Laubengängen am Pallaste ertönte bald die sanfte Klage spanischer Madrigale, bald ein melancholisches Lied nordischer Barden. Dieser Contrast zwischen dem Süden und Norden tritt hier dem Reisenden auf eine überraschende Art überall entgegen. In dem Gemische spanischer und englischer Bewohner bemerkt man auch sehr viele Genueser und Calabresen, die besonders dem Gewerbe der Fischer und Schiffer obliegen. Die Anzahl der Juden, welche größtentheils spanisch sprechen, ist beträchtlich. Noch hat der Besitz der Engländer spanische Sitten und Sprache nicht verdrängen können; vielmehr gibt der große Handelsverkehr und die Gegenwart sehr vieler Fremden diesem Stapelplatze für den Commerz des Mittelmeeres einen allgemeinen und großartigen Charakter. Was aber das bunte Gemälde, welches die Bewohner Gibraltars darbieten, vollendet, ist die Gegenwart der Asiaten und Nordafricaner. Von letztern befinden sich besonders sehr viele Marokkaner hier, welche Südfrüchte und feine Lederarbeiten auf der Straße verkaufen. Der blonde Nord- so wie der gelbliche Süd-Europäer unterscheiden sich durch auffallend verschiedene Züge in Gesichtsbildung und Körperbau von diesen Fremdlingen orientalischer Abkunft. Die Physiognomie der hier erscheinenden Marokkaner und anderer Africaner spricht Festigkeit und Klugheit aus, doch ohne jenen Zug von Verschmitzheit, dessen man die semitischen Abkömmlinge zu beschuldigen pflegt, vielmehr gepaart mit einer angenehmen Offenheit, Behaglichkeit und Seelenruhe. Eine hohe Stirne, ein ovales Gesicht, große, feurige,

schwarze Augen von gewölbten, gelben Augenbraunen beschattet, eine feine, längliche, doch nicht zu spitzige Nase, ziemlich breite, in einen engen Winkel zusammenlaufende Lippen, dichte, schwarze, schlichte Haupthaare, ein ähnlicher Bart, bräunlichgelbes Colorit, kräftiger Hals und fester Knochen- und Muskelbau bei mehr als mittlerer Größe, charakterisiren den Bewohner Nordafrica's, wie man ihn häufig in den Straßen von Gibraltar erblickt. Unter die gefährlichsten Krankheiten, welche sich in dieser, durch ihre Lage sehr heißen und besonders dem Südwind ausgesetzten, Bucht des Mittelmeeres einstellen, gehört auch das gelbe Fieber. Kurz, ehe wir hier ankamen, wurden eine Menge Menschen als Opfer dieser Krankheit dahingerafft.

Gegen das Meer hin verflacht sich der Berg allmählig in den niedrigen Sandgrund des Ufers.

Wir durchwanderten diese kleine Sandwüste, als wir von Gibraltar aus die spanischen Linien und Algesiras besuchten. An dem Grenzposten, wo eine geringe Mannschaft spanischer Linientruppen in kleinen Häusern garnisonirt, und ohne Schutz vor den Sonnenstrahlen mitten in dem Sandufer während der Sommermonate einen sehr lästigen Aufenthalt hat, erhielten wir die Erlaubniß, das spanische Gebiet auf unsern naturhistorischen Ausflügen zu durchstreifen. Man erblickt, außer einigen kleinen Gärten zunächst den Wohnungen, auf diesem Strande nichts, als einzelne Uferpflanzen, welche nur spärlich die Armuth dieses, vom Winde in Sandhügel erhobenen, Landstriches bedecken. Eidechsen, mehrere Arten von Pimelia, Copris und Scarites sind in diesem sandigen Boden die vorzüglichen Bewohner aus dem Thierreiche. Man setzt auf diesem Wege längs der Küste über zwei unansehnliche Bäche. Näher an Algesiras tritt man in einen lichten Wald von niedrigem Nadelholz. Das Städtchen selbst, ein gutgebauter, freundlicher Ort, genießt einer sehr reizenden Lage. Westlich von ihm erheben sich sanftsteigende, mit frischem Grün, zerstreuten Pinien und Korkeichen gezierte Hügel, von deren Gipfel sich eine liebliche Aussicht ins Thal eröffnet. Durch die Fluren führt der Stadt ein hoher, gemauerter Aquäduct aus dem Gebirge Wasser zu. Die Bay von Gibraltar, von unzähligen Schiffen belebt, dehnt sich hier vor dem Blicke des Wanderer aus, und die hochragende Calpe begrenzt mit ihren steilen Klippen den Gesichtskreis.

Südwestlich von Algesiras liegt Tarifa, der südlichste Punct von Andalusien und von dem ganzen europäischen Continente. Der Weg dahin, durch Wiesengründe und über dünnwaldige Sandsteinhügel, bietet viele Abwechslung dar. Das Städtchen ist größtentheils von alter Bauart, und besitzt noch von den Mauren herrührende Festungswerke, welche jedoch gegenwärtig viel weniger bedeutend sind, als zur Zeit, wo die Saracenen den Ort zum Hauptpuncte ihrer Verbindung mit Africa gemacht hatten. Auf diese Verbindung, welche Tarifa mit den Mauren hatte, scheint selbst die Physiognomie der jetzigen Einwohner hinzudeuten. Mehr als bei den übrigen Andalusiern soll ihr Colorit und ihre Gesichtsbildung der arabischen ähnlich seyn. Man rühmt vorzüglich die Schönheit des weiblichen Geschlechts von Tarifa, welches den Reiz seiner Gestalt durch das schwarzseidene Gewand, und seiner feurigen Augen dadurch zu erhöhen weiß, daß es nur eines derselben aus dem, das Angesicht umhüllenden, Schleier hervorblicken läßt. Schon die Römer hatten die Wichtigkeit dieses Platzes erkannt, und die Stadt, welche sie Julia Joza oder Traducta nannten, mit Colonisten punischer Abkunft von Tingis (Tanger) her bevölkert. Gegenwärtig hat der menschenleere und gewerbslose Ort nur durch seine Lage an der Straße, von welcher er, durch Sandhügel und Sandbänke getrennt, noch beinahe eine Viertelstunde entfernt liegt, ein allgemeines Interesse.

Von den Thürmen der Stadt erblickt man die gegenüberliegende Küste von Africa. Die südliche Säule des Hercules, Mons Abyla oder der Affenberg, an dessen Fuß Ceuta liegt, erhebt sich fast Gibraltar gerade gegenüber; gegen Westen erscheint die Gebirgskette, welche sich hinter Tanger hinzieht, und in das Vorgebirg des Espartel ausläuft. Hier in der Meerenge bemerkt man deutlich die Strömung, die beständig Wasser des Oceans in das Becken des Mittelmeers führt. Diese Strömung rinnt vier bis fünf Seemeilen in einer Stunde, und ist so beträchtlich, daß besonders größere Schiffe nur mit frischem östlichen Winde aus der Straße nach Westen segeln können, weshalb sie oft lange Zeit im Hafen von Gibraltar liegen bleiben, während Schiffe aus dem atlantischen Meere selbst bei widrigem Winde hereinkommen. Innerhalb des Mittelmeeres verspürt man die Strömung bis an die Küste von Malaga, zwanzig Seemeilen, oder nach Andern bis Cabo de Gata, siebenzig Seemeilen von Gibraltar.

Unter den spanischen Fischern ist die Meinung allgemein, daß sich die Straße allmählig erweitere, und sie stimmt mit den historischen Ueberlieferungen über die Breite der Straße vollkommen überein.

Nachdem wir die Umgegend von Tariffa besichtigt hatten, beschloß die Gesellschaft, in welcher sich auch der Hr. Baron v. Neveu befand, von hier auf einem leichten Fischerboote nach Algesiras zurückzukehren. Wir Alle fühlten uns durch die Anschauung des südlichen Landes, besonders aber durch den eigenthümlichen romantischen Geist des spanischen Volkes, der sich hier, wie überhaupt in den mittägigen Gegenden, freier ausspricht, in eine angenehme Stimmung versetzt und unsere Sehnsucht nach den Tropenländern gesteigert. Herrlich war der Abend, klar und heiter die Nacht, und die Gestirne der nördlichen Hemisphäre, in den sanftbewegten Wellen der Straße sich spiegelnd, schienen uns hier, an der Mündung des Weltmeeres, mit freundlichem Lichte gleichsam schon den letzten Abschiedsgruß zuzuwerfen. In Algesiras kaum angelangt, erhielt der Gesandte die Bestimmung des Wiener Hofes, vermöge welcher die Fregatte Austria ihre Reise nach Rio de Janeiro allein antreten sollte, ohne länger auf die übrigen dahin bestimmten Schiffe zu warten. Wir waren nur noch einen Tag in Algesiras anwesend, als plötzlich der Ostwind sich einstellte, und uns ein Kanonenschuß auf der Austria und die dort ausgesteckte Signalflagge an Bord rief. Gegen Mittag erschien ein Bord mit der Nachricht, daß die Fregatte in einer Stunde absegeln werde, und brachte uns dem zufolge eiligst auf dieselbe zurück. Alles war zur Abreise bereit; nur unser Kollege, Herr Mikan, der sich auf einer botanischen Streiferei zu weit von Algesiras entfernt hatte, war noch nicht am Bord eingetroffen; wir fingen daher schon an, über sein Ausbleiben unruhig zu werden, als er, da man eben die Anker gelichtet und die Segel entfaltet habe, noch glücklich das Schiff bestieg.

Fahrt von Gibraltar nach Madeira und durch den atlantischen Ocean nach Rio de Janeiro.

Am 3. Junius verließen wir Mittags die Rhede von Gibraltar, begleitet von mehr als fünfzig größeren und kleineren Fahrzeugen, die ebenfalls auf den zur Ausfahrt günstigen Wind gewartet hatten, und nun mit uns, in einem majestätischen Zuge, durch die Meerenge dem Ocean entgegensegelten. Der Ostwind wehte frisch, und unsere rasche Seglerin gewann bald allen übrigen Schiffen den Vorrang ab. Schon nach einer Stunde hatten wir die östliche Spitze des Cabo Carnero umschifft, und befanden uns mitten in der Straße, wo beide Welttheile nur wenige Seemeilen von einander entfernt liegen. Während wir auf der dunkelgrünen Fluth der Meerenge dahinsegelten, lag die spanische Küste in einer trüben Bläue vor uns; man konnte deutlich zwei Reihen von Bergen unterscheiden, welche von O. N. O. nach W. S. W. laufen. Die hintere ragt beträchtlich über die vorderen grünen Hügel hervor, welche, sanft emporsteigend, an die schrofferen und kahlen Rücken jener sich anlegen, und von vielen kleinen Thälern durchschnitten, ohne steile Abhänge an das Meer herabziehen. An zweien der äußersten Puncte dieser Vorgebirge stehen noch maurische Wachthürme, und weiter gegen Westen erblickt man das sandige Vorgebirge von Trafalgar, berühmt durch Nelson's Sieg. Ein blauer Streif höher gegen N. W., der in das schmale Cabo de S. Sebastian ausläuft, war der letzte Punct des europäischen Continents, den wir begrüßen konnten. Die Gebirge an der africanischen Seite der Straße waren größtentheils in Nebel eingehüllt; jedoch schienen sie uns, wie jene an der spanischen Küste, eine längliche, auf dem Rücken durch sattelförmige Ausschnitte bezeichnete Bildung zu haben. Um 4 Uhr fuhren wir an Tanger in einer Entfernung von drei bis vier Seemeilen vorüber. Man unterschied deutlich die, terrassenförmig aus kleinen platten Häusern erbaute, mit Mauern und niederen viereckigen Thürmen umgebene Stadt, hinter welcher sich steile Kalkberge, und

hie und da herabgestürzte Felsenblöcke erheben. Um fünf Uhr war uns Cabo Spartel in O. S. O. ungefähr sechs Seemeilen entfernt. Der Gedanke, von zwei Welttheilen einem dritten zuzusteuern, bewegte uns Alle. Die Nähe des alten Africa's, das schon seit Jahrhunderten ohne Fortbildung in starrer Einförmigkeit ..ıbt; die Erinnerungen an die Grenzen, welche das kühne Alterthum in der Meerenge seiner Thätigkeit gesetzt glaubte; die Sage von der glückseligen Atlantis, welche wir in dem üppigen, an Naturwundern so reichen America wieder zu finden hofften; der Gedanke, von dem gebildeten und geistig hohen Europa Abschied nehmen zu müssen; Alles vereinigte sich, uns die Fahrt durch die Säulen des Herkules hinaus in das große Weltmeer zu einem unvergeßlichen Momente des Lebens zu machen.

Um sechs Uhr Abends waren die letzten Puncte der europäischen und africanischen Küste aus unseren Augen verschwunden, und wir befanden uns auf dem hohen Ocean. Majestätisch thürmten sich die spiegelnden Wellen empor, und schienen die, in ihre tiefen Furchen hinabgleiten.n Fahrzeuge zu verschlingen; das Weltmeer selbst zeigte, wie das klare Firmament über ihm, in dem dunkeln Blau gleichsam ein Bild seiner unergründlichen Tiefe. Jedes der mit uns ausgelaufenen Schiffe verfolgte von nun an, auf dem alle Continente trennenden und vereinigenden Ocean, vom Compaß begleitet, den Weg seiner Bestimmung; unsere treffliche Seglerin, allen vorangeeilt, durchschnitt mit unglaublicher Schnelligkeit die hohen, gleichförmig dahinrollenden Wogen noch in der Richtung nach West. Der frische Ostwind dauerte fort, und Segel und Verdeck wurden mit Thaue benetzt; wir legten gewöhnlich neun Seemeilen in einer Stunde zurück. Obgleich der erste Anblick des grenzenlosen Elementes, der auf ihm so herrlich auf- und untergehenden Sonne, so wie des Mondes und des gestirnten Himmels begeisternd auf das Gemüth des Betrachters wirkte, so bot doch das gegenwärtige Seeleben wenig Abwechslung und Unterhaltung dar. Die Phosphorescenz war in dieser Breite sehr unbedeutend und gewährte, da sie nur von wenigen einzelnen Thieren herrührte, nicht jenen imposanten Anblick, den wir im Mittelmeere gehabt hatten. Um so angenehmer war es uns aber, daß sich, je frischer und günstiger der Wind wurde und je schneller das Schiff dahineilte, die Seekrankheit, woran so Viele von uns während der Fahrt durch das Mittelmeer gelitten hatten, immer mehr verlor, und

es jetzt Allen erlaubt war, ohne Uebelbefinden auf dem Verdeck zu verweilen.

Die Seekrankheit ist ein lästiges Uebel für Reisende auf dem Meere. Nicht Alle werden von ihr auf gleiche Weise ergriffen; im Allgemeinen scheinen Personen von starker Constitution und an Seeküsten lebende weniger von ihr zu leiden, als Leute von schwächlichem Körperbaue und Bewohner des innern Continentes oder der Gebirge. Man sieht jedoch auch Beispiele von dem Gegentheile, ja daß sogar Matrosen durch viele Seereisen abgehärtet, bei heftigen Stürmen von ihr befallen werden. Gewiß ist es, daß die Ursache dieser Krankheit weniger in dem Anblicke des unermeßlichen Gewässers, in der dadurch erregten Furcht vor Gefahr, in dem üblen Geruche, welcher sich aus dem im Schiffsraume eingeschlossenen und faulenden Wasser entwickelt, in dem Heimweh u. s. w., sondern hauptsächlich, wenn nicht allein, in der schaukelnden Bewegung des Schiffes liegt. Der Eindruck, den der Reisende durch die schwankende Bewegung des großen, flüssigen Elementes erhält, ist ganz dem ähnlich, welchen manche Personen beim Fahren oder Schaukeln zu Lande empfinden, und Viele verläßt er selbst dann nicht immer, wenn sie sich schon wieder einige Stunden auf dem festen Lande aufgehalten haben. Gewöhnlich beginnt die Krankheit mit einem dumpfen Drucke im Kopfe und mit Beklommenheit, und geht bald durch eine Reihe der unangenehmsten Empfindungen bis zu mehr oder weniger schmerzhaften Krämpfen des Magens über, welche mit heftigem fortwährenden Erbrechen endigen. Bisweilen ist letzteres so stark, daß es Blutsturz zur Folge hat, oder es geschieht wohl auch, daß die Kranken bei andauerndem Ekel, der selbst schon durch Geruch oder Anblick von Speisen erregt wird, aus Mangel hinreichender Nahrung in Abzehrung und, bei langwierigen Seereisen, in Lebensgefahr gerathen. Wer die Marter dieser Krankheit erfahren hat, weiß, daß man von ihr befallen, alle irdische Glückseligkeit mit einer einzigen Stunde auf dem Lande vertauschen möchte, und wird sie daher als einen nicht unwichtigen Gegenstand in der Beschreibung einer Seereise ansehen. Zur Beseitigung oder Linderung dieser lästigen Krankheit hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen. Die Seeleute empfehlen vorzüglich den Genuß der Pomeranzen und des Rostes vom Anker. Die bewährtesten Regeln zur Abwendung dieses Uebels sind diätetisch, und fordern vor allem, sich so viel als

möglich auf dem Verdeck in freier Luft und zunächst dem Mittelmaste, wo die schaukelnde Bewegung weniger empfunden wird, aufzuhalten, die Oberfläche des Meeres gar nicht, oder doch nicht mit stirrtem Blicke, zu betrachten, sich, statt flüssiger, besonders warmer, an feste, kalte, vorzüglich an saure und viele Verdauungskraft erfordernde Speisen, z. B. an gesalzene Fische, Schinken u. s. w. zu gewöhnen, überhaupt aber die ersten Anwandlungen der Krankheit, ja selbst sich einstellendes Erbrechen sogleich durch den, mit Ueberwindung zu erzwingenden Genuß schwerer Speisen, und durch eine muntere Zerstreuung zu besiegen. Vor Allem hüte man sich, das Verdeck des Schiffes zu verlassen, und sogleich beim ersten Kopfwehe seine Zuflucht zu dem dumpfigen und übelriechenden inneren Schiffsraum oder nach der Cajüte zu nehmen. Hat sich aber demungeachtet die Krankheit so eingestellt, daß man muthlos sich kaum mehr zu bewegen vermag, so ist nur von einer horizontalen Lage und dem dann eintretenden Schlafe Erleichterung zu erwarten. In derselben Lage ist es nach einiger Erholung räthlich, Porterbier, feste und kalte Speisen, z. B. Schinken zu sich zu nehmen, und darauf in die frische Luft zurückzukehren. Vorsatz und Zerstreuung vermögen hier Vieles, so wie umgekehrt Nachdenken und geistige Anstrengung, besonders bei schwächlichen Personen, die Krankheit herbeirufen und verlängern können. Je weniger man auf sich reflectirt, und je häufiger man sich durch vielerlei Beschäftigung, durch Spazierengehen auf dem Verdeck, ja selbst durch Fechten und Matrosenarbeit unterhält, desto leichter gewöhnt man sich an die schaukelnde Bewegung, am meisten bei einer langen Seereise. Auch wir wurden so allmählig immer seltener von dieser unangenehmen Krankheit heimgesucht und vermochten, von einem freundlichen Wetter begünstigt, den ganzen Tag auf dem Verdeck zuzubringen. Nur wenn die See sehr hoch ging, und die Bewegungen des Schiffes heftig wurden, traten die ersten Empfindungen derselben, obgleich vorübergehend, ein; je gleichförmiger aber der Wind und die Bewegung des Schiffes waren, desto leichter gewöhnten wir uns an letztere, und desto reizender wurde uns das Seeleben.

Der anhaltend frische Wind brachte uns mit größter Schnelligkeit in die Nähe von Madeira. Am 5. Junius Abends, als sich der Himmel mit dünnen Wolken zu überziehen anfing, bemerkten wir mehrere Vögel, unter andern die auf den Wellen

dahinschwebende Procellaria pelagica, als Anzeichen des nahen Landes. Wir segelten daher die Nacht hindurch mit wenigern Segeln. Am folgenden Tage um 6 Uhr Morgens erblickten wir die drei verlassenen Inseln, Ilhas desertas, welche mit zur Gruppe von Madeira gehören, sechs Seemeilen südlich von uns, gleich eingefallenen Pforten oder ungeheuren Bögen aus dem grenzenlosen Meere hervortreten. Die Nebel, welche uns bis jetzt Madeira in S. W. verhüllt hatten, zertheilten sich, als die Sonne höher stieg, und um 9 Uhr erkannten wir deutlich das östliche Vorgebirg, Capo de S. Lourenço, dessen vielförmige und steil über einander gethürmte, röthliche Felsenklippen weithin in die See ragen. Nachdem wir es in Norden gelassen hatten, erfreute uns die Aussicht auf das in jugendlicher Frische vor uns ausgebreitete Thal von Porto novo; seine vom Meere aus ansteigenden, grünen Seitenabhänge sind mit zerstreuten, blendendweißen Häusern besetzt. Die braunen oder rothen Wände und steilen Kanten des schroffen Gebirges, das durch die Insel hinzieht, stehen anmuthig ab gegen das lebhafte Grün der blumenreichen Gründe. Nichts ist reizender, als der Anblick dieser Insel, welche wie ein lieblicher Garten auf dem Meere zu schwimmen scheint. Bald sahen wir in N. W. die Stadt Funchal und hinter ihr den steil emporragenden Pico da Cruz. Als am Abend die Fregatte sich nicht weit vom Lande befand, wurde die Flagge aufgesteckt, und sogleich eilte ein portugiesisches Boot von der Stadt herbei, um die nöthigen Erkundigungen einzuholen. Des stärkeren Windes wegen, der sich erhob, und die Ankerung auf dem sehr abhängigen Felsengrunde noch unsicherer und gefährlicher machte, hielt der Commandant für gut, noch in der See zu bleiben; es wurde daher das Boot ausgesetzt, um die Gesandtschaft und die Naturforscher ans Land zu bringen, während die Fregatte die Nacht hindurch bordegirend auf der Rhede verweilte. Die offene Lage dieses Hafens, in welchem die Schiffe bei heftigen Winden, besonders aus S. O. und S. W., leicht gegen die Klippen des Ufers getrieben werden, macht eine solche Vorsicht nöthig. Erst am Mittag des folgenden Tages, als wir Beide schon den gebirgigen Theil der Insel bestiegen hatten, und uns an dem großartigen Anblicke des Oceans weideten, verkündete die Salve der Fregatte, daß sie Anker geworfen hatte.

Es waren auf diesem schönen Eilande, der ersten portugiesischen Besitzung, welche Ihre K. K. Hoheit die Erzherzogin be-

treten sollte, festliche Zubereitungen für Ihren Empfang gemacht worden, und die Gesandtschaft wurde wiederholt eingeladen, hier einige Tage zuzubringen. Man hatte jedoch bestimmt, nur so lange zu verweilen, als nöthig sey, um von dem köstlichen Rebensafte der Insel einzuschiffen, und da dieses am Tage der Ankunft geschah, so war den Naturforschern nur ein einziger Tag vergönnt, die nächste Umgebung von Funchal zu besuchen. Noch am Abend besichtigten wir die Stadt. Die Hauptstraße zieht sich nahe an der Seeküste hin, die engen Seitengassen, aus kleinen, zum Theil alten und baufälligen Häusern bestehend, steigen an dem Abhange des Berges hinauf. Ein offener Platz mitten in der Stadt, der Kirche gegenüber, ist mit Reihen ausländischer Bäume geschmückt. Der Gouverneur der Insel, welcher auch das nahe Porto santo befehligt, wohnt in einem sehr geräumigen, schönen Castelle, ganz nahe am Hafen. Dieses sowohl, als die nächsten Umgebungen der Hauptkirche wurden in der Nacht, wo der Gouverneur der Gesellschaft ein glänzendes Ballfest gab, feierlich beleuchtet. Die Damen ließen sich in reichvergoldeten Palankins und in kostbar verschleierten, an Stangen befestigten Netzen nach dem Pallaste tragen, und zwar von Negern, deren bedeutende Anzahl unter den übrigen Bewohnern uns um so mehr auffiel, als wir sogar einige Geistliche von dieser Farbe wahrnahmen. Was im Allgemeinen den physiognomischen Charakter des gemeinen Mannes auf Madeira betrifft, so ist er mager, muskulös, von braunem Teint, schwarzen vernachlässigten Kopfhaaren, buschigen Augenbraunen und dunklen Augen. Er erregt in der groben Matrosenkleidung mit seiner spitzigen rothen Mütze mehr Furcht, als Zuneigung. Die nicht selten bis ins Schwärzlichbraune spielende Hautfarbe erinnert an die sonst häufigere Vermischung der Weißen mit Negern, welche ehemals in großer Anzahl aus Guinea eingeführt wurden. Daß Zarko, der Entdecker Madeira's, keine Spur von menschlichen Bewohnern hier fand, ist bekannt. Wie in den Ländern des südlichen Europa's, ist auch hier der Esel das vorzüglichste Hausthier, auf welchem die Lasten von einem Orte zum andern geschafft werden. Aeußerst selten erblickt man daher in diesem Gebirgslande Lastwägen, die hier die Form von Schlitten haben und mit vielen Ochsen bespannt werden, noch seltener aber eine Chaise.

Die Naturforscher zogen dem Genusse jenes Festes die Bekanntschaft mit dem Innern der Insel vor. Wir Beide befan-

den uns mit Anbruche des Tages schon auf dem Wege nach der Höhe, welche sich vom Hafen aus amphitheatralisch erhebt, und von mehreren Thälern durchschnitten, klare Bäche herabführt. Zwischen Gärten und Weinbergen liegt eine Menge kleiner Landhäuser zerstreut, und überall begegnet dem Wanderer ein freundliches Bild von dem beharrlichen Fleiße der Einwohner, welche selbst schroff ansteigende Hügel urbar gemacht, mit Reben bepflanzt und durch weit verbreitete Canäle bewässert haben. Längs einer solchen gemauerten und vielfach verästelten Wasserleitung, die mehrere Quellen aus dem höchsten Theile der Insel herabbringt; gelangten wir auf einen kuppelförmigen Hügel, dem nordöstlichen Theile der Stadt gegenüber, von wo aus man eine reizende Aussicht auf das tiefe Thal, die Stadt mit ihren frisch grünenden Umgebungen, den Hafen und das Meer genießt. Am Fuße des Berges prangen, einzeln um die Landhäuser gepflanzt, die wogende Dattelpalme, der breitblättrige Pisang, das saftige Zuckerrohr, die eßbaren Injamen, Mais und Melonen; höher am Berge erscheinen über Gitter gezogene Weinlauben, die von Aloe und Cactus umzäunet, gleichsam einen grünen Teppich über die schöne Insel ausbreiten; noch weiter am Berge aufwärts folgt ein schattenreicher Wald von süßen Castanien und Lorbeerbäumen; die höchsten Puncte endlich sind mit Heide, Ginster, Farrnkräutern und Gräsern besetzt. Faßt man das Ganze in einem Blicke zusammen, so glaubt man in diesen tiefen Gebirgsschluchten, geschmückt mit dem sanftigen Grün der Rebe, diesen steil ansteigenden Grasmatten, welche sich an erhabene Basaltwände anlehnen, diesen herrlichen schattenreichen Wäldern, belebt von mehreren klaren, rauschend über die Felsen sich herabstürzenden Quellen, das Bild einer europäischen Alpengegend vor sich zu haben, der alle Reize des südlichen Himmels zur schönen Zugabe geworden sind. Die schwarzen Basaltwände verleihen jedoch dieser Landschaft einen Zug von Melancholie, welcher, wenigstens zur Zeit unserer Anwesenheit, durch die auffallend geringe Anzahl von Thieren noch bemerkbarer wurde. Ausser einigen europäischen Singvögeln, Bachstelzen, einigen Schmetterlingen und wenigen andern Insecten, die das nahrungslose Gestein bewohnen, fanden sich fast gar keine Thiere vor. Die Vögel wandern vermuthlich zwischen den Inseln und dem europäischen und africanischen Continente hin und her. Auch finden sich an den kahlen, selbst sandlosen Ufern der Inseln keine Muscheln und Seesterne, so wie nahe an der Küste nur wenige

Fische, weswegen hier die getrockneten Fische von Nordamerika in großer Menge abgesetzt werden. Diesen Mangel an Thieren hat die Insel mit vielen vulkanischen Gegenden gemein.

Von einem der höchsten Puncte der Insel, welcher mit Stämmen von Pinus canariensis Smith und mit Farrenkräutern bewachsen ist, kamen wir schon am Abend, durch mehrere tiefe Schluchten und einen dichten Hain von schönen Lorbeeren und Castanien, zu einer einsamen Kirche der Nossa Senhora de monte herab. Eine breite Treppe führt zu dem Tempel, welcher sich auf einem Vorsprung des Berges, zwischen schattigen Castanienbäumen erhebt. Eben vergoldete die untergehende Sonne das Meer und bestrahlte die entfernteren Gegenden der Insel mit einem magischen Lichte, während die weithin tönende Glocke der Kirche die Wanderer nach dem Wallfahrtsorte einlud. Die Umgebung desselben ist durch fromme Sorgfalt mit Blumengebüschen besetzt. Das Klima dieses glücklichen Eilandes begünstigt die Producte einer jeden Zone mit gleichem Erfolge; nur vermißt der Europäer hier seine Eichen, Tannen, Birken und Weiden, sieht aber dagegen mit Erstaunen neben den Getreide- und Obstarten caucasischer Abkunft, neben dem Feigenbaum, dem Zuckerrohr und dem Pisang des Orients, neben der Dattelpalme, dem Tomate, dem zahmen Rohre Africa's, auch die Injame, den eiertragenden Nachtschatten, die Cactus, Agaven und die Kartoffel America's gedeihen. Daß das Zuckerrohr durch den Infanten D. Henrique Navegador aus Sicilien hieher verpflanzt wurde, ist bekannt. Wenn den älteren Berichten zu trauen ist, so muß die Zuckerfabrikation hier sehr frühzeitig mit großem Erfolge betrieben worden seyn, und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam vielleicht der größte Theil des in Europa verbrauchten Zuckers aus Madeira. Als man aber die bei weitem größere Fruchtbarkeit der portugiesischen Colonien in Amerika kennen lernte, hörte die Cultur des Zuckerrohrs in Madeira allmählig wieder auf. Als die Insel den da Comaras übergeben wurde, fingen diese an, die Cultur des Weinstocks vorzüglich zu begünstigen, der zuerst aus dem griechischen Archipelagus, ebenfalls durch den Prinzen Heinrich, eingeführt worden war. Der Weinbau nahm seitdem so schnell zu, daß er schon vor einhundert und fünfzig Jahren das wichtigste Geschäft der Colonie wurde. Der größte Theil der Trauben ist weiß, mit länglichen Beeren, und eine der geschätztesten die sogenannte Verdelho. Die Be-

handlung der Reben ist hier von der in Portugal üblichen in so weit verschieden, als man die, auf steinigen und der Sonne ausgesetzten Orten gepflanzten Stöcke sich an einem, mehrere Schuhe hoch vom Boden angebrachten, hölzernen Gitterwerke ausbreiten läßt. Sie bilden ein anmuthiges Laubendach, unter welchem nicht selten der Weg von einer Winzerhütte zur andern führt. In dem warmen Klima der Insel, deren nackter, schwarzer Basaltboden viele Wärme aufnimmt und an die Reben zurückgiebt, scheint diese Art der Cultur besonders zweckmäßig zu sein, während sie in kälteren Ländern von geringerem Erfolge ist. So tragen z. B. in mehreren Gegenden Italiens die Weinlauben minder reichlich, als die guirlandenförmigen Stöcke. Man baut den Weinstock vom Ufer des Meeres an bis zu zwei Fünftheilen der Höhe der Insel. Der jährliche Ertrag wird auf fünf und zwanzig bis dreißigtausend Pipen angenommen. Als den besten Wein nennt man den Malvasier, dessen Traube aus Griechenland stammt.

Wäre uns mehr, als ein eintägiger Aufenthalt auf der Insel gestattet gewesen, so könnten wir vielleicht noch mehrere interessante Beiträge beifügen. Als der Entdecker Zarco von Porto Santo aus die Insel zuerst erblickte, war sie vom Meere an bis zur höchsten Spitze mit einer düsteren, fast undurchdringlichen Waldung bedeckt, welche erst nach einem siebenjährigen Brand vertilgt ward. Viele der eigenthümlichen Formen der Insel mögen bei jener Gelegenheit zerstört worden seyn.

Reich an Naturschätzen aller Art, aber von der großen Anstrengung ermattet, kamen wir am späten Abend, auf einer zwischen den Weinfeldern gebahnten Straße, zur Stadt zurück. Da die Fregatte schon eine bedeutende Menge von dem köstlichen Weine der Insel eingenommen hatte, und zur Abreise fertig war, mußten wir sogleich wieder an Bord zurück.

Am 8. Junius Morgens 4 Uhr lichtete man die Anker, und ging in die See. Wir waren hiebei glücklicher als das Schiff, welches einige Zeit später Ihre K. K. Hoheit die Frau Kronprinzessin hieher brachte, und durch einen plötzlich eintretenden Süd-Wind zu nahe an das Ufer getrieben, eilig die beiden Ankertaue kappen mußte, um die hohe See gewinnen zu können. Das Meer ist rings um die Insel so tief, daß man nur

ganz nahe am Ufer, in einer Tiefe von fünfunddreißig bis fünfzig Faden, Grund für die Anker findet, welche sich in den Basaltklippen leicht festhängen. Deshalb wird es hier oft nöthig, mit Verlust der Anker in See zu gehen, besonders in den Monaten November bis Februar, wo Stürme aus S. W. oder S. O. die Schiffe gegen die Küste zu werfen drohen. Wir gingen aus der Rhede von Funchal unter einem schwachen Nord-Wind, der aber bald in O. und in N. O. umsetzte und den ganzen Tag hindurch günstig wehte. Mittags hatten wir den Mittelpunct der Insel in N. O. g. N. Da der Wind während der Nacht zunahm, befanden wir uns am nächsten Morgen schon auf der Höhe der canarischen Inseln. Palma erschien uns mit dichten Regenwolken bedeckt. Sie wird fast immer im Nebel gehüllt wahrgenommen, welches eine Folge der hier gewöhnlichen westlichen Winde und der mit diesen eintretenden Regen ist, die auf keiner der Canarien so häufig seyn sollen, als auf ihr. Ihre südliche Spitze war uns Mittags in S. O. g. O.; bald darauf entzogen sie dichte Nebel und ein kurz andauernder Regen unsern Blicken. Eine englische Brigg, welche Collonisten für Neuholland an Bord hatte, fuhr in dieser Breite ganz nahe an uns vorüber. Es befand sich eine große Zahl von Frauenspersonen auf ihr, die, obgleich aus dem Vaterlande verwiesen, getrosten Muthes ihrer neuen Bestimmung entgegenzureisen schienen. Am Abend desselben Tages kam auch die Insel Ferro in unsern Gesichtskreis, jedoch wie fast immer in Nebel gehüllt. So hatten wir denn die Grenze der früheren Schifffahrt, von welcher aus der kühne Unternehmungsgeist eines Bartholomäus Diaz, Columbus, Magalhâns einst neuen Welten zugesteuert war, überschritten, und segelten, menschlicher Kunst und Wissenschaft vertrauend, auf dem unabsehbar um uns sich ausbreitenden Ocean dem Ziele unserer Reise entgegen. Wenn der Bewohner des kleinen Fahrzeuges sich beim Anblicke des bewegten, unermeßlichen Elementes von Schauder ergriffen fühlt, so staunt er bei der Betrachtung, wie das künstliche Gebäude über Luft und Wasser triumphirend dahingleitet, die Größe und Macht menschlicher Erfindung an. Die Vervollkommnung der Nautik und der Schiffsconstruction in unserer Zeit flößt dem Reisenden ein Gefühl von Sicherheit und Behaglichkeit ein, welches den Gedanken an jede Gefahr verscheucht. So lernten denn auch wir, auf einem trefflich gebauten, mit Vorsicht und Kenntniß geleiteten Fahrzeuge, umgeben von einer sich vielseitig anregenden Gesellschaft, die an-

genehmste Seite des Seelebens kennen. Unter abwechselndem Genusse von Spiel, Musik und literärischen Beschäftigungen eilten uns die Stunden eben so geschwind vorüber, als unsere treffliche Seglerin auf dem Wellenspiegel dahinglitt.

Die kleinen, schnell entstehenden und vorübergehenden Gewitter und Windstöße, welche von jetzt an bisweilen eintraten, schienen gleichsam nur mehr Abwechslung in das ruhige Seeleben zu bringen, indem sie, zugleich erhaben und Gefahr drohend, die verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen hervorriefen. Gerade in der Breite von Ferro stürzte plötzlich ein heftiger Windstoß über das Schiff herein, der mehrere Segelstangen zerknickte und herabwarf, wodurch einige Matrosen beschädigt, außerdem aber keine weiteren unangenehmen Folgen veranlaßt wurden. In der Nähe jener schönen Inseln, welche schon das Alterthum mit dem Namen der glücklichen bezeichnete, regte sich besonders in den Naturforschern der stille Wunsch, durch irgend eine günstige Veranlassung auf einer derselben landen zu können. Gerne hätten wir den Pic in der Nähe gesehen, und unter andern Merkwürdigkeiten mit vorzüglichem Interesse die Ueberreste der Guanchen untersucht, welche, unseren späteren Beobachtungen gemäß, durch ihre schlanke Gestalt, scheinbar wulstige Lippen und breitgedrückte Nase mit der Bildung der Neger übereinstimmen, durch die spitzig hervorstehenden Backenknochen und längeren, schlichten Kopfhaare aber mehr den alten Aegyptiern ähnlich sind. Der Wind führte uns jedoch mit stets vermehrter Geschwindigkeit an der schönen Inselgruppe vorüber. Nach wenigen Tagen befanden wir uns in der Breite des grünen Vorgebirges. Am Abend des 14. Junius erblickten wir die Insel Boa Vista, welche sich als ein langes, nicht sehr erhabenes Land darstellte; die südlichste Spitze des Eilandes blieb uns in N. g. W. zwölf Seemeilen entfernt liegen. Von den übrigen Inseln war keine zu sehen, da graue Wolken den Himmel während des ganzen Tages bedeckten.

Je näher wir den Inseln des grünen Vorgebirges kamen, desto verschiedener ward der Charakter der Elemente. Noch in der Breite der Canarien empfanden wir schnelle Veränderlichkeit in der Lufttemperatur, und jene plötzlichen, einzelnen Windstöße und Wirbelwinde, die hier häufig beobachtet werden. Erst als wir an jener Inselgruppe vorüber, zwischen dem 11. und 12.

Junius, in der Länge 21°, 51′ w. von Paris, den Wendekreis des Krebses passirt waren, vereinigten sich der Nord- und der Ostwind, die früher spielend miteinander abwechselten, zu einem Nordost- und endlich zu Nordnordost-Wind, der Tag und Nacht in gleichmäßiger Stärke dem Aequator zuströmte. Bei dieser Stetigkeit des beständigen Nordost-Winds legten wir in vier und zwanzig Stunden hundert und fünfzig Seemeilen zurück. Hier, in der heißen Zone, wogte das indigoblaue Meer in gleichmäßigen Wellen, und fing, was bisher weniger zu bemerken war, des Nachts allgemein und feierlich zu leuchten an. Diese majestätische Erscheinung, das sich bald häufig einstellende Wetterleuchten und unzählige Sternschnuppen schienen, nebst der stärkeren Schwüle, auf eine höhere elektrische Spannung der Elemente hinzuweisen. Auch in unserer nächsten Umgebung ging hier allmählig eine auffallende Veränderung vor, die unsere Personen mit den übrigen Gegenständen theilten. Wir sahen uns nämlich Mittags immer mehr von unserem Trabanten, dem Schatten, befreit, welcher sich verkleinert zwischen die Füße zurückzog, gleichsam, als würde Alles in diesem Kreise der Schöpfung unabhängiger und weniger beschwert von dem Schattenreiche, wovon immer die Schiefe und Einseitigkeit begleitet ist. Eben in dieser Breite ist es, wo die fliegenden Fische heerdenweise an der Oberfläche des Meeres erscheinen und dem einsamen Betrachter ein belustigendes Schauspiel darbieten. Um dem segelnden Schiffe und den Nachstellungen der Raubfische zu entgehen, erheben sie sich, bald einzeln, bald in Schaaren zusammengedrängt, einige Fuß hoch über die Wasserfläche, und fallen nach einem, dem Winde entgegengesetzten, Fluge von vierzig bis fünfzig Schritten Länge wieder in die Wogen zurück; zuweilen werden sie dabei durch den Wind auf das Verdeck geworfen und hier eine Beute der Matrosen. Ihre Feinde, die Thunfische und Boniten, wetteifern im Laufe mit dem pfeilschnell dahinsegelnden Schiffe. Sie zeigen eine unglaubliche Schwimmkraft, indem sie aus der schnellsten Bewegung plötzlich mehrere Fuß über den Meeresspiegel senkrecht emporspringen, und kopflings in denselben zurückstürzen. Hier waren sie in solcher Menge vorhanden, daß die Schiffsmannschaft unsere Tafel fortwährend damit versehen konnte, indem sie solche harpunirte, oder mittels starker Angeln, an welchem ein, den fliegenden Fischen ähnlicher, Federbüschel befestigt war, fingen. Der größte dieser Fische, welcher an Bord gezogen wurde, wog siebenzig Pfunde.

Nachdem wir in diese Region des Friedens und der Ruhe zwischen den Wendekreisen eingetreten waren, wurden die zuvor um die Tische gelegten Polster, welche das Herabfallen der Gläser, Flaschen und Teller verhüten sollten, abgelöst, und der Seemann vertraute sich von jetzt einer ruhigen und sicheren Fahrt. Unser Schiff segelte, von dem regelmäßigen Winde geführt, Tag und Nacht gleich rasch dahin, und die Matrosen fanden auf dieser, einer Spazierfahrt gleichenden, Reise Muße genug, sich mit Spielen und Lustbarkeiten zu unterhalten. Sie geriethen auf den Einfall, ein Marionettentheater zu errichten, und, abentheuerlich genug zusammengestellt, erschienen der muthwillige Pollicinello, der pedantische Dottore und die anmuthige Colombina auf dem großen Ocean. Nur einmal ward dieses heitere Schiffsleben unterbrochen. Man erblickte nämlich, als wir uns in 8°, 12′ n. Breite befanden, in der Ferne ein großes Schiff, dessen Bewegungen verdächtig schienen. Diese Gegend wird so häufig von Freibeutern aus Buenos-Ayres und Nordamerika beunruhigt, daß besonders portugiesische und spanische Schiffe sehr auf ihrer Hut seyn müssen. Doch verschonen jene Seeräuber auch englische Schiffe nicht. Beim Anblicke jenes Schiffes waren sogleich die nöthigen militärischen Anstalten getroffen worden; jedoch zeigte sich bald vermöge der Richtung, welche es gegen die Küste von Africa nahm, daß es keine feindlichen Absichten hatte. Vermuthlich war es ein portugiesisches Sclavenschiff, das nach Guinea segelte.

Während die Zusammenwirkung der Elemente sich immer harmonischer und großartiger darstellte, begann auch der gestirnte Himmel für die Bewohner des kleinen Fahrzeuges immer mehr ins Gleichgewicht zu treten. Am 15. Junius, in der Breite 14°, 6′, 45″, erschien uns zum ersten Male jenes herrliche Sternbild des südlichen Himmels, das Kreuz, welches jedem Seefahrer ein Zeichen des Friedens, und, nach seiner Stellung, ein Weiser der nächtlichen Stunden ist. Schon lange hatten wir auf dieses Gestirn, als einen Führer zur andern Hemisphäre, gehofft; unbeschreiblich war daher unsere Freude, als wir dessen an dem feierlich glänzenden Himmel ansichtig wurden. Von Allen ward es, als ein Zeichen des Heils, mit den Regungen tiefer Andacht betrachtet. In eben dem Grade, als sich der südliche Sternenhimmel über unsern Horizont erhob, sank jener der nördlichen Hemisphäre hinab. Nur mit schmerzlichen Em-

pfindungen blickten diejenigen, welche Europa ausschließend ihr Vaterland nannten, auf den immer tiefer sinkenden Polarstern hin, bis er endlich in den dichten Nebeln des Horizonts verschwand.

Glänzend taucht in dieser Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulcanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmählig rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht, oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blaß schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über dem Ocean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigsten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifisch, steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen, Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, schlangenähnliche Stränge aneinander geketteter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannigfaltigsten kleinen Seethiere ziehen langsam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmählig an dem bewegten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennende Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contrasten, verschwenderisch an dem azurnen Grund des Firmamentes, und strahlen noch bunter von

der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feierlich in den nebellosen oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab; häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, selbst von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer.

Groß und herrlich sind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Nacht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heißen Zone, empfindet er auch unangenehm die Nässe und Kühle des Morgens und Abends, und die drückende Schwüle des Mittags. Die gesammte Mannschaft fing daher in dieser Breite an, über Kopfweh und Colik zu klagen, und nur künstliche Mittel, wie Weinstein und Rhabarbar, mußten den Organismus wieder ins Gleichgewicht mit einer Natur bringen, auf welche die Sonne perpendiculär wirkt. Langsam kamen wir endlich aus dieser Region der schwülen Hitze und der lästigen Calmen, indem die, nach den mittägigen Gewittern eintretenden, Winde das Schiff jedesmal etwas weiter vorwärts führten.

Wie früher von dem Nordost-, so jetzt von dem Südost-Winde mit fast gleicher Geschwindigkeit geführt, segelten wir dem Erdtheiler zu. Am 28. Junius erschienen einige Tropicvögel und Pelikane, hoch über der Fregatte hinschwebend. Diese Vögel können zwar auf den Wellen ausruhen, pflegen jedoch, besonders die letztern, sich nur da zu zeigen, wo das Land nicht zu weit entfernt ist. Da wir uns mitten auf dem hohen Meere befanden, so mußten wir aus der Erscheinung derselben vermuthen, daß in der Nähe Felsen vorhanden seyn möchten. Wirklich fanden sich auf einigen unserer Seekarten in der Länge, wo wir den Aequator durchschneiden sollten, solche Felsen verzeichnet. Am Abend glaubte der Commandant schon an dieser Gefahr vorüber zu seyn, als plötzlich gegen 9 Uhr das Geschrei der Wachen vom Mastkorbe erscholl: Brandung vor dem Schiffe! Alle stürzten auf diesen Ruf voll Verzweiflung aufs Verdeck, und rannten blind durcheinander; die Einen riefen Feuer, die Andern Schiff-

bruch. Der Commandant verlor jedoch die Kaltblütigkeit und Besonnenheit nicht, und ordnete schleunigst an, die Segel des Schiffes gegen einander (in Kapp) zu stellen, um es in seinem Laufe aufzuhalten. Die Nähe der vermutheten Gefahr beflügelte die Manövers, und das Schiff wurde augenblicklich auf die von den Klippen abgewandte Seite gebracht. So waren wir nun zwar der Gefahr glücklich entgangen, und ein Jeder athmete wieder freier nach einem Momente, der durch das Bild eines so nahen Untergangs auf Alle mächtig und erschütternd gewirkt hatte; um indessen mit größerer Sicherheit während der Nacht zu segeln, wurde für nöthig erachtet, eine kleine Schaluppe zur Untersuchung des vermeintlichen Felsens auszusetzen. Jetzt kam es nur darauf an, ob sich einer der Seeoffiziere in einem so kleinen Boote dem unermeßlichen, hochwogenden Ocean aussetzen würde. Dem Aufruf des Commandanten folgend, trat der Schiffslieutenant Logodetti hervor und bestieg, nebst einigen Matrosen, mit Compaß, einer brennenden Laterne und einigen Lebensmitteln versehen, die schaukelnde Schaluppe, um gegen die muthmaßliche Brandung hinzusteuern. Als dieses vorging, war der Mond aus den Wolken hervorgekommen, und beleuchtete die von einem Südost-Winde bewegte See. Die gesammte Mannschaft des Schiffes, welches seither mit wenigen Segeln etwas rückwärts gefahren war, hing mit erwartungsvollen Blicken an dem Boote, dessen Weg durch seine Laterne angezeigt wurde. Das Schicksal der, in einem offenen kleinen Nachen dem großen Ocean, ja vielleicht einer nahen Felsenklippe ausgesetzten, Reisesegefährten beunruhigte Alle; bald sah man mit Bangigkeit das ferne Licht verschwinden, bald erfüllte sein Wiedererscheinen mit der lebhaftesten Freude; endlich aber entzog es sich auf einmal unseren Blicken und schien gänzlich verschwunden zu seyn. Indem wir uns den verschiedensten Muthmaßungen überließen, ruderte das Boot glücklich die ganze Nacht hindurch in steter Aufmerksamkeit auf die besorgte Gefahr, und kam am andern Morgen glücklich und wohlbehalten zur Fregatte mit der Nachricht zurück, daß die von den Wachen angegebene vermeintliche Brandung nur dem Rauschen und dem Wiederscheine einer starken Strömung zuzuschreiben sey.

Es war am 29. Junius, einem Sonntage, wo wir, gemäß unserer Schiffsrechnung, den Erdtheiler durchschneiden sollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieser Tag mit

einer Messe gefeiert. Die Einsamkeit des Orts, die ernste Stille und Größe der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermeßlichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mußten in dem Momente, als die Verwandlung mit militärischen Trommelschlag angekündigt wurde, jedes Gemüth tief erschüttern, besonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnißvolle Metamorphose aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem Südost=Winde ruhig vorüber; selbst der betheerte Neptun mit seinen abentheuerlichen Gesellen durfte das Schiff durch die sonst gewöhnliche Taufe nicht in Aufruhr bringen. Die Nacht war hell und klar; der Vollmond stand in herrlichem Lichte über unserem Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchem eben Jupiter glänzte, die Füße des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das südliche Kreuz hatte die senkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und den Aequator durchschneidend, in die südliche Hemisphäre hinüber steuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unaussprechlichen Gefühlen traten wir in diese andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erscheinungen und Entdeckungen darbieten sollte! Ja, dieser Moment gehört zu den feierlichsten und heiligsten unseres Lebens. In ihm sahen wir die Sehnsucht früherer Jahre gestillt, und gaben uns, in seliger Freude und ahnender Begeisterung, dem Vorgenusse einer fremden, an Wunder so reichen Natur hin.

Erst nachdem wir die Mittellinie passirt hatten, begann der beständige Südost=Wind an Kraft dem Nordost=Wind der nördlichen Hemisphäre gleich zu werden. Die Platzregen erschienen seltener; statt ihrer thürmten sich aber einzelne vielfach gestaltete Wolkengruppen in dem blauen Aether auf. Die Nächte im Gegentheile wurden um so heiterer, und die südlichen, für uns Nordländer neuen Sternbilder funkelten, wenn gleich an Zahl und Glanz jenen der nördlichen Halbkugel weit nachstehend, hell an dem dunkelblauen Firmamente. Sternschnuppen erleuchteten häufiger, als in der nördlichen heißen Zone, die Nacht, und pflegten um Mitternacht gegen Süden, am Morgen gegen Nord-Ost hinzufallen. Schnell durchschnitt unsere Fregatte die tiefblauen Fluthen des südlichen Meeres, die, gegen das Vordertheil des Schiffes emporgeworfen, an wolkigen Tagen in vielfa-

chen Regenbogen niederfielen, oder Nachts mit unzähligen Leuchtthierchen angefüllt, feurig emporflammten. Wie in der nördlichen Trope flogen auch hier Heerden von fliegenden Fischen umher und pfeilschnelle Thunfische jagten dem Fahrzeuge zur Seite dahin. Ein majestätisches Schauspiel bot uns die, hinter dichten Nebeln in rother Gluth erscheinende Sonne oder der blaßschimmernde Mond dar, wenn sie in dem Ocean auf- und niedertauchten. Je weiter wir aber im Süden vorrückten, desto bemerkbarer ward die Differenz der Elemente.

Mit der Breite 18°, 4′ und der Länge 35°, 20′ nahm die Wärme der Luft beinahe um einen Grad ab, und der Thermometer wechselte zwischen 17° und 18°. Wir befanden uns nun in der Breite der Abrolhos und auch die Erscheinung mehrerer Seevögel: des Phaëton äthereus und Procellaria capensis, deuteten auf die Nähe jener gefährlichen Felsen, welche zwischen dem 16° und 19° südlicher Breite längs der brasilianischen Küste liegen. Der Commandant ordnete öfter das Senkblei auszuwerfen an, und hielt, obgleich man nur in einer Tiefe von siebenhundert Fuß Grund fand, doch für räthlich, während der Nacht ferner von der Küste zu bleiben. Die kleinen Küstenfahrer, welche im ganzen Jahre zwischen Bahia und Rio de Janeiro hin- und hersegeln, pflegen die Reise nicht immer östlich von jener gefährlichen Reihe von Untiefen und Klippen zu machen, sondern halten sich, wenn der günstige Wind mangelt, oft ganz nahe an die Küste, wo sie auch ohne Gefahr zwischen den vier kleinen Felseninseln, Ilhas Abrolhos, den zwei Meilen breiten Canal durchfahren können. Bei Gelegenheit dieser sehr häufigen Schifffahrt haben die portugiesischen Küstenfahrer eine Reihe von Untiefen von neunzehn bis fünfzig Faden verfolgt, welche, südlich von der Bahia de todos os Santos anfangend, sich längs der Küste von der Comarca dos Ilheos hin erstrecken, mit den eigentlichen Abrolhos zusammenhängen, und von deren östlichstem Ende gegen S. O. nach den Felseneilanden von Trinidad und Martin Vas fortziehen. Sehr selten geschieht es jedoch, daß sich portugiesische Schiffer von der brasilianischen Küste bis in diese Länge entfernen, und an den unwirthbaren Klippen ankern, um Wasser einzunehmen oder Schildkröten zu fangen, die dort sehr häufig seyn sollen. Ein französisches Schiff, welches fast zu gleicher Zeit mit uns Europa verlassen hatte, nahm, da es durch unvorsichtige Verpackung seiner Ladung von Vitriol leck geworden

war, seine Zuflucht auf Trinidad. Die Mannschaft sendete die Schaluppe um Hülfe nach Rio de Janeiro, fand aber, bevor noch diese von dort her eintraf, Befreiung aus der schaudervollen Einsamkeit durch einen vorübersegelnden Nordamerikaner, der sie an das Cap der guten Hoffnung brachte.

Am Abend des 13. Julius verkündete der Commandant, daß wir am andern Morgen Cabo frio erblicken würden. Mit welcher Sehnsucht sahen wir dem Moment entgegen, wo uns, nach einer Reise von zwei und vierzig Tagen, wieder der Anblick eines Continentes zu Theil werden sollte! Auf das genaueste bestätigte sich die Aussage des Capitäns, und am Morgen des 14. Julius erschien im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend, eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmählig zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend klar und helle, und ein günstiger Wind trieb uns an dem hohen Cap vorüber; alsbald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erheben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben, Pão d'açucar, in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen für ferne Schiffe. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen colossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Ueppigkeit und Majestät, emporgrünten. Von dem Forte de S. Cruz aus, durch welches der Stadt unsere Ankunft signalisirt wurde, brachten uns einige Seeoffiziere die Erlaubniß weiter zu segeln (Pratica.) Bis dieses Geschäft beendigt war, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannichfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten. Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze, und aus ihrem lebendigen Grün blin-

ken zahlreiche weiße Häuser, Capellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühn, in großartigen Formen Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen köstlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen, mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unseren erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt des jungen Königreiches, von der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir, an der kleinen Insel das Cobras vorbei, ganz in ihre Nähe gelangt, Abends 5 Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unserer Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continentes hinabrauschte; und der Donner der Kanonen mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise begrüßend verkündete.

Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Am Morgen des folgenden Tages, den 15. Julius, ließen wir uns, durch das bunte Gewimmel europäischer Schiffe und kleiner, mit Negern und Mestizen bemannter, Canots hindurchsegelnd, ans Land bringen. Man steigt hier die Stufen eines sehr schönen Molo von Granitquadern hinan, und befindet sich dann auf dem freien Hauptplatze der Stadt, welcher durch die königliche Residenz und mehrere ansehnliche Privatgebäude gebildet wird. Mit vieler Mühe nur konnten wir uns der lärmenden Menge schwarzer und brauner, halbnackter Menschen befreien, welche uns, mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit, ihre Dienste anboten. Durch mehrere gerade und rechtwinklige Straßen gelangten wir endlich zu dem italienischen, damals in der Hauptstadt Brasiliens einzigen, Gasthause, wo wir für das erste Bedürfniß Unterkunft fanden. Nach einigen Tagen mietheten wir ein kleines Haus in der Vorstadt de S. Anna, welches sich uns durch die Aussicht auf die Vorgebirge des Corcovado empfahl. Unsere Bücher, Instrumente und andere Effecten wurden auf

den Schultern der Schwarzen dahingebracht. Das Zollamt (Alfandega) machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, sobald es erfuhr, daß wir mit der Fregatte Austria und unter dem Schutze Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich angekommen seyen. Ueberhaupt schien sich Vieles zu vereinigen, um uns Neulingen die ersten Geschäfte einer häuslichen Einrichtung auf amerikanischem Boden zu erleichtern. Wir trafen bald zu unserem großen Vergnügen den äußerst gefälligen, durch seine Weltumseglung mit Cap. v. Krusenstern bekannten, kaiserl. russischen Staatsrath und General-Consul v. Langsdorff, welcher uns mit Herzlichkeit empfing. Auch mehrere deutsche Landsleute, die sich in merkantilischen Geschäften zu Rio de Janeiro niedergelassen hatten, suchten uns, wo immer möglich, nützlich zu seyn. Nebst dem gemeinschaftlichen Vaterlande waren wir mit ihnen auch durch das Interesse verbunden, welche sie für eine ihnen neue, fremdartige und reiche Natur hegten. Auf Veranlassung des österreichischen Ministers, Freih. v. Neveu, welcher sich mit der thätigsten Theilnahme und in ächt literärischem Sinne für unsere Unternehmung verwendete, erhielten wir alsbald einen königlichen Geleitsbrief (Portaria), welcher uns freie Bereisung und Untersuchung der Provinz von Rio de Janeiro erlaubte, und uns in jedem vorkommenden Bedürfnisse der Hülfe der Autoritäten auf das kräftigste empfahl.

Wer mit dem Gedanken an den neuen, erst seit drei Jahrhunderten bekannten Welttheil jenen einer durchaus und überall noch rohen, gewaltthätigen und unbesiegten Natur verbindet, möchte sich wenigstens hier in der Hauptstadt Brasiliens, fast außer demselben wähnen; so sehr haben die Einflüsse der Cultur und Civilisation des alten, gebildeten Europa's den Charakter amerikanischer Wildniß von diesem Puncte der Colonie verdrängt, und demselben das Gepräge höherer Bildung ertheilt. Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluß der Industrieproducte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Aussenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, daß er sich in einem fremden Welttheile befindet, ist vor Allem das bunte Gewühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihm, als die arbeitende Classe, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuß ans Land setzt. Uebrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm, als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen verletzt das Ge-

fühl des Europäers, der sich so eben aus dem Vaterlande feiner Sitte und gefälliger Formen hieher versetzt sieht.

Rio de Janeiro, oder eigentlich S. Sebastião, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief nach Norden in das Continent erstreckt, als man bis zum Ankerplatze rechnet. Es nimmt den nordöstlichen Theil einer unregelmäßig viereckigen, an dem westlichen Ufer gelegenen Erdzunge ein, welche sich nach Norden erstreckt und gegen Süden mit dem Continente zusammenhängt. Die östliche Spitze der Landzunge ist die Punta do Calabouço; die nördlichste, welcher die kleine Ilhas das Cobras gegenüber liegt, die des Armazem do Sal. Zwischen beiden Puncten ist der älteste und wichtigste Theil der Stadt längs dem Ufer, in der Richtung von N. W. nach S. O. und in der Gestalt eines länglichen Viereckes erbaut. Das Terrain ist größtentheils eben, am nördlichsten Ende aber erheben sich fünf längliche Hügel so nahe am Meere, daß sie nur für eine einzige Straße am Ufer Raum lassen; gegen S. und S. O. wird die Stadt durch mehrere Hügel, die letzten Vorgebirge des Corcovado, eines waldigen Gebirges, beherrscht. Der ältere, nordöstliche Theil der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten, und durch viele rechtwinklige Querstraßen in Quadrate abgetheilt. Ein großer Platz im Westen der Altstadt, Campo de S. Anna, trennt diese von der Neustadt. Letztere meistentheils erst seit der Ankunft des Hofes entstanden, hängt mittels der, über den Meeresarm des Sacco d'Alferes führenden, Brücke de S. Diogo mit dem südwestlichen Viertel, oder dem Bairro de Mato-porcos, und durch die ausgedehnte Vorstadt von Catumbi, mit dem nordwestlich gelegenen königlichen Lustschloß S. Cristovão zusammen. Mato-porcos lehnt sich unmittelbar an die Vorhügel des, sich südwestlich von der Stadt erhebenden, Corcovado an. Wo diese Hügelreihe an der See endigt, prangt auf ihr die, den südlichsten Theil der Stadt beherrschende, Kirche Nossa Senhora da Gloria. Von hier weiter gegen Süden nehmen nur abgerissene Häuserreihen die beiden halbrunden Buchten von Catête und Bota-Fogo ein, und einzelne Häuser liegen in den pittoresken Nebenthälern zerstreut, welche von dem Corcovado auslaufen und unter denen das Thal Laranjeiras das anmuthigste ist. Die Stadt mißt in ihrer größten Ausdehnung schon über eine halbe Meile. Die Häuser, von

verhältnißmäßig geringerer Höhe und Fronte, als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern, oder im obern Stock aus Holz gebaut, und mit Ziegeln gedeckt. Statt der früherhin vergitterten Thüren und Fensterläden, sieht man jetzt schon überall vollständige Thüren und Glasfenster, und die düsteren, nach orientalischer Sitte verschlossenen Erker vor den Fenstern haben, auf königlichen Befehl, offenen Balcons Platz gemacht. Die Straßen sind größtentheils mit Granitsteinen gepflastert und mit Trottoirs versehen; jedoch sehr sparsam, und fast nur einige Stunden der Nacht mittels der, an den Muttergottesbildern befindlichen, Laternen beleuchtet. Bei der Regelmäßigkeit der Straßen thut es dem Auge wohl, auf mehrere freie Plätze, wie den vor dem königlichen Pallast, vor dem Theater, an dem öffentlichen Spaziergange oder den des Campo de S. Anna zu stoßen. Die Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind zum Theil mit großen Gebäuden besetzt; vorzüglich gewähren das ehemalige Collegium der Jesuiten, das Klostergebäude der Benedictiner auf dem nordöstlichsten Hügel, dann der bischöfliche Pallast und das Forte da Conceiçāo, besonders vom Meere aus, eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche, nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Carmelitenkloster vergrößert und für die königliche Familie eingerichtet wurde, steht in der Ebene, dem obenerwähnten Molo gegenüber. Dieses Gebäude ist keineswegs in dem großen Style europäischer Residenzen erbaut, und erscheint im Aeußern nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Ueberhaupt ist der Charakter der Bauart von Rio kleinlich und dem des älteren Theiles von Lissabon ähnlich. Doch scheint es, daß die Baukunst, deren Werke so unmittelbar einem der größten Lebensbedürfnisse abhelfen, sich auch hier schneller, als die übrigen Künste, vervollkommnen werde. Die Anwesenheit des Hofes fängt schon an, günstig auf den Geschmack der Architectur zu wirken, wie unter andern das neue Münzgebäude und mehrere Privathäuser in Catête und Mato-porcos beweisen; noch fortwährend werden auch Granithügel mit Pulver gesprengt, theils um die Stadt ebener und zusammenhängender zu machen, theils um sie durch neue Gebäude zu verschönern. Unter den Kirchen, welche sämmtlich weder schöne Gemälde noch bildhauerische Werke, sondern nur reiche Vergoldungen darbieten, zeichnen sich besonders die da Candelaria, de S. Francisco de Paula durch gute Bauart und die da nossa Senhora da Gloria durch ihre erha-

bene Lage aus. Das schönste und zweckmäßigste Denkmal der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweiset, ist der im Jahre 1740 vollendete Aquäduct, ein Nachbild des in seiner Art einziges Werkes Johanns V. in Lissabon, durch dessen hochgewölbte Bogen das, von dem Corcovado herabgeleitete, Trinkwasser zu den Fontainen der Stadt geführt wird. Die größte dieser Fontainen, auf dem Residenzplatze unmittelbar am Hafen gelegen, versorgt die Schiffe, und ist stets mit Haufen von Matrosen aus allen Nationen umlagert. Capt. Cook erhob mit Unrecht Zweifel gegen die Güte dieses Wassers für lange Seereisen, denn portugiesische Schiffer haben es versuchsweise nach Indien und von da nach Rio de Janeiro unverdorben zurückgebracht. Noch ist man immer beschäftigt, neue Fontainen in der Stadt anzulegen, und während unseres Aufenthaltes wurden Anstalten getroffen, den großen Platz von S. Anna mit einem Brunnen zu versehen, und eine neue Wasserleitung in den südwestlichsten Theil der Stadt zu führen. In einer so heißen und volkreichen Stadt richtet sich die Aufmerksamkeit der Regierung mit vollem Rechte auf die reichliche Herbeischaffung von kühlem Trinkwasser; allein die Verbreitung desselben durch unreinliche Neger, welche es in offenen Gefässen oder in Schläuchen, oft Stunden lang der Sonne ausgesetzt, feilbieten, verdiente eine Abänderung der Gesundheitspolizei. Ueberhaupt würde die Regierung sich ein großes Verdienst um das Wohl der Einwohner erwerben, wenn das Wasser in mehrere Privathäuser geleitet würde.

Die Bai von Rio de Janeiro, einer der schönsten, geräumigsten Häfen der Welt und der Schlüssel zu dem südlicheren Theile Brasiliens, ist von den Portugiesen seit längerer Zeit mit Sorgfalt befestigt worden. Die plötzliche Einnahme der Stadt durch die Franzosen unter Duguay-Trouin (1710), der sie um 246,500,404 Reis (gegen 800,000 fl.) brandschatzte, mag zuerst auf die Nothwendigkeit solcher Anstalten aufmerksam gemacht haben. Der Eingang wird vorzüglich durch die Festung de S. Cruz, welche auf einer östlichen Landzunge an dem steilen Berge Pico gebaut ist, und durch die, derselben gegenüber nördlich vom Zuckerhut liegenden, Batterien von S. Joao und S. Theodosio vertheidigt. Die durch beide Puncte gebildete Enge, nur fünftausend Fuß breit, wird überdies durch die Kanonen eines Forts auf der niedrigen, fast mitten im Eingange gelegenen Felseninsel, Ilha da Lagem, bestrichen. Im Innern der Bai sind das Forte

de Villegagnon und das der Ilha das Cobras beide auf kleinen Inseln nicht w[illegible]on der Stadt, die wichtigsten Vertheidigungsanstalten. [illegible]er letzteren Insel werden auch die Staatsverbrecher i[illegible]t gebracht. In der Stadt selbst befinden sich das Forte da Conceiçaõ im nordwestlichen und die Batterien von Monté im südöstlichsten Theile derselben; sie sind jedoch nicht im besten Zustande. Die Bucht von Bota-Fogo wird durch die Linien der Praya vermelha gedeckt

Das Binnenwasser von Rio de Janeiro theilt mit dem Ocean Ebbe und Fluth. In den Voll- und Neumonden tritt das Hochwasser, welches eine Höhe von vierzehn bis fünfzehn Fuß erreicht, um 4 Uhr dreißig Minuten ein. Die Ebbe dauert bisweilen ohne Unterbrechung einen ganzen Tag an, wobei die Strömung auf der Westseite der Bai stärker ist; dagegen wird, mit Beginn der Fluth, eine wirbelnde Strömung längs der Ostseite bemerkt. Die Fluth dauert kürzere Zeit, als die Ebbe, und pflegt mit einer Geschwindigkeit von drei bis vier Seemeilen in der Stunde zu rinnen. Durch diese mächtige Fluth haben sich schon einige Male Schiffe verleiten lassen, zu nahe am Ufer zu ankern, und litten, bei eintretender Ebbe, Schiffbruch, indem ihre Fahrzeuge nicht mehr hinreichende Wasserhöhe hatten. Ein englisches Schiff, welches mit einer sehr glücklichen Fahrt von Liverpool, während unserer Anwesenheit, angekommen war, und ganz nahe der Ilha das Cobras geankert hatte, verunglückte auf diese Weise im Hafen selbst, und die größte Anstrengung der zu Hülfe gerufenen Mannschaft der Fregatte Austria konnte nur einen Theil der Waaren retten, weil das Schiff in wenigen Stunden an dem Felsengrunde zerschellte. Die See nimmt, wenn sie hoch steht, besonders während der Aequinoctien, an mehreren Gegenden um die Stadt die sandigen Vertiefungen und Lagunen ein. So verwandelte sich auch die Sandebene zwischen der S. Anna-Vorstadt, wo wir wohnten, dem Busen von Sacco d'Alferes und der Hauptstraße nach St. Christoph einigemal in einen See und beschränkte unsere Ausflüge durch das Thal. Der Salzgehalt dieses Meerwassers ist etwas geringer, als der des Oceans an den äußeren Küsten, und es wird deshalb, so wie auch, weil der verunreinigenden Beimischung zu viel ist, in der Nähe von Rio kein Salz bereitet. Der größte Theil des zu verbrauchenden Salzes wird aus den reichen Salzlagungen von Setuval eingeführt.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, als der hiesige, ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen, Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin- und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen, zweirädrigen Ochsenkarrens, auf welchen Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den, aus allen Weltgegenden einlaufenden, Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, — vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro machen Portugiesen, oder deren Abkömmlinge, sowohl weißer, als gemischter Farbe, aus. Americanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen. Sie vermeiden wo möglich die Stadt, und erscheinen nur äußerst selten und zufällig, gleich Zugvögeln in dem ihnen fremdartigen Geräusche. Die nächsten sollen der Mission von S. Lourenço an der Bai von Rio de Janeiro angehören, von wo aus sie Töpferwaaren feilbieten; andere kommen zuweilen weiter her aus der Gegend von Campos im Districte von Goytacazes, oder von Arêas, einer kleinen Villa am Wege nach S. Paulo, oder von Minas Geraës in Begleitung der Maulthiercaravanen, welche diese Orte mit der Hauptstadt beständig in Verbindung setzen. Die braunen Bootführer im Hafen, die manche Reisende für Indianer angesehen haben, sind Mulaten oder Mischlinge von diesen. Der erste ursprüngliche Americaner, den wir hier sahen, war ein Knabe vom menschenfressenden Stamme der Botocudos in Minas Geraës; er befand sich in dem Hause unseres Freundes v. Langsdorff. Der vormalige portugiesische Staatsminister, Conde da Barca, hatte nämlich von dem Districtscommandanten der Indianer in Minas Geraës einen indianischen Schädel für unsern berühmten Landsmann, Hrn. Hofrath Blumenbach, verlangt; da Jener nicht Gelegenheit fand, eines solches Documentes hab-

haft zu werden, so schickte er dem Grafen zwei lebendige Botocudos, welche bei einem plötzlichen Ueberfalle von seinen Soldaten gefangen worden waren; Hr. v. Langsdorff erhielt nun den Einen derselben, welcher ihm bald sehr lieb wurde, und nicht nur als lebendiges Cabinetsstück, sondern auch als Einsammler von Naturalien diente.

Vor der Ankunft des Königs bestand die Gesammtbevölkerung von Rio aus etwa fünfzigtausend Seelen, so zwar, daß die Zahl der färbigen und schwarzen Einwohner jene der weißen um ein Beträchtliches überstieg. Im Jahre 1817 dagegen zählte die Stadt, und was zu ihr gerechnet wird, über einhundert und zehntausend Einwohner. Man darf annehmen, daß seit dem Jahre 1808 nach und nach vier und zwanzigtausend Portugiesen aus Europa hiehergekommen sind. Diese bedeutende Einwanderung von Portugiesen, wozu noch eine Menge Engländer, Franzosen, Holländer, Deutsche und Italiener kommen, welche sich nach Eröffnung des Hafens hier theils als Kaufleute, theils als Handwerker niederließen, mußte, abgesehen von jeder andern Rücksicht, schon allein dadurch auf die Veränderung des Charakters der Einwohner wirken, daß das früher bestehende quantitative Verhältniß der weißen Menschen zu den schwarzen und farbigen ganz umgekehrt wurde. Vorzüglich aber ist in dem Stande der reicheren Kaufleute der Hauptstadt und selbst des Innern der benachbarten Provinzen von Minas Geraës und S. Paulo bemerkbar, wie die Civilisation, die Bedürfnisse des Lebens und somit die Betriebsamkeit durch die Eingewanderten einen neuen Umschwung erhalten haben. Brasilien hat eigentlich keinen Adel; die Geistlichen, Beamten und die wohlhabenden Familien im Innern, also Gutsbesitzer und Bergbauer, besaßen vor der Ankunft des Königs gewissermaaßen Alle adelige Vorrechte und Auszeichnungen. Die Verleihung von Titeln und Aemtern durch den König zog einen Theil derselben nach der Hauptstadt, von wo aus sie, bekannt mit dem Luxus und der Lebensweise der Europäer, einen, von dem früheren sehr verschiedenartigen, Einfluß auf die übrigen Classen des Volkes zu äußern anfingen. Auch die entfernteren Provinzen des jungen Königreiches, deren Einwohner von Neugierde, Eigennutz oder Privatverhältnissen bestimmt, Rio de Janeiro besuchten, gewöhnten sich bald, in dieser Stadt die Hauptstadt zu erkennen, und die Sitten und Denk-

weise, welche nach der Ankunft des Hofes als europäisch auffielen, anzunehmen.

Ueberhaupt ist der Einfluß des k. Hofes zu Rio auf Brasilien in jeder Beziehung nicht zu berechnen. Die Gegenwart des höchstens Staatsoberhauptes mußte alle Brasilianer mit einem patriotischen Gefühle beleben, das ihnen unbekannt gewesen war, so lange sie, unter den Verhältnissen einer Colonie, von Delegaten des Königs regiert wurden. Brasilien gewann in Aller Augen eine neue Würde; da es den König in seiner Mitte hatte, und diplomatische Verhandlungen jenseits des Weltmeeres betrieb, trat es gewissermaßen in den Kreis der europäischen Mächte ein.

Der König bezeichnete seine Gegenwart in dem jungen Reiche alsbald durch Errichtung derselben Obertribunale und Behörden, welche in Portugal bestehen. Ein wichtiger Anfang zur Bethätigung der Industrie ist mit dem Arsenale gemacht worden, von welchen ein kleiner Entwurf zwar schon vor der Ankunft des Königs vorlag, das jedoch erst im J. 1811 förmlich organisirt und in volle Thätigkeit gesetzt wurde. In der langen Reihe von Häusern am Hafen, welche der Fabrication der Schiffsbedürfnisse gewidmet sind, sieht man jetzt aus russischem Hanfe Taue drehen, aus schwedischem Eisen Geräthe schmieden, aus nordischem Tuche Segel schneiden. Die wichtigsten Materien, welche Brasilien selbst liefert, sind das treffliche Bauholz, Werg und Pech.

Für die Erziehung der Jugend ist in der Hauptstadt durch mehrere privilegirte Lehranstalten gesorgt. Wohlhabende lassen ihre Kinder durch Privatlehrer auf den Besuch der Universität Coimbra vorbereiten, was, wegen Seltenheit tauglicher Lehrer, hier sehr kostspielig ist. In dem Seminario de S. Joaquim werden die Anfangsgründe des Lateins und des Kirchengesangs gelehrt. Die beste Lehranstalt aber ist das Lyceum oder Seminario de S. Jozé, worin nebst der lateinischen, griechischen, fanzösischen und englischen Sprache, der Rhetorik, Geographie und Mathematik, auch Philosophie und Theologie vorgetragen werden. Die meisten Lehrer gehören der Geistlichkeit an. Eine sehr nützliche Schöpfung der neuen Zeit ist die Schule der Chirurgie, welche, in einem ähnlichen Geiste wie die landärztlichen Schulen im Königreiche Bayern, in dem ehemaligen Jesuitenkollegium errichtet wurde, um practische Aerzte hier zu bilden, an

denen es im Innern ganz fehlt. Nach einem fünfjährigen Studium können die jungen Aerzte hier zu Magistern der Chirurgie gemacht werden. Man befolgt hierin strenge Ordnung und sorgt für die Erwerbung positiver Kenntnisse durch die Klinik in dem benachten k. Militärhospital. Die meisten Lehrer dieser Anstalt sind zugleich practische Aerzte in der Stadt und folgen theils den französischen, theils den Callen'schen Lehrbüchern in den Vorträgen. Naturgeschichte, besonders aber Botanik, wird den Schülern von Frey Leandro do Sacramento, einem gelehrten Carmeliten aus Pernambuco und Zögling des ehrwürdigen Brotero, vorgetragen. Das mineralogische Cabinet, unter der Oberaufsicht unseres Landsmannes, des Hrn Oberlieutenants v. Eschwege, ist, weil sich derselbe meistentheils nicht in Rio de Janeiro aufhält, in keinem vortheilhaften Zustande. In dem Locale dieser Sammlung wird auch ein höchst unbedeutender Anfang eines zoologischen Cabinets aufbewahrt, der in einigen wenigen ausgestopften Vögeln und einigen mit bunten Schmetterlingen ausgeschmückten Kästen besteht. Die im Jahre 1810 gegründete Militäracademie hat wissenschaftliche Ausbildung jener zum Zwecke, welche sich von Jugend auf dem Kriegsdienste widmen wollen; obgleich aber mit guten Lehrern ausgestattet und vom Könige besonders begünstigt, hat sie dennoch fast keine Wirksamkeit, da es ihr an Schülern fehlt. Um so thätiger hingegen werden in der neuerrichteten Aula do Commercio die auf den Handel Bezug habenden Gegenstände und auch Chemie vorgetragen.

Der Sinn für Malerei und Bildhauerkunst ist hier fast noch gar nicht rege; man sieht deshalb auch in den Kirchen, statt eigentlicher Kunstwerke, nur mit Gold überladene Zierathen. Dagegen wird die Musik bei den Brasilianern und besonders in Rio de Janeiro mit mehr Vorliebe geübt, und in ihr mag man wohl am frühesten zu einer gewissen Vollendung kommen. Der Brasilianer hat mit dem Portugiesen einen feinen Sinn für angenehme Modulation und regelmäßige Fortschreitungen gemein, und wird darin durch die einfache Begleitung des Gesanges mit der Guitarre befestigt. Die Guitarre (Viola) ist auch hier, wie im südlichen Europa, das Lieblingsinstrument; dagegen gehört ein Fortepiano zu den seltensten Meubles und wird nur in reichen Häusern angetroffen.

Das gastfreie Haus des Hrn v. Langsdorff war für viele

in Rio de Janeiro anwesende Europäer am Abend ein sehr angenehmer Vereinigungspunct. Es herrschte hier stets der Geist froher und belebter Unterhaltung, die durch das musikalische Talent der Hausfrau und die Mitwirkung Neukomm's noch mehr erhöht wurde. Eine so große Menge von Naturforschern oder Naturfreunden, wie gerade zur Zeit unseres Aufenthaltes, war hier noch niemals vereinigt gewesen. Die gegenseitige Mittheilung der Beobachtungen und Gefühle, welche uns Allen der Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Natur einflößte, gewann doppelten Reiz durch die Anmuth der Umgebung. Herr v. Langsdorff bewohnte nämlich ein kleines Landhäuschen am Abhange der Hügelreihe, welche sich südwestlich von der Stadt hinzieht, und genoß von da aus, mitten zwischen den duftenden Gebüschen Brasiliens, einer entzückenden Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts läßt sich mit der Schönheit dieses Ortes vergleichen, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber sind und leichte Zephyre, erfüllt mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlen. Dieser Genuß steigt immer höher, sobald die Nacht sich über das Land und die aus der Ferne glänzende See ausbreitet, und die ruhig gewordene Stadt sich allmählig erleuchtet. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier in diesen glücklichen Breiten nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Betrachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hell leuchtend zwischen schweren, sonderbar gruppirten Wolken; die von ihm bestrahlten Gegenstände treten mit hellen nnd scharfen Umrissen hervor, während eine magische Dämmerung die beschatteten dem Auge zu entfernen scheint. Kaum regt sich ein Lüftchen und die nahen Mimosenbäume haben die Blätter zum Schlafe zusammengefaltet und stehen ruhig neben den düsteren Kronen der Manga, der Jaca und der ätherischen Jambos; oder ein plötzlicher Wind fällt ein, und es rauschen die saftlosen Blätter des Acajú; die blüthenreichen Grumijama und Pitanga lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallen langsam über dem stillen Dache, welches sie, wie ein Symbol friedlicher und stiller Naturbetrachtung, beschatten; helle Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort und versenken durch ihre Einförmigkeit in süße Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt dazwischen ein

Bach den Berg hinab und der Macuc ruft mit seiner menschenähnlichen Stimme gleichsam um Hülfe aus der Ferne. Mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte, und stets abwechselnd öffnen andere Blüthen der Nacht ihre Kelche und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches; bald sind es die Lauben von Paullinien, bald der nahe Orangenhain, bald die dichten Gebüsche von Eupatorien, bald plötzlich enthüllte Blumenbüschel der Palmen, die ihre Blüthen aufschließen, und so eine Ebbe und Fluth von Wohlgerüchen unterhalten. Während die stille Pflanzenwelt, von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte ohne Unterlaß feurige Blitze und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Firmamente über Continent und Ocean prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor Kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath mit Sehnsucht, bis ihm endlich die reiche Natur der Tropen ein zweites Vaterland geworden ist.

Man kann in Rio de Janeiro diese schönen Nächte ohne Besorgniß vor jenen Krankheiten genießen, welche in manchen tropischen Gegenden, wie z. B. in Guinea, fast unausbleibliche Folge der Einwirkung des Abendthaues, oder der dann eintretenden Landwinde sind; jedoch ist es auch hier rathsam, jene Momente, wo nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung der Atmosphäre eintritt und der erste Nebel fällt, nicht im Freien zuzubringen. Der frühe Morgen scheint übrigens auf den Körper immer weniger nachtheilig zu wirken, als der Abend, weil mit der wiederkehrenden Sonne die unterdrückte Transspiration sich sogleich wieder herstellt. Rio de Janeiro ist zwar im Allgemeinen als eine der ungesunderen Städte Brasiliens, doch wohl mit Unrecht verrufen. Das Klima ist heiß und feucht, was größtentheils von der Lage abhängt, indem ein hohes, mit Waldung bedecktes Gebirge, der enge Eingang und die vielen Inseln der Bai den freien Wechsel der Winde hindern; jedoch treten sehr schnelle, der Gesundheit so schädliche Abwechslungen der Temperatur hier nicht ein. Feuchte, kalte Winde, welche leichte Rheumatismen veranlassen, sind indessen nicht selten. Obgleich die sumpfigen Niederungen am Meere zur Zeit der Ebbe dessel-

den einen unerträglichen Uebelgeruch verbreiten, so bleiben sie, zum Glücke für die benachbarten Bewohner, doch nicht lange genug vom Wasser unbedeckt, um durch ihre faulenden Ausdünstungen endemische Fieber hervorzubringen. Auch giebt die Nahrung der niedrigen Volksklassen wenig Veranlassung zu Krankheiten. Das Mandiocca- (Cassava-), das Mais Mehl und die schwarzen Bohnen, welch meistentheils mit Speck und gesalzenem, an der Sonne getrockneten Rindfleisch gekocht werden, sind die hauptsächlichsten Bestandtheile seiner, obgleich rohen und schwer verdaulichen, doch, bei starker Bewegung und dem Genusse von portugiesischem Weine oder Zuckerbranntwein, gesunden Kost. Fische werden hier nicht so häufig genossen, als an den nördlichen Küsten. In heißen Ländern, wo die Speisen schneller Verderbniß ausgesetzt sind, scheint der Genuß von Fischen immer in gleichem Verhältnisse mit der Trägheit, der Armuth, so wie den Krankheitsanlagen des Volkes zu- oder abzunehmen; so fanden wir wenigstens auf unserer Reise immer das tiefste Elend da, wo die Bewohner lediglich auf den Genuß der Fische beschränkt waren. In dem Mittelstande der Bürger von Rio, welcher die Sitten Portugals noch nicht ganz angenommen hat, genießt man verhältnißmäßig nicht viele animalische Nahrung, indem man sich mit den trefflichen Früchten und dem aus Minas eingeführten Käse, welcher nebst Bananen auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Weizenbrod ißt der Brasilianer nur sparsam, und zieht ihm seine Farinha vor. Das Mehl, welches aus Nordamerika und Europa eingeführt wird, erhält sich hier etwa fünf bis sechs Monate lang. Auch die feineren mannichfaltigen Gemüsearten Europa's, welche insgesammt mit Leichtigkeit gezogen werden können, machen noch keinen wichtigen Theil der Nahrung des Volkes aus; um so mehr liebt man aber Pomeranzen, Cujaben, Wässermelonen und Bataten. Neben der Einfachheit der brasilianischen Küche ist es auch hier die rühmliche Mäßigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heißen Landes zu Statten kommt. Der Brasilianer ißt von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt größtentheils Wasser, und genießt überdies von Allem mit großer Regelmäßigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier zwischen den Tropen in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am Abend nimmt er weislich fast Nichts zu sich; höchstens trinkt er eine Tasse Thee, oder in dessen Ermanglung Caffee und meidet besonders Nachts den Genuß kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Uebereinstim-

mung mit der Natur des Klima's bewahrt ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinn oder Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist deshalb dem Fremden zu rathen, eine gleiche Diät wie der Brasilianer zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien während der heißesten Tageszeit, wo alle Straßen von Menschen leer sind, dem tödtlichen Sonnenstiche, noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen. Auch in der Befriedigung des fast nicht zu stillenden Durstes durch Wasser ist Vorsicht nöthig. Man rieth uns, das Wasser mit Wein oder Branntwein vermischt zu trinken; allein obgleich wir uns, bei geringer Bewegung und im Schatten, dieses Mittel mit Vortheil bedienten, so verbot uns doch bald der heftige Andrang des Blutes nach dem Kopfe während der Reise, wo wir der Sonne sehr ausgesetzt waren, besonders im ersten Jahre, den Genuß aller geistigen Getränke; wir labten uns daher vorzüglich an dem frischen Bachwasser ohne Zusatz, wovon wir niemals unangenehme Folgen empfanden, wenn wir uns sogleich der Hitze wieder aussetzten.

Rio de Janeiro besitzt gegenwärtig, nachdem das Hospital dos Lazaros auf eine benachbarte Insel verlegt ist, zwei große Krankenhäuser, das der Barmherzigkeit (Hospital da Misericordia) und das königliche Militärkrankenhaus (Hospital da militar), beide in der alten Stadt, nicht weit vom Meere gelegen.

Nahe am Meere liegt die öffentliche Promenade, ein kleiner, mit Mauern umgebener und durch einen senkrechten Kai von Quadern gegen das Meer geschützter Garten. Seine schattenreiche Alleen von Manga, Jaca oder dem ostindischen Brodbaum, dem Ytó und dem Rosenäpfelbaum, zwischen welchen die prächtigen Blumenbüsche der Poinciane prangen, sind am Abende, wenn die Seewinde die Hitze mildern, allerdings sehr einladend. Früher bestand in diesem Garten eine Zucht von Cochenelle auf indischen Feigenbäumen, welche zu dem Ende längs dem Seeufer gepflanzt worden waren; gegenwärtig aber beschäftigt man sich mit diesem Producte, welches zu einem äußerst vortheilhaften Handelszweige erhoben werden könnte, in ganz Brasilien nicht mehr.

In der Nachbarschaft dieser Promenade bieten auch die Victualienmärkte dem europäischen Ankömmling einen interessanten

Anblick dar. Vorzüglich reich an den sonderbarsten Gestalten von allerlei Fischen, Krebsen und Seeschildkröten ist der neue, zunächst dem Meeresufer gelegene Fischmarkt. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Platzes zieht das lärmende Geschrei der zum Verkaufe ausgestellten Papageien, anderer einheimischer Thiere und aus fremden Welttheilen hergebrachter Vögel im schönsten Federschmucke die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Gemüsemarkt werden neben den in Europa gebräuchlichen Arten von Kohl, Gurken, Salat, Lauch, Zwiebeln, auch Vegetabilien von indischer und africanischer Abkunft feilgeboten. Die Cajanbohne und mehrere Arten von Wassermelonen, die Ingwerwurzel u. a. verdankt Brasilien dem Verkehre der Portugiesen, mit Ostindien; eben so die trefflichen Früchte der Jaca, der Manga und den Rosenapfel. Aus den africanischen Colonien dagegen scheinen die meisten jener mannichfaltigen rothen, schwarzen und gefleckten Bohnenarten und die mandelartige Mundubibohne eingeführt worden zu seyn. Verschiedene Arten von Bataten und Inhame, die Mandiocca- und die Aypimwurzel, eine milde, nicht giftige Abart der ersteren, das Mais- und Mandioccamehl endlich, als die vorzüglichsten vegetabilischen Nahrungsmittel, sind hier immer in großen Vorräthen aufgehäuft. Als Futter für das Vieh, besonders für Pferde und Maulthiere, bringt man frisches Gras auf die Märkte, welches in benachbarten Gärten gebaut wird. Für das beste Futtergras wird das Guineagras gehalten; jedoch kennt man in den einzelnen Provinzen von Brasilien unter diesem Namen mehrere ganz verschiedene Arten.

Wenige Tage nach unserer Ankunft wurden wir von Einem unserer Landsleute eingeladen, einem Kirchenfeste beizuwohnen, welches die Neger am Tage ihrer Schutzpatronin Nossa Senhora do Rozario anstellten. Eine Capelle auf dem Vorsprung des Landes in die Bai, nicht weit von dem königlichen Landhause S. Cristovão gelegen, bei der wir uns eingefunden hatten, füllte sich gegen Abend mit einer unzähligen Menge brauner und schwarzer Leute, und das Orchester der Neger von S. Christoph stimmte eine fröhliche, fast lustige Musik an, auf die eine pathetische Kanzelrede folgte; Raketen und Prasselfeuer vor der Kirche, im Angesicht der stillen See, mußten die Feierlichkeit erhöhen. Dem Beobachter erregt der Anblick der unter die edleren Verhältnisse europäischer Civilisation versetzten Söhne Africa's zwei ganz verschiedenartige Gefühle: er bemerkt nämlich einerseits die Spuren

von Humanität, welche sich allmählig in dem Neger durch die Nähe der Weißen entwickeln, andererseits muß er darüber trauern, daß es eines so grausamen und die Menschenrechte verletzenden Institutes, wie der Sklavenhandel ist, bedurfte, um jener erniedrigten, in ihrem Lande selbst verwahrlosten Raçe die erste Schule für Menschenbildung zu geben. Dieselben Gefühle wurden noch lauter in uns, als wir auf dem Sclavenmarkte einen jungen Neger für uns zum Kaufe aussuchen mußten. Die meisten Negersclaven, welche gegenwärtig nach Rio de Janeiro gebracht werden, sind von Cabinda und Benguela. Sie werden in ihrem Vaterlande auf Befehl der Häuptlinge eingefangen und im Tausche gegen europäische Waaren verhandelt; vor der Ablieferung an die Sclavenhändler läßt ihnen der Gewalthaber ein gewisses Zeichen im Rücken oder an der Stirne einbrennen. Mit einem Stücke wollenen Tuches um die Lenden bekleidet, packt man sie dann, oft in unverhältnißmäßig großer Anzahl, in die Schiffe und führt sie ihrer neuen Bestimmung zu. Sobald solche Sclaven in Rio de Janeiro anlangen, werden sie in der Straße Vallongo, nahe am Meere, in hiezu gemietheten Häusern einquartirt. Man sieht hier Kinder vom sechsten Jahre an und Erwachsene beiderlei Geschlechtes von jedem Alter. Sie liegen halbnackt, der Sonne ausgesetzt, in dem Hofraume oder außerhalb der Häuser umher, oder sind, nach den Geschlechtern getrennt, in einzelne Zimmer vertheilt. Ein Mulatte, oder ein alter, durch langen Dienst erfahrner Neger besorgt die Nahrung und die nöthige Pflege der Ankömmlinge. Ihre hauptsächliche Nahrung ist Mandiocca- oder Maismehl, mit Wasser gekocht, seltener Salzfleisch von Rio grande do Sul; die Zubereitung dieser einfachen Speisen, welche sie in ausgehöhlten Kürbissen oder Schaalen des Cuitébaumes genießen, überläßt man, so viel möglich, ihnen selbst. Negern und Negerinnen, die sich gut aufführen, wird zur Belohnung Schnupf- und Rauchtaback gereicht. Die Nächte bringen sie auf Strohmatten, mit wollenen Decken versehen, zu. Sehr viele dieser Sclaven gehören dem Regenten und werden als Tribut aus den africanischen Colonien hierher geschickt. Wer nun Sclaven kaufen will, begiebt sich, um die Auswahl zu treffen, nach Vallongo, wo jeder Aufseher die Sclaven in Reihe und Glied zur Prüfung ausstellt. Der Käufer sucht sich theils durch Befühlung des ganzen Körpers, theils durch die raschen Bewegungen, besonders Ausstreckung der geballten Hände, welche er die Neger vornehmen läßt, von der Kör-

perkraft und Gesundheit derselben zu überzeugen. Verborgene organische Fehler, vorzüglich die so häufige Anlage zum Staar, fürchtet man am meisten bei diesem Kaufe. Ist die Auswahl getroffen, so wird der Kaufpreis, welcher sich hier für einen gesunden männlichen Neger auf dreihundert und fünfzig bis siebenzig Gulden beläuft, festgesetzt, wobei der Verkäufer gewöhnlich noch für die innerhalb vierzehn Tage zu entdeckenden körperlichen Gebrechen gut steht. Der Käufer nimmt hierauf seinen Clienten, den er nach Bedürfniß zu einem Handwerker, Eselstreiber oder Bedienten bestimmt, mit sich hinweg. Der neue Eigenthümer ist jetzt unumschränkter Herr über die Verwendung, Arbeit und Erzeugnisse des Sclaven. Bei unmenschlicher Behandlung desselben ist er aber, wie bei anderen civilen Vergehen, der Strafe der Polizei oder der Gerichte unterworfen. Letztere sorgen dagegen auch durch besondere Anstalten, entflohene Sclaven den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zurückzustellen, und bestrafen die Flüchtlinge bei wiederholter Flucht durch Anlegung eines eisernen Ringes um den Hals. Will der Herr die Unarten seines Sclaven nicht selbst strafen lassen, so geschieht dieses, nach Erledigung einer gewissen Summe, von der Polizei in der Calabouço. Uebrigens bürgern sich die Neger hier, wie in Brasilien überhaupt, leicht ein. Es ist dieses die Folge ihres leichtsinnigen Temperamentes sowohl, als der Aehnlichkeit des Klimas mit dem ihres Vaterlandes, und der Milde, womit sie in Brasilien behandelt werden.

Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro.

Den Lockungen jener schönen Natur, welche sich unmittelbar vor unseren Fenstern in allem Glanze des Südens entfaltete, widerstanden wir nur so lange, bis wir die dringendsten Bedürfnisse unserer häuslichen Einrichtung befriedigt hatten. Vorzüglich war es das benachbarte, in dichtes Grün gehüllte Gebirge, was uns mächtig anzog, und dorthin unternahmen wir auch unsere erste Wanderung. Der Weg führte uns, noch innerhalb der Vorstadt, über jene sumpfige Ebene, welche sich besonders im Neu- und Vollmond mit der Fluth des Binnenwassers bedeckt, nebst dem Morast des Meeres auch allen Unrath der Stadt, gefallene Thiere u. s. w. beherbergt und daher von Tausenden der Aasgeier belebt wird. So scheuslich auch der Anblick, und so ungesund die Ausdünstungen dieser Ebene sind, welche statt hoher Wälle und Schleußen nur mit seichten Abzugsgräben versehen ist, so verweilten wir doch einige Zeit auf ihr, von manchen interessanten Gegenständen gefesselt. Ueberall, wo das Seewasser über dem Boden gestanden war, sah man diesen jetzt von unzähligen Löchern durchbohrt, welche der eßbaren Landkrappe zum Aufenthalte dienen. Wir durchschnitten hierauf die Hauptstraße die durch das Viertel von Mato-Porcos nach den königlichen Landsitzen S. Cristovão und S. Cruz führt, und stiegen, an einem schönen, dem Bischofe gehörenden Landhause vorbei, die Vorhügel des Corcovado hinan. Kaum hatten wir die Gassen und das Geräusch der Menschen hinter uns, so standen wir wie bezaubert mitten in einer fremden, üppigen Natur. Bald waren es buntfarbige Vögel, bald blendende Schmetterlinge, bald die wunderbaren Formen der Insecten und der von den Bäumen herabhängenden Nester von Wespen und Termiten, bald die lieblichsten, durch das enge Thal und an den sanft ansteigenden Hügel zerstreuten Gestalten der Pflanzen, welche unsere Blicke auf sich zogen. Umgeben von hohen, luftigen Cassien, breitblättrigen, weißstämmigen Cecropien, dichtbelaubten Myrten, großblüthigen Bignonienbäumen, schlingenden Büschen der

honigduftenden Paullinien, weltverbreiteten Ranken der Passiflo- ren und des blumenreichen Veilstrauchs, zwischen denen die wal- lenden Wipfel der Macaúbapalme hervorragen, glaubten wir uns in die hesperidischen Gärten versetzt zu sehen. Ueber mehrere sorgfältig benützte Bäche und mit jungen Waldanflug bedeckte Hügel gelangten wir endlich auf die Terrasse der Anhöhe, längs welcher das Quellwasser für die Stadt herabgeleitet wird. Eine entzückende Aussicht auf die Bai, die in ihr schwimmenden grü- nen Inseln, auf den Hafen mit seinen zahlreichen Masten und Flaggen, und auf die am Fuße der anmuthigsten Hügel ausge- breitete Stadt, deren Häuser und Thürme im Sonnenglanze schimmerten, entfaltete sich vor unsern Augen. Lange fesselte uns der magische Anblick einer großen europäischen Stadt, welche sich hier mitten in dem Reichthum einer tropischen Natur erhebt. Wir verfolgten hierauf den Weg längs den Krümmungen der Wasserleitung. Der Canal ist größtentheils aus Granitquadern, die gewölbte Decke aber, innerhalb welcher der Naturforscher eine Menge der sonderbarsten Phalangien findet, aus Backsteinen ge- baut. Zwischen den waldigen Hügeln eröffnen sich bunt abwech- selnd romantische Aussichten in die Thäler hinab. Manchmal wandelt man über freie Plätze, wo ein grelleres Sonnenlicht von dem blumenreichen Boden, oder dem glänzenden Laube der be- nachbarten hohen Bäume zurückstrahlt; manchmal tritt man in ein kühles, schattenreiches Laubgewölbe. Hier rankt ein dichtes Gewinde von Paullinien, Securidaken, Mikanien, Passifloren in unglaublicher Mannichfaltigkeit der Blumen prangend, durch die üppigen Kronen der Celtis, der blumenreichen Rhexien- und Melastomenbäume, frischer Bauhinien, zartgefiederter Mimosen, glänzender Myrten; dort bilden buschige Solanen, Sebastianen, Eupatorien, Crotonen, Aegiphilen und unzählige andere Pflan- zengestalten ein undurchdringliches Dickicht, woraus sich ungeheure Stämme von wolletragenden Bombax, von silberblättrigen Ce- cropien, stacheligen Brasilienholzbäumen, der Lecythis mit ihrer wunderbaren topfähnlichen Frucht, schlanke Säfte der Kohlpalme und viele andere, zum Theil noch namenlose Coryphäen der Wäl- der erheben. Der majestätische Anblick, die sanfte Ruhe und Stille dieser Wälder, welche nur durch das Schwirren der bun- ten, von Blume zu Blume fliegenden Colibris und durch die wunderbaren Töne fremdartiger Vögel und Insecten unterbrochen wird, wirken mit einer Magie von ganz eigener Art auf das

Gemüth des gefühlvollen Menschen, der sich hier im Anblicke des herrlichen Landes gleichsam neugeboren fühlt.

Die Quelle, welche der Aquäduct nach der Stadt führt, stürzt an einer Stelle in schönen Cascaden über die Granitfelsen herab. Stauden von schiefblättrigen Begonien, von schlanken Costus und Heliconien, deren rothe Blüthenschäfte mit einem eigenen Glanz aus der Nacht des Waldes hervorschimmern, baumartige Gräser und Farnkräuter, überhängende Gebüsche von blumenschweren Vernonien, Myrten und Melastomen zieren die kühle Umgebung. Groß- und kleinflüglige Schmetterlinge spielen mit dem dahin rieselnden Gewässer, und Vögel von buntem Gefieder wetteifern Morgens und Nachmittags das Geräusch des Baches durch ihre mannichfaltigen Töne zu überstimmen. Diese Quelle heißt Caryoca, und von ihr haben die Eingebornen der Provinz von Rio de Janeiro den Namen der Caryocas. Oft labten wir uns hier, von Anstrengung und Hitze ermattet, an dem frischen Gewässer und musterten, von den belebten Bäumen beschattet, im Angesichte der fernen See, unsere reiche Ausbeute an Vögeln, Insecten und Pflanzen. Unvergeßlich bleiben uns die Gefühle, welche hier in uns erwachten, und nur der ruhige, in der Natur sich glücklich fühlende Mensch kann den Umfang der Seligkeit ermessen, welche wir Fremdlinge aus Norden in so prachtvoller Umgebung genossen. Nicht weit von der Quelle senkt sich das Thal von Laranjeiras gegen die Vorstadt von Catête hinab. Der Wanderer wird erfreut durch die bunte Mannichfaltigkeit, in welcher Gärten, neue Pflanzungen, Urwald und zerstreute Landhäuschen in demselben abwechseln. In der Mitte des grünen Abhanges und unweit von dem Wege schimmerte uns aus dem Gebüsche eine einsame Hütte entgegen. Sie gehört dem Grafen v. Gogendorp, der, bedrängt von den Schicksalen der letzten Zeit, hier fern von Menschen und Politik, im Umgange mit der freien Natur seine Tage verlebt, und es nicht unter seine Würde hält, seine Subsistenz durch Bereitung von Kohlen aus Bäumen seines Landgutes für die Stadt zu sichern.

Bei der Cascade der Caryoca verläßt der Weg die Wasserleitung und geht über eine trockene, mit niedrigen Bäumen und Gesträuchen besetzte Anhöhe zu dem Urwalde, womit der Rücken des Corcovado bedeckt ist. Der schmale und stille Pfad leitet über mehrere Waldbäche. Die Vegetation ist von unglaublicher

Frische und Kraft; je höher man aber steigt, desto seltener werden allmählig die großen Stämme, und desto mehr treten Bambusen und Farnkräuter, darunter auch ein schöner Farnbaum von fünfzehn Fuß Höhe, hervor. Hat man sich endlich durch das letzte Dickicht hindurch gearbeitet, so gelangt man auf die grüne Kuppe des Berges, auf welcher einzelne Gesträuche und zwischen denselben eine prächtige baumartige Lilienform, eine den höher liegenden Campos von Minas entsprechende Vegetation darstellen. Ueber die Urwälder, Hügel, Thäler und die Stadt hinwegschauend genießt man von hier aus einer herrlichen Aussicht auf das Meer, dessen Spiegelfläche sich im Nebel des Horizonts verliert. Gegen Süden hin ist der Berg abgerissen und das Auge verliert sich in einen steilen Abgrund, den die blaue Bucht von Bota-Fogo umsäumt; weiterhin begrenzen die kühn aufgethürmten Felsenmassen des Zuckerhutes den Gesichtskreis. In dieser Höhe, von etwa zweitausend Fuß, ist der Unterschied der Temperatur schon so merklich, daß man sich in eine kältere Zone versetzt glaubt. Mehrere auf dem Rücken des Berges entspringende Quellen zeigen stets einige Grade weniger Wärme, als das im Aquäduct hinabgeleitete Wasser, und kaum hat sich die Sonne zum Untergange geneigt, so ist schon der Scheitel des Berges mit Wolken umgeben, welche längs dem Gebirgszuge allmählig ins Thal niedersinken.

Den Gipfel dieses hohen Gebirges bestiegen wir nur einmal; um so öfter wiederholten wir aber die Ausflüge nach dem Aquäduct, dessen Umgebung die reichste Ausbeute an Thieren und Pflanzen gewährt. Besonders angelegen war es uns, da sich in der heißen Zone alles Lebende nach dem Wasser hindrängt, die Quelle Caryoca weiter zu verfolgen. Bei dieser Gelegenheit geriethen wir auf eine einsame Caffeeplantage, damals, wie wir später erfuhren, Eigenthum des englischen Consuls, Hrn. Chamberland, der sich auch mit Entomologie beschäftigt und eine reiche Sammlung von Insecten der Umgegend besitzt. Man hatte eben, als wir hier ankamen, eine schöne carmoisinrothe, mit schwarzen und kleinen weißen Querbinden gezierte Schlange, die man aus Vorurtheil für giftig hält, auf dem Felde ausgegraben. Von diesem ländlichen Wohnsitze, der hart am Abhange des Berges liegt, hat man eine andere großartige Fernsicht auf die Bai und ihre schönen grünenden Inseln. Die Caffeebäume waren hier an den Seitenwänden eines engen Thales gepflanzt,

deren Gipfel die brasilianische Fichte mit ihren grotesken, dunklen, gleich Candelabern ausgebreiteten Aesten krönte.

Einen nicht minder interessanten Ausflug pflegten wir nach Tijura, einen ehemals von den Einwohnern häufig besuchten Ort, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt, zu machen. Der Weg führt auf der großen Straße an dem königlichen Lustschlosse von S. Cristovão vorbei, welches nach der Ankunft des Monarchen erbaut und durch die Verschönerung der umgebenden Gärten zu einem lieblichen Aufenthaltsorte gemacht worden ist. Man geht zwischen üppigen Hecken von Cactus, Lantanen, Bougainvilleen, Cordien, Tournefortien und Mimosa Lebbeck hindurch, aus denen hie und da die Agaven ihre hohen Blüthenschäfte erheben. Bis an das Gebirge ist die Gegend eben; nur ein isolirter begrünter Kegelfelsen in der Nähe des k. Lustschlosses ragt pittoresk aus den üppig bunten Gärten und Pflanzungen hervor. Westlich von der Straße bringt eine neue Wasserleitung eine Quelle aus dem Gebirge zur Stadt herab. Städter und Landleute, zu Fuß und zu Pferde, und zwar nicht selten zwei Personen auf einem einzigen Thiere, beleben den Weg, welcher für die Wagen der Vornehmen von der Stadt nur bis S. Cristovão fahrbar ist. Es ist erfreulich, in dieser paradiesischen Gegend schon die Spuren europäischer Betriebsamkeit, fleißig angebautes Land und schöne Landhäuser zu erblicken. Ueber den grünenden Abhang des Berges und zwischen häufigen Landsitzen hindurch, längs einem mehrere Mühlen treibenden Gebirgsbache, gelangt man endlich auf die Höhe, auf welcher man durch eine herrliche Aussicht nach der Ebene der Vorstadt von St. Cristovão belohnt wird. Der Tag neigte sich bereits, als wir hier ankamen, und wir wünschten, von unserer Fußreise müde, ein Nachtquartier zu finden. Zwar stand eine Bude am Wege, sie bot jedoch nur Taback, Rum, Zwieback, Minas-Käse, aber keine Herberge dar; wir waren daher gezwungen, in dem seitwärts gelegenen Landgut eines uns bekannten französischen Particuliers Unterkunft zu suchen. Der schmale Pfad führte uns zunächst einem tiefen Thale aufwärts und endlich zu dem Häuschen mitten im Walde, wo wir mit einigen gerösteten Bataten und einer hölzernen Bank als Nachtlager vorlieb nehmen mußten. Der Himmel war majestätisch gestirnt; ein blaßes Licht lag auf den dunklen Wäldern; nur das Rauschen ferner Gewässer unterbrach die Stille dieser Einsamkeit, und in Betrachtung dieser Herrlichkeiten ver-

senkt, überließen wir uns heiteren Gemüthes dem erquickenden Schlafe.

Vor Anbruche des Tages zogen wir jenem Geräusche des Wassers nach und standen, als eben die Sonne aufging, an einem hohen Felsenabhange, von dem sich ein krystallheller Bach, zum Theil in Staubregen aufgelöst, fast hundert Fuß tief in das Rinnthal hinabstürzt. Im Grunde des Thales und zunächst dem Wasserfalle steht eine einfache freundliche Hütte, in der uns Herr Tonay, ein sehr achtungswerther französischer Maler, begrüßte, welcher in die stille Einsamkeit zurückgezogen, mit seiner Familie der schönen Natur lebt. Nur ungern verließen wir den lieblichen Ort und setzten unsere Wanderschaft nach dem entgegengesetzten Abhange des Berges in S. S. W. fort. Ueber Hügel, die mit dichter Waldung bedeckt sind, gelangten wir in ein tiefes Thal und endlich an den Fuß der Cavia, eines pittoresken Granitgebirges, das sich zunächst dem östlichen Ufer des Sees Camorim erhebt und durch seine dunkelnden, über die Fläche des stillen Wassers hereinhängenden Felsen und Waldungen an die einsamen Seen der Schweiz und des Salzburger Landes erinnert. Der Camorim, ein salziges Binnenwasser, hängt gegen Süden mit dem Meere zusammen, dem er mehrere Gebirgsbäche zuführt und von welchem er dagegen bei hohem Wasserstande angeschwellt wird. In den Niederungen um den See, wo das Dickicht der Manglebäume nicht jede andere Vegetation verdrängt, wuchern die herrlichsten Sumpfpflanzen und große Büsche von Farnkräutern. Unter andern fanden wir an dem kühlen Grunde pittoresker Felsengruppen die schönen blauen Glocken der Gloxinie, welche von hier durch englische Gärtner nach Europa gebracht worden ist. Nur wenige ärmliche Hütten von Fischern, die sämmtlich gemischter Farbe sind, liegen zerstreut in dieser Einsamkeit, aus welcher europäische Gartenkunst eine an Mannigfaltigkeit und Neuheit der Formen unendlich reiche Schöpfung hervortreten lassen könnte. Bei dem Ueberflusse des Sees an Fischen denken die Bewohner dieser Gegend selbst nicht einmal daran, durch Anbau des sie umgebenden fruchtbaren Waldes den nöthigen Unterhalt zu gewinnen; kaum pflanzen sie hinlänglichen Mais, um so mehr aber Wassermelonen, Bataten und Zuckerrohr, welches letztere jedoch nicht ausgepreßt, sondern roh von ihnen ausgesogen wird. Bei dieser dürftigen Lebensart in einer feuchten, keinem Windwechsel ausgesetzten, dagegen an ungesunden Aus-

dünstungen reichen Gegend, darf man sich nicht wundern, die Bewohner kränklich und blaß herumschleichen zu sehen.

Als wir, von diesem merkwürdigen Thale zurückkehrend, die Ebene von S. Cristováo wieder zu erreichen suchten, kamen wir auf dem andern Abhange des Berges zur Caffeeplantage des Hrn. Dr. Lesesne, der ein großes Stück Landes gepachtet und mit sechszigtausend Bäumchen bepflanzt hat. Nach der Anweisung dieses erfahrnen Pflanzers säet man die frischen Bohnen vorzüglich im Schatten anderer Caffeebäume, und hebt die Pflänzchen sammt der Erde aus, sobald sie eine Höhe von zehn bis zwölf Zollen erreicht haben. Man will bemerken, daß Abstreifung der Erde von den zarten Wurzeln das Wachsthum um ein ganzes Jahr zurücksetzte, denn man erhält von den auf diese Weise behandelten Bäumchen die ersten Früchte erst nach zwei und dreißig Monaten, während andere solche schon nach zwanzig liefern. Die jungen Pflanzen werden im Quincunx gesetzt. Man läßt die Bäume, durch Ausschneidung ihrer geilsten Schößlinge in der Mitte, nur zwölf Fuß hoch wachsen, damit die Früchte leichter zu pflücken sind, und die Aeste sich mehr in die Breite ausdehnen. Nach vier bis fünf Jahren sind die Lesen schon beträchtlich genug, und man stellt dann je für tausend Bäume einen Neger an. Früher, so lange die Bäume noch nichts oder wenig tragen, reicht ein Neger hin um zweitausend Bäume in Ordnung zu halten und das Unkraut auszujäten. Es giebt drei Lesen, welche fast das ganze Jahr hindurch beschäftigen; die erste fängt in Rio de Janeiro im Monat April an. Man nimmt nur die ganz reifen rothen Beeren, die sich leicht vom Stiele ablösen und deren Saamen sich ohne Mühe vom Fleische trennen. Diese Kirschen werden nun nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, auf einen Haufen geschüttet und der Fäulniß überlassen, sondern die ganze Frucht wird, wenn man besonders sorgfältig verfahren will, mit ihrem Fleische getrocknet, außerdem eine Art von Oelmühle angewendet, um das Fleisch wegzunehmen, und die nackten Saamen werden bis zur vollkommenen Trocknung über einen Monat lang der Sonne ausgesetzt. Zu diesem Zwecke baut man auch Tennen von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß im Gevierte von Backsteinen oder von gestampftem Lehm, die zum Ablaufen des Regens convex gemacht sind, wobei man die Bohnen vor dem plötzlichen Regen durch tragbare Strohdächer zu sichern sucht. Auf jede Tenne von jener Ausdehnung können

etwa dreißig Arrobas aufgeschichtet werden. Die Zahl der Neger, von denen jeder täglich eine Arrobe auslesen kann, bestimmt so die Zahl der nöthigen Tennen. Der ganz dürre Caffee wird in geflochtenen Körben an trockenen, dem Winde ausgesetzten Orten aufbewahrt. Die Pflanzer in Brasilien, besonders in Rio, genießen den Vortheil vor jenen auf den Antillen, daß die Reife der meisten Beeren in die trockene der Einsammlung günstige Jahreszeit fällt.

Einigemale verfolgten wir die Straße von der Bucht Bota-Fogo gegen die eine Stunde entfernte Lagoa de Roderigo Freitas, an welcher die königliche Pulverfabrik und eine Pflanzschule für ausländische Gewächse liegt, die den Namen eines botanischen Gartens führt. Der Weg bald am Abhange des Granitgebirges zwischen anmuthigen Blüthengebüschen von Myrten, Tournefortien, Securidaken und Paullinien, auf welchen Gesträuchen wir zum ersten Male den Juwelenkäfer lebendig erblickten, bald am Ufer des Meeres sich hinziehend und mit hohen Farnkräutern, tropischen Gräsern und Orchideen bedeckt, bietet die lieblichste Abwechslung dar und ist, weil mehrere Einwohner der Stadt in dieser Gegend Landhäuser besitzen, fast nie menschenleer. Die Meeresküste lieferte uns einige Ausbeute an Seesternen, Seeigeln, mehreren Muscheln, Insecten und Seekräutern. Die Pulverfabrik und die Wohnung des S. João Gomez Abreu, Obersten beim Geniecorps, eines liebenswürdigen kenntnißreichen Brasilianers aus Minas Gereas, der jener Fabrik und dem Pflanzengarten vorsteht, liegen auf der einen Seite von waldigen Granithügeln, auf der andern von dem See des Roderich Freitas umgeben in einer engen Ruhe und Stille athmenden Gegend. Hinter den Häusern ist der erwähnte botanische Garten angelegt. Mehrere schöne Alleen von Brodbäumen aus der Südsee, den dichtschattigen Ytó- und Manga-Bäumen führen durch die, in regelmäßige Quadrate getheilte Anlage, deren wichtigster Culturgegenstand die chinesische Theestaude ist. Bis jetzt sind sechstausend Stämmchen derselben, drei Schuhe weit von einander entfernt, in Reihen gepflanzt. Das Klima scheint ihrem Wachsthume günstig zu seyn; sie blühen in den Monaten Julius bis September und ihre Saamen reifen vollkommen aus. Auch diese Erscheinung bestätigt nebst anderen Culturversuchen mit asiatischen Pflanzen in America, daß vorzüglich die Gleichheit der Breiten das Gedeihen der vegetabilischen Zöglinge bedingt.

Der Thee wird hier vollkommen auf dieselbe Weise wie in China selbst gepflanzt, gepflückt und gedörrt. Die portugiesische Regierung hat auf die Cultur dieses Gewächses, von dessen Product aus China nach England jährlich um den Werth von zwanzig Millionen Thaler eingeführt wird, ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Der vorige Minister, Conde de Linhares, hat einige hundert chinesische Colonisten hieher berufen, um durch sie die Vortheile des Baues und der Zubereitung des Thees bekannter zu machen. Die meisten dieser Chinesen wohnen jedoch gegenwärtig nicht am botanischen Garten, sondern in der Nähe des königlichen Landgutes von S. Cruz bis auf einige wenige, welche hier unter der Leitung des Colonels Abreu zur Pflege der Theestaude und zur Einsammlung und Zubereitung der Blätter verwendet werden. Man bricht die Blätter dreimal im Jahre, und bringt sie auf gelind erhitzte Darröfen von Thon, worauf sie getrocknet und gerollt werden. Der Vorstand der Anstalt gab uns Proben der verschiedenen Arten, welche auch hier besonders nach der Zeit der Lese unterschieden werden. Der Geschmack war kräftig, doch bei weitem nicht so ätherisch und fein aromatisch, wie der von besseren chinesischen Sorten, sondern etwas erdig und rauh. Diese unangenehme Eigenschaft darf aber bei keinem Zweige der beginnenden Cultur entmuthigen, denn sie ist eine natürliche Folge der noch nicht vollendeten Acclimatisation. Außer der Theestaude zeigte man uns noch mehrere ostindische Gewächse, den Zimmtbaum, den Gewürznelkenbaum, den Pfefferstrauch, den Muskatnußbaum u. a. m.

Die Gegend an der Lagoa de Roderigo Freitas wird, wie die benachbarten Vorstädte von Bota-Fogo und Catête, für besonders gesund gehalten und viele reiche Einwohner von Rio besitzen auf dieser Seite Landhäuser (Chacras), in denen sie die Monate der schönen Jahreszeit zubringen. Die Straße dahin wird häufig zu Spazierritten oder Fahrten benützt. Auch die Plage der Mosquiten ist hier, wo die Buchten der See minder tief und mehr vom Winde bestrichen sind, geringer als an der entgegengesetzten Seite der Stadt und unter andern in dem Viertel von S. Anna. Jene belästigenden Insecten bewohnen vorzüglich gerne die dichten Gebüsche des Manglebaumes und seine schlammige Umgebung, und pflegen besonders vor Sonnenauf- und Untergang die Menschen zu verfolgen.

Unser Freund Hr. Generalconsul v. Langsdorff hatte kurze Zeit zuvor, ehe wir nach Rio de Janeiro kamen, ein großes Landgut am Wege von der Nordseite der Bai nach Minas Geraës gekauft, auch eben angefangen, daselbst Mandioccapflanzungen anzulegen und ein Landhaus für sich nebst den nöthigen Wirthschaftsgebäuden herzustellen. Wir folgten gerne seiner Einladung, diese neue Schöpfung, von deren Reichthum an naturhistorischen Merkwürdigkeit er uns ein reizendes Bild entwarf, in seiner Gesellschaft zu besichtigen. Wegen der großen Frequenz zwischen der Hauptstadt, und dem, von allen nach Minas Reisenden besuchten Hafen, Porto de Estrella, gehen täglich, sobald zwischen eilf und zwölf Uhr der Südwind eintritt, Boote nach letzterem ab, welche am Abend dort ankommen; dagegen laufen regelmäßig Boote von Porto de Estrella nach Sonnenuntergang aus, fahren die Nacht hindurch und gelangen mit Tagesanbruch vor die Stadt. Auf einem dieser breitgebauten und mit einem einzigen Segel versehenen Boote schifften wir uns eines Nachmittags ein. Der Wind war schwach und trieb uns langsam an den kahlen Klippen, welche nicht weit von der Küste unter dem Namen der Enchados aus der See hervorragen, und von einer Menge Seeadler und Seemöven umkreist werden, dann an mehreren mit dichter Waldung bedeckten Inseln, die in der Bai zerstreut liegen, vorbei. Auf der größten dieser Inseln, Ilha do Governador, die sich fast mitten in der Bai von O. nach W. zwei Meilen lang erstreckt, hat sich der König die Jagd vorbehalten; sie soll mit Rehen und wilden Schweinen besetzt seyn, ist aber noch nie von ihm besucht worden. In Ländern, wo den Jägern nebst den Gefahren von reissenden Thieren noch die von giftigen Schlangen und Insecten drohen, und das Dickicht der Wälder nur selten erlaubt zu Pferde zu bleiben, um dadurch jene minder sichtbaren feindlichen Thiere zu vermeiden, hat die Jagd wenig Anziehendes. Als Merkwürdigkeit wird hier auch ein Bär gezeigt, den der König aus Rußland zum Geschenke erhalten hat.

Wenn man jene niedrigen Inseln der Bai von Rio de Janeiro betritt, so erstaunt man über die Kraft und Ueppigkeit ihrer Vegetation, welche durch die niedrige Lage, die umgebende Feuchtigkeit und die beträchtliche Hitze hervorgebracht wird. Die Wälder, in welchen größtentheils dieselben Baumarten, wie am festen Lande, zwischen ihnen aber eine verhältnißmäßig viel

größere Anzahl von Palmen, besonders der beliebten Kohlpalme vorkommen, werden durch ein dichtes Gehölz fast undurchdringlich gemacht. Die Raschheit, mit welcher die Pflanzenwelt hier ihre verschiedenen Entwickelungen durchlebt und endlich ihrem Untergange durch Fäulniß entgegengeht, ist eben so groß als der Trieb, mit welchem sich neue Bildungen aus und über den Resten der untergegangenen erheben. Auf und neben den größten Stämmen, die gleich ungeheuren Skeleten hingestreckt, plötzlich in den Zustand vegetabilischer Erde zurückkehren, sieht man hier ein Heer von vielfarbigen Pilzen entstehen, eine unendliche Zahl von Saamen zu gleicher Zeit keimen und sich mit unglaublicher Eile entfalten. Die wenigen vom Urwalde freien unbebauten Gegenden dieser fruchtbaren Inseln bieten wahre Marschländer oder Savannen dar. Das Gras wächst äußerst dicht und erreicht eine unglaubliche Höhe und Vollsaftigkeit. Demungeachtet haben die Bewohner dieser und der beiden größeren Inseln Ilha grande und Marambaya, welche in der Angra dos Beys liegen und ähnliche Beschaffenheit zeigen, sich bis jetzt noch wenig mit der Zucht von Mastvieh, sondern mehr mit dem Anbau von Mais, Indigo, Zucker und Taback beschäftigt. An den Ufern, wo das Meer die Granitfelsen hie und da von der Decke guter Dammerde entblößt hat, tragen diese Inseln nicht selten dichte Haufen von Agave und stacheligen Cactus, deren steife blattlose Stämme wunderbar gegen den formenreichen üppigen Urwald abstechen. Die ländlichen Hütten sind größtentheils an der Küste angelegt und mit Bataten, Wassermelonen und einem Wald von Acajú, Cuyaba, Pisang, Orangen, Jasmin und Rosen umgeben.

Als wir Nachmittags Rio de Janeiro verlassen hatten, waren wir der Meinung gewesen, noch am späten Abend die entgegengesetzte Küste der Bai zu erreichen; allein ein plötzliches Nachlassen des Windes, nachdem wir uns fast in der Mitte derselben befanden, benahm uns die Hoffnung, die Nacht am festen Lande zubringen zu können. Wir folgten daher dem Rathe unseres freundlichen allzeit munteren Führers, uns das Nachtlager auf den harten Bänken der Cajüte einigermaßen bequem zu machen. Scherzend wünschte er uns Glück zu den Erfahrungen einer mühseligen Campagne, welchen wir von heute an in dem neuen Lande entgegengingen; wir hatten jedoch Gelegenheit an der immer frohen Laune des Weltumseglers das zweckmäßigste Gegenmittel gegen die unangenehmen Erfahrungen, die noch vor

uns lagen, kennen zu lernen. Die Nacht verstrich schnell unter Entwürfen über unsere Thätigkeit während des Aufenthaltes in der Mandiacco und bei den exstatischen Lobpreisungen, in welche unser Freund ausbrach, wenn er von der friedlichen Einsamkeit seines Landgutes und von der Fülle und Schönheit der dortigen Natur redete. Zum Leidwesen der trägen Neger blieben wir die ganze Nacht hindurch munter und ermahnten sie zu rudern, da wir uns nur auf diese Art, obgleich äußerst langsam fortbewegen konnten. Die Nacht war feucht und trübe; einige Male wurden wir von dichten Schwärmen kleiner Mosquiten besucht, die jedoch abwechselnd wieder vorüberzogen. Der Morgen dämmerte, und wir sahen uns endlich in der Nähe eines sehr niedrigen, sumpfigen Landstriches, mit kleinen Seeuferbäumen besetzt, zwischen denen der Inhumerim, ein beträchtlicher Fluß, ins Meer herabschleicht. Wir verließen nun die Bai, und das Canot ward von den Negern mittels langer Stangen aufwärts geschoben. Bald sahen wir uns überall von dichtem Gesträuche umgeben und konnten uns an dem mannichfaltigen Wechsel der schönsten Gruppen erfreuen, welche die vom Wasser eingefaßten Hecken darbieten.

Porto de Estrella ist der gemeinsame Hafen zwischen Rio de Janeiro und der Provinz Minas Geraës. Man sieht hier lange Züge von Maulthieren mit Kisten und Gepäcke beladen aus dem Innern ankommen oder dahin zurückkehren. Der Europäer, gewöhnt an den Transport beträchtlicher Lasten auf Wägen, die er nicht unrichtig mit Landschiffen vergleicht, erstaunt bei dem Anblick so vieler in kleine Massen vertheilter Ladungen, welche der Willkühr des Lastthieres oder eines ungeschickten Treibers überlassen sind, täglich mehrere Male entweder im Freien oder in offenen Hangards (Ranchos) auf- und abgepackt, nur nothdürftig gegen Regen und Witterung gedeckt, und auf diese Weise oft mehrere hundert Meilen fortgebracht werden. Nicht ohne Kummer dachten wir bei der Betrachtung des verworrenen Treibens der auf- und abladenden Karavanen daran, daß künftig unsere Instrumente, Bücher und Sammlungen eben so nicht der eigenen Sorgfalt, sondern dem blinden Geschick überlassen werden müßten. Doch sind die Karavanen (Tropas), besonders auf dem besseren Wege von S. Paul und Minas nach der Hauptstadt so gut organisirt, daß hier verhältnißmäßig wenig dabei zu befürchten ist. Eine jede Tropa, die aus zwanzig bis fünfzig

Maulthieren bestehen kann, wird von einem Arieiro zu Pferde angeführt. Letzterer giebt Befehl zum Aufbruch, zum Rasten oder Uebernachten der Truppe, sieht auf das Gleichgewicht der Lasten, auf die gute Beschaffenheit der Tragsättel, bessert diese aus, wenn sie verwunden, heilt die kranken Thiere und sorgt für das Beschläge. Ihm sind die Treiber, deren jeder gewöhnlich einen Haufen von sieben Maulthieren besorgt, untergeordnet. Sie gehen zu Fuße, laden auf und ab, füttern und tränken die Thiere, führen sie auf die Weide und besorgen die Küche. Der Arieiro, gewöhnlich ein freier Mulatte, wacht auch häufig über den Verkauf und Einkauf der Waaren in der Stadt und handelt als Commissionär des Eigenthümers der Truppe. Die Treiber sind meistentheils Schwarze, die sich bald in diese Beschäftigung finden und solche wandernde Lebensart den Arbeiten der Goldwäschereien und der Pflanzungen vorziehen. Der wichtigste Handelsartikel, welchen die Bewohner von Minas Gerëas (Mineiros) hieher bringen, ist rohe Baumwolle; ausserdem aber werden eine beträchtliche Menge sehr groben Baumwollenzeuges zur Kleidung der Negersclaven und zur Ausfuhr nach Rio grande do Sul und Buenos Ayres, ferner Käse, Speck und Tafeln von Quittenzucker aus Minas Gerëas durch die Karavanen auf dieser Straße herbeigeführt. Auch vielerlei Edelsteine kommen aus dem Innern hieher und es wird hier, wie man uns versicherte, ein starker Contrabandhandel mit Goldstaub und Diamanten getrieben, obgleich zahlreiche Polizeibeamte strenge dagegen zu wachen pflegen. Da alle Waaren, welche von Rio nach Minas, Goyaz und Mato-Grosso versendet werden, ihren Weg ebenfalls über Porto de Estrella nehmen, so herrscht hier stets eine große Handelsthätigkeit; um so auffallender ist es aber noch kein einziges gutes Wohnhaus und selbst keine andere Unterkunft für die Waaren zu finden. Jedermann muß sich bequemen, in einer ärmlich bedeckten Scheune, welche auch die Ladung beherbergt, Schutz zu suchen. Wenn der Reisende nicht selbst, wie es gewöhnlich ist, Nahrungsmittel mit sich führt, so muß er sich aus den Buden (Vendas), deren es hier einige giebt, mit dem Vorräthigen versehen und für die Zubereitung der Speisen sorgen. Gewöhnlich besteht das Mahl aus Bohnen mit Speck gekocht oder aus trocknem gerösteten Rindfleisch; zum Nachtische kauft man Bananen und Käse. Als Nachtlager dient eine Ochsenhaut, oder ein in der Erde befestigtes Gerüste von Latten mit einem Strohgeflechte, oder eine Hangmatte und statt der Decke die eigene Kleidung des Reisenden.

Nachdem unser freundlicher Führer die nöthigen Pferde und Maulthiere für unsere Landreise besorgt hatte, verließen wir das geschäftige Dörfchen und verfolgten die Straße, welche von hier nördlich gegen Minas führt. Bald sahen wir uns in einer ganz neuen Umgebung. Wir ritten in einem niedrigen Lande auf einer breiten jedoch ungepflasterten Straße, zwischen Hecken von den mannigfaltigsten, reich mit Blüthen geschmückten Gesträuchen hin; zu unserer Linken hatten wir ein mit dichter Urwaldung bekleidetes Gebirge und vor uns ein mit diesem verbundenes höheres, dessen kühn hervorragende nur abwärts bewaldete Felsengruppen der Landschaft einen eigenen majestätischen Charakter verleihen. Auch auf diesem Wege begegneten wir, wie früher in der Nachbarschaft der Stadt, keinen großen Pflanzungen und Anlagen, indem diese entfernter von der Straße in den Waldungen liegen; doch bewiesen uns einzeln stehende Häuser mit umzäunten Gärten umgeben, daß man die Fruchtbarkeit dieser reizenden Gegend zu schätzen wisse. In den Niederungen wuchert das Zuckerrohr mit unglaublicher Ueppigkeit, und einen besondern Beweis von der Kraft dieses Bodens gab uns die Erscheinung von fast fußdicken Stämmen, die der Aeste und Wurzeln beraubt und in mehrere Stücke getheilt, nachdem sie zur Umzäunung eingegraben waren, sogleich Wurzel geschlagen und neue Aeste hervorgetrieben hatten.

Bei Piedade, einem aus mehreren zerstreuten Häusern bestehenden Oertchen mit einer Capelle, das kaum eine Meile von Porto de Estrella entfernt ist, traten wir aus den dichten Hecken längs der Straße in eine grünende, von Gärten, Pflanzungen und Wiesen begrenzte Ebene, über welche sich eben jetzt die glänzenden Strahlen der Morgensonne ausbreiteten, während der Hintergrund, die massigen Kuppen des Orgelgebirges, noch in die Dunkelheit des unbeleuchteten Waldes gehüllt war. Der Weg erhebt sich allmählig; als wir über waldige, niedrige Hügel gegen Abend am Fuße des Gebirges angekommen waren, begrüßte uns der gastfreundliche Führer auf seinem eigenen Grund und Boden. Herr v. Langsdorff hatte erst angefangen diese Fazenda, welche die beträchtliche Ausdehnung von mehr als einer Quadratmeile hat, aber ganz vernachläßigt worden war, urbar zu machen. An der Straße waren hier eine geräumige Remise (Rancho) zur Aufnahme der häufig einkehrenden Karavanen von Minas, eine Branntwenscheinke, eine Mühle zur Bereitung des Mehles

aus türkischem Korn und ein Häuschen für den Besitzer in der hier üblichen Bauart errichtet. Diese kleinen Landsitze enthalten einige über dem kühlen Boden erhabene schmucklose Zimmer mit Gitterfenstern oder Läden; das Dach läuft gewöhnlich auf der einen Seite einige Fuß über die Wände hinaus und bildet, auf Pfeilern und einer niedrigen Mauer ruhend, das Vorhaus (Varanda). Meistens errichtet man solche Gebäude von Latten, welche durch zähe Schlingpflanzen (Sipó) verbunden, mit Letten beworfen und mit Kalk bemalt werden. Der lehmige Boden läßt sich fast überall zu guten Ziegeln verarbeiten, oder wenn man diese für zu kostbar hält, gewähren die breiten Blätter mehrerer Palmen ein zwar leichtes aber ziemlich dichtes Dach. Die freigebige Natur bietet hiezu alles nöthige Material im Ueberflusse dar und nur der Kalk wird von Cabo frio hergebracht.

Das Landgut Mandiocca, wird wegen der trefflichen Mandioccawurzeln, die es bauet, so genannt. Nordwestlich begrenzt es ein Gebirgszug von mehreren Rinnthälern durchschnitten und bedeckt mit Waldung, die sich vom Thale bis zu den erhabenen Spitzen des Orgelgebirges ausbreitet. Mitten in dieser ausgedehnten Urwaldung befinden sich die Schläge (Rossados), welche von den Pflanzern nach Abbrennung der gefällten Stämme mit Mandiocca, Mais, Bohnen, Caffee u. s. w. bebauet werden. Diese Anbauungen (Rossas) werden gewöhnlich nach einigen Erndten verlassen und bedecken sich sodann binnen wenigen Jahren von neuem mit einem dichten Anflug (Capoeira), der sich besonders durch den Mangel großer und langsam wachsender Baumarten auszeichnet. Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder (Mato-Virgem). In ihnen weht dem Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmählern ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannichfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander

stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinem Nachbarn. Während die Wollbäume, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet nur in beträchtlicher Höhe weithin ihre dicken Aeste verbreiten und ihre gefingerten Blätter zu leichten, beweglichen Massen gruppiren, treiben die mächtig wuchernden Lecythen und der brasilianische Spreubaum schon aus geringerer Höhe viele dicht mit Blättern bedeckte Aeste aus, die sich zu einem rund belaubten Gewölbe vereinigen. Die Jacaranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer gefiederten Blätter an; die großen goldgelben Blumen dieser und der Ipé strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Auch die Spondias wölbt ihre gefiederten Blätter in leichte längliche Formen zusammen. Ganz eigenthümlich und von größter Wirkung in dem Gemälde steht die Ambaúba zwischen den anderen hohen Gestalten der Urwälder da. Die glatten weißgrauen Stämme erheben sich unter geringer Krümmung zu einer sehr bedeutenden Höhe, und senden an der Spitze unter rechten Winkeln quirlförmige Aeste aus, die an den Enden mit großen tiefgelappten weißen Blättern besetzt sind. Die blüthenreichen Cäsalpinien, die luftigen Lorbeerbäume, die hochstämmigen Geoffräen und Andiren, die Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern, die schlanken Cedrelen, die fiederblättrigen Ormosien, die Tapia mit heftig nach Knoblauch riechender Rinde, die Maina und tausend noch nicht gekannte Bäume stehen in bunter Reihe neben einander. Hie und da blickt zwischen dem frischen Grün die düstere Krone einer chilesischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt in dem tropischen Kreise erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Wipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und niedrigeren, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannichfaltigkeit unter einander stehen. Die violetten Blüthen der Rhexien, die vollen Blumentrauben der Melastomen, Myrten und Eugenien, das zarte, mit niedlichen Blumen geschmückte Laub vieler Rubiaceen und Ardisien, dazwischen die sonderbare Blattbildung der Theophrasta, des Conchocarpus und rohrartiger Erdpalmen, die glänzenden Blüthenkolben des Costus, die sparrigen Hecken der Maranten, aus welchen sich ein schuppiger Farnbaum erhebt, prächtige Stiftien, stachelige Solanen, großblüthige Gardenien und

Coutareen, alle durch die Guirlanden der Mikanien und Bignonien, die weitläufigen Ranken der honigduftenden Paullinien, der brennenden Delachampien und der Bauhinien mit seltsam gelappten Blättern dicht verflochten, die Schnüre blattloser, milchiger Lianen, welche von den erhabenen Gipfeln frei herabfallen oder die stärksten Stämme eng umschlingen und allmählig tödten, endlich jene parasitischen Gestalten, durch welche veraltete Bäume wie mit dem Kleide der Jugend geschmückt sind, die grotesken Pothos und Arumarten, die prachtvollen Blumen der Orchideen, die das Regenwasser aufbewahrenden Stauden der Bromelien, die gleich Baumflechten herabhängenden Tillandsien und eine Vielzahl von wunderlich geformten Farnkräutern, alle diese herrlichen Producte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken erhält.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen=, ist die Thier-Welt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwin-

gen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme festsitzend den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacús, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau und roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Am-

böse ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Von Mandiocca zieht sich die Straße für die Karavanen nach Minas Gereas zwischen grotesken Schäften der Agaven (Fourcroaea gigantea Vent.) und bunten Blumenbecken durch den Urwald an steilen Abhängen und düsteren, eng verwachsenen Schluchten vorüber bis auf die Höhe des Gebirges, zu welcher eine kostspielige und bis jetzt in Brasilien einzige gepflasterte Straße fast in der Ausdehnung von einer Meile führt. Mit dem Ende dieser Straße hört aber auch die Möglichkeit auf, Wagen zu gebrauchen, die auf dem ungleichen Wege nur mit Gefahr geführt werden könnten. In Brasilien denkt man eben so wenig an die Erleichterung des Handels durch fahrbare Straßen und Wagen, als in Deutschland an die Construction von Eisenbanen, indem die Fortbewegung der Güter auf Maulthieren dem Bedürfnisse der Einwohner Genüge leistet. Von der Höhe des Gebirges, der sogenannten Serra de Estrella, 3376 Par. Fuß über dem Meere, übersieht man die Bai mit ihren grünenden Inseln und der Hauptstadt im Hintergrunde. Die entgegengesetzte Seite bietet die beschränktere Ansicht eines hügeligen, sehr unebenen, mit dichter Waldung bedeckten Landes dar, das sich von hier gegen die Ufer des Rio Paraiba hinerstreckt. Die Bergstraße führt auf der Nordseite zuerst nach Corrego Seco, einem ärmlichen Dörfchen. Hier brachten wir einmal die Nacht in der elenden Schenk-

bude zu, welche uns im vollsten Maaße einen Vorgeschmack von den Beschwerlichkeiten der Reise ins Innere gab. Ein Gericht aus trockenem Mehl der Mandioccawurzel und an der Sonne getrocknetem, zähem Rindfleisch bestehend, eine harte Bank ohne Polster und Decken als Schlafstätte stellten die Geduld und Fähigkeit für eine Campagne auf die Probe. Die Nacht wäre für Deutschland eine des schönsten Sommers gewesen, da der Thermometer nicht unter 14° R. herabfiel, und doch war es uns fast unmöglich vor empfindlicher Kälte des Schlafes zu genießen.

Wir verfolgten von Corrego Seco die Landstraße durch ein hohes, zerschnittenes, zum Theil von massigen Granitbergen beschränktes Land, passirten Belmonte und gelangten endlich zu dem Landsitze des Padre Correa. Dieser würdige Geistliche, ein geborner Brasilianer, ist rücksichtlich seiner ökonomischen Thätigkeit ein Muster seiner Nachbarn. Er hat durch die Anlagen von bedeutenden Baumschulen bewiesen, daß das kältere Klima dieser höher liegenden Gegenden die Cultur europäischer Früchte begünstige. In seinen Pflanzungen sieht man besonders Feigen, Pfirsiche und Weintrauben reifen, und zwar in solchem Ueberflusse, daß der Besitzer hiemit den Markt in der Hauptstadt versorgt und aus dem Erlöse jährlich große Summen beziehet. Einen andern Erwerbszweig hat dieser unternehmende Mann auf die Geschicklichkeit seiner von ihm sehr menschenfreundlich behandelten Sclaven gegründet, welche eine beträchtliche Menge von schwedischem Eisen zu Hufeisen und anderem Geräthe zum Verkaufe verarbeiten. Ueber Hügel von Gneiß und Granit, die mit einer Lage von rothem Thon bedeckt sind, kamen wir Abends in Soumidouro, einem Oertchen von wenigen Häusern mitten im Walde an der Quelle eines Gebirgsbaches gelegen, an. Man nahm uns gastfreundlich auf und gab uns die Auskunft, daß von hier noch eine halbe Tagreise bis zu dem Wachtposten von Paraiba sey, wo alle aus Minas Geraës herziehenden Karavanen wegen des Unterschleifes mit Goldstaub, und die Pässe von fremden, ins Innere jenes Goldlandes Reisenden auf das strengste untersucht werden. Um dieser Untersuchung zu entgehen, durchzogen wir die hier so menschenleeren und düstern Wälder nur bis zu einer einsamen Fazenda, welche nicht weit mehr von dem Flusse Paraiba liegt. Nachdem wir Erfrischungen erhalten, und alle uns wissenswerthen Erkundigungen sowohl durch den Wirth als durch einige von dem Registo des Paraiba patroullirenden, mit

Flinte und Säbel versehenen Mulatten eingezogen hatten, machten wir Anstalten zur Rückreise und kamen über Soumidouro wieder auf dem Landgute des Hrn. v. Langsdorff an.

Während unseres Aufenthaltes in der Mandiocca wurde unser freundlicher Wirth von Nachbarn besucht, welche mit Verwunderung und nicht ohne Eifersucht auf das schnelle Voranschreiten seiner Einrichtungen sahen. Da der erste Versuch, mit einem europäischen Pfluge die abgebrannten und gereinigten Schläge umzureißen, aus Ungeschicklichkeit der Neger und aus Mangel dazu abgerichteter Ochsen mißglückte, so gab ihnen dieses hinreichenden Stoff, die Unanwendbarkeit europäischer Landwirthschaft auf den brasilianischen Boden zu beweisen. Viele hatten noch keinen Pflug gesehen; Einige wollten die Bemerkung, daß der Boden durch das Auflockern und die chemische Einwirkung der Atmosphäre an Fruchtbarkeit gewönne, nicht gelten lassen, weil die jungfräulichen Wälder, deren Oberfläche seit Jahrtausenden immer dieselbe sey, die fruchtbarsten Ländereien darböten; Andere bezweifelten, ob die Stiere, welche Hr. v. Langsdorff aus Minas hatte kommen lassen, die Fähigkeit oder Ausdauer besäßen, auch nur einige Tage lang die schwere Arbeit des Ackerns zu ertragen; Andere bedauerten den Zeitaufwand der dabei nöthigen Neger. Allerdings scheint sich die Anwendung des Pfluges in diesen und den nördlicheren Gegenden, welche keine Cerealien bauen und bis jetzt noch nicht ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit verloren haben, weniger zu empfehlen als in den Capitanien von S. Paulo und Rio grande do Sul. Da die hier gewöhnlichen Feldfrüchte nicht gesäet sondern gesteckt werden, und also keine so gleichförmig zubereite Oberfläche des Bodens nöthig machen, arbeitet der Neger mit der Hacke zweckmäßiger und leichter, als es mit dem Pfluge möglich wäre, dessen Anwendung ohnehin durch die häufigen Wurzeln und die nicht verbrannten, in den Pflanzungen zurückgebliebenen Stämme erschwert wird. Obgleich unser gastfreundlicher Oekonom vorerst nur einige zwanzig Neger besaß, so hatte er doch schon durch den Anbau des Mais und der Mandiocca nicht nur den Bedarf seines Hauses gesichert, sondern verschickte auch von seinem Erzeugnisse zum Verkauf in die Stadt. Seine größte Hoffnung war jedoch auf die Caffeeplantage gesetzt, die er so eben angelegt hatte. Als Beweis der vielseitigen Fruchtbarkeit seines Gutes bewirthete er uns einige Male mit Kartoffeln, welche trefflich gerathen waren. In der That kann der Land-

bauer in diesen Gegenden sich nicht über Mangel an Fruchtbarkeit und Empfänglichkeit des Bodens beklagen, sobald er nur solche Orte, die gehörig bewässert werden können, für die Pflanzungen auswählt, und das für jeden Zweig des Landbaues zweckmäßige Erdreich, wie die zur Bestellung desselben schickliche Zeit hinreichend kennt. Der Mais, welcher hier gewöhnlich zweihundertfältige Früchte bringt, wird mit Anfang der Regenzeit gesteckt und am Ende des vierten oder fünften Monats geerndtet; noch schneller reifen manche Bohnenarten. Gartenkräuter, Bataten und Melonen hat man das ganze Jahr hindurch, vorzüglich jedoch während der nassen Jahreszeit. Die Pisang, Guajaben, Pomeranzen u. s. w. blühen in der Regenzeit vom October bis zum März und geben in der trockenen Jahreszeit Früchte.

Wie in allen Klimaten fehlt es aber auch hier nicht an ungünstigen Einflüssen, die den Pflanzungen schädlich werden. Oft sieht man den schönsten Orangenhain als Beute der braunen Ameisen, welche die Rinde zernagen, oder der Gryllotalpen, welche die Wurzeln abfressen, dahinwelken. Die jungen Mandiocca- und Zuckerplantagen werden bisweilen von ähnlichen Feinden in unglaublicher Anzahl überzogen, entblättert und zerstört, oder von den in der Erde wohnenden Wespen der Wurzeln beraubt. Ist aber auch die Erndte glücklich gereift, so muß der Besitzer sie mit vielen fremden Gästen theilen. Heerden von Affen, Papagaien und anderen Vögeln fallen über die Pflanzungen her; die Paca, Aguti und die übrigen Arten von wilden Schweinchen fressen Blätter, Stengel und Früchte hinweg, und Myriaden von Blattwespen u. dgl. verkümmern die Erndte. Der Pflanzer selbst, besonders erst aus Europa eingewandert und der hiesigen Natur ungewohnt, hat durch belästigende Thiere manche harte Prüfung zu bestehen. Hält er seine Wohnung nicht immer, besonders Morgens, Abends und Nachts verschlossen, so giebt es kleine und große Schnacken in Menge, die ihn mit ihren Stichen selbst durch dicke Kleider hindurch quälen, und nur Gaze oder seidene Stoffe können ihn gegen diese feindseligen Sänger sichern. Die häufig im Sande verborgenen Erdflöhe nisten sich unter die Nägel der Hände und Füße ein und verursachen, indem sie eine mit Eierchen gefüllte Blase erzeugen, die schmerzhaftesten Empfindungen, zu denen sich bei Vernachlässigung sympathische Anschwellung der Inguinaldrüsen ja manchmal der Brand gesellen. Die anschwellende Blase muß, sobald sie schmerzt, mit

Vorsicht herausgenommen und sodann die Wunde mit Schnupftaback eingerieben werden. Noch hat der Bewohner nicht selten andere Feinde im Hause; die weißbauchige Ameise, eine reichliche Anzahl Blatten und anderes Ungeziefer machen durch ihre Zerstörungswuth immer neue Einrichtungen nöthig. Die ersteren richten, wo sie auf ihren Zügen durchwandern, die furchtbarste Verheerung an; denn Metalle ausgenommen widersteht fast nichts ihrem Nagen und in wenigen Tagen sieht man die Balken des Hauses mürbe, die Wäsche, Bücher und jedes Hausgeräthe zerstört. Die Blatten sind vorzüglich den Victualien gefährlich, und pflegen sogar Nachts an den Fingerspitzen der Menschen zu nagen. Besonders ist der Schade empfindlich, welchen diese Thiere dem Naturforscher zufügen; öfters findet er seine Sammlungen, die er wohl verschlossen und an der Wand aufgehängt sicher glaubte, in einer einzigen Nacht vernichtet. Durch mehrere Erfahrungen belehrt, haben wir nur die Anwendung der Buffonschen Arseniksalbe, die Einwickelung der Pakete in Leinwand mit Terpentinöl bestrichen und ihre Verwahrung in blechernen Kisten, welche vor der Absendung verlöthet wurden, als zuverläßige Sicherungsmittel erprobt. Auch außer dem Wohnhause ist man hier vielen feindseligen Thieren ausgesetzt. Nicht zu gedenken der reissenden Onzen, der giftigen Schlangen, Eidechsen, Scorpionen, Tausendfüße und Spinnen, welche zum Glücke nicht überall häufig angetroffen werden und nur gereizt die Menschen verwunden, sind schon die sogenannten Carabatos als eine der furchtbarsten Plagen anzusehen. Diese kleinen Thierchen von der Größe eines Mohnsaamens bis zu der einer Linse, leben gesellig und zu hunderten an einander gedrängt auf dem Grase und auf dürren Blättern. Sobald der Wanderer an solche Pflanzen anstreift, verbreiten sich jene mit sehr großer Schnelligkeit durch die Kleider auf die Haut, wo sie sich besonders an den zarteren Theilen einfressen, ein qualvolles Jucken, das durch unvermeidbares Reiben noch vermehrt wird, und endlich entzündete Beulen verursachen. Die sichersten Mittel, sich gleich Anfangs von diesen lästigen Feinden zu befreien, sind, sie vom Körper abzulesen, oder, wenn sie sich nicht schon zu tief eingefressen haben, durch Reiben mit Branntwein, mit Taback in Wasser eingeweicht, oder über Feuer durch Tabackräucherungen zu tödten. Nur wer selbst dieses in der heißen Zone so häufige Uebel empfunden hat, kann sich eine Vorstellung von den Leiden machen, welche der immer im Freien lebende Naturforscher erdulden muß. Uebrigens sind alle diese

Beschwerden zum Glücke von der Art, daß man sie durch Kenntniß des Landes und Anwendung der erprobten Gegenmittel wenn nicht ganz beseitigen doch vermindern kann. Mit der fortschreitenden Bevölkerung und Bildung des Landes werden sie immer mehr verschwinden. Haben die Bewohner Wälder ausgehauen, Sümpfe ausgetrocknet, Straßen gezogen, allenthalben Dörfer und Städte gegründet, und so allmählig den Sieg über die zu üppige Vegetation und die schädlichen Thiere errungen, dann werden alle Elemente der menschlichen Thätigkeit willig entgegenkommen und sie reichlich belohnen. Bis jedoch diese Epoche für Brasilien eingetreten seyn wird, mag das uncultivirte Land freilich noch das Grab von tausend Einwanderern werden. Angezogen durch die regelmäßige Herrlichkeit des Klima, den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens verlassen Viele ihre angebornen Wohnsitze, um sich eine neue Heimath in einem fremden Welttheile, in einer ganz verschiedenen Zone zu suchen. So wahr auch die Voraussetzungen sind, worauf sie einen günstigen Erfolg ihrer enthusiastischen Unternehmung gründen, so wenig entspricht doch derselbe, besonders den Auswanderern aus dem nördlichen Europa. Wie soll auch der Bewohner der kalten Zone, plötzlich als Landbauer nach Rio de Janeiro oder wohl gar an die Ufer des Amazonenstroms in fremdes Klima, fremden Boden, fremde Lebensart und Nahrung versetzt und im Verkehr mit Portugiesen, deren Sprache er weder versteht noch leicht erlernt, wie soll er sich in diesem Lande gefallen und erhalten? Und was müssen vorzüglich Leute aus den niedrigeren Ständen, ohne allgemeinere Bildung für neue Sprache, Lebensart und Klima fühlen, wenn selbst Ankömmlinge von feinerer Bildung und Constitution, zurückgeschreckt von den Unannehmlichkeiten des heißen Klima, über die Hülfslosigkeit, Armuth und Plagen des Landes klagen, wie man es neuerlich so oft vernimmt? Findet der gemeine Mann, welcher aus nördlichen Gegenden einwandert, hier keinen Landsmann zum Führer, der vertraut mit der Lebensart und der Bearbeitung des Bodens, in den ersten Jahren väterlich mit Rath und That für ihn sorgt, so wird er selbst in diesem reichen Lande beinahe dem Hungertode preisgegeben, und bei den zunächst entstehenden Gefühlen der Reue und des Heimwehs ein Opfer seiner Unternehmung. Wer jedoch die ersten Prüfungen glücklich überstanden, seinen Heerd in dem schönen Brasilien gesichert und sich an das tropische Klima gewöhnt hat, der wird solches gerne als sein zweites Vaterland erkennen; ja hat er erst Europa noch ein-

mal besucht, so wird er sich mit gesteigerter Neigung dorthin zurücksehnen, und Brasilien, wie sehr man auch an der Bewohnbarkeit der heißen Zone zu zweifeln pflegt, als das schönste und herrlichste Land der Erde preisen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte kehrten wir von der Mandiocca auf demselben Wege nach der Stadt zurück.

Seit unserer Ankunft hatten wir das herrlichste Wetter genossen. Allmählig schien sich aber die Regenzeit vorzubereiten; die Witterung wurde abwechselnd; Nebel, dichte Wolkengruppen und plötzliche Windstöße wurden häufiger und am 3. October begann ein heftiger Platzregen, welcher drei Tage unausgesetzt anhielt. Von nun an regnete es mehr oder weniger Nachts oder Nachmittags, im November endlich gestaltete sich die nasse Jahreszeit ganz regelmäßig. Man pflegt sie in diesem Theile Südamerica's vom October an bis zum März zu rechnen; der frühere oder spätere Eintritt in den einzelnen Orten aber wird durch die Breite derselben und durch die physische Lage, näher oder entfernter von der Küste, höher oder niedriger, modificirt. Zu Rio selbst regnet es am meisten im Monate Februar. Die Regenzeit in Rio de Janeiro abzuwarten schien bei der Kürze des uns gesetzten Reisetermins nicht räthlich, und obgleich eine Reise während der nassen Monate mit doppelten Beschwerlichkeiten verknüpft seyn mußte, entschlossen wir uns dennoch zur baldigen Abreise ins Innere, indem wir berücksichtigten, daß eigentlich gerade mit der Regenzeit die Thier- und Pflanzenwelt von neuem erwache und in der reichsten Fülle hervortrete. Von der Capitanie von S. Paul aus gedachten wir durch das Innere von Minas Geraës bis an den Rio de S. Francisco und nach Goyaz zu reisen, endlich von hier entweder auf dem Flusse Tocantins nach Pará hinabzufahren oder aus dem Innern nach Bahia und an die Küste zurückzukehren, dort unsere Sammlungen nach Europa einzuschiffen und dann nochmals in das Innere der Capitanien von Piauhy und Maranhâo einzudringen, um so endlich nach Pará, dem Ziele unserer Wünsche, zu gelangen. Auf dieser Reise durch einen Theil der gemäßigten sowohl als durch die gesammte heiße südliche Zone hofften wir letztere und ihre mannichfaltigsten Producte übersehen und interessante Vergleiche über die Natur verschiedener Breiten anstellen zu können. Muthig und schnell ward dieser Plan entworfen. Unsere des Landes kun-

digen Freunde zweifelten zwar an der Ausführung eines Unternehmens, das sie mit dem Fluge des Icarus verglichen; sie vermochten jedoch nicht unser eigenes Vertrauen zu mindern, von welchem inneren Gefühle geleitet wir uns mit Zuversicht der angenehmen Hoffnung eines glücklichen Erfolgs hingaben. Der Aufenthalt in der Mandiocca und die Wanderungen in der Umgegend hatten uns mit den meisten Bedürfnissen einer solchen Landreise bekannt gemacht. Wir dachten daher vorerst an die Anschaffung einer Truppe von Maulthieren, der wichtigsten Lebensmittel und Geräthe, welche man auf Reisen hier zu Lande mit sich führen muß, wobei wir auch die Rathschläge mehrerer Mineiros benützten, die mit ihren Karavanen gerade jetzt in Rio angekommen waren. Als das erste Bedürfniß nannte man uns einen Arieiro, welchem wir die Sorge für die Thiere und die Bagage übertragen sollten. Wir bemerkten aber bald, daß es schwer sey einen brauchbaren Mann dieser Art aufzufinden, noch schwerer ihn an unser Interesse zu ketten. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, uns ein entsprechendes Individuum zu verschaffen, waren wir, da sich die zur Abreise bestimmte Zeit näherte, genöthigt die Truppe einem Mulatten anzuvertrauen, welcher sich obgleich ohne sichere Bürgschaft des Geschäftes kundig erklärte, und wir gesellten ihm unseren Negersclaven nebst einem anderen freien Neger als Gehülfen bei. Wie sehr diese nothgedrungene Einrichtung die Reise in einem fremden Lande erschweren und uns oft in die unangenehmsten Lagen versetzen werde, konnten wir freilich damals nicht ahnen, sonst hätten wir den Besitz eines unterrichteten und gutgesinnten Führers gerne mit einiger Wochen Verzögerung erkauft. Dieser Mangel eines zuverlässigen, der Wege kundigen Anführers ward uns noch fühlbarer, als auch unser deutscher Diener am Abend vor der Abreise erklärte, daß er uns auf einer so weiten und gefährlichen Expedition bis zu den wilden Menschen schlechterdings nicht folgen, sondern lieber hier unter Christen zurückbleiben wolle.

Während unserer Vorbereitungen zur Abreise traf am 5. November Ihre K. K. Hoheit die Frau Erzherzogin in Rio de Janeiro glücklich ein. Welch frohes Gefühl beseelte uns, als wir die erhabene Prinzessin ihren glorreichen Einzug in die junge Königsstadt halten sahen und Zeugen des Jubels waren, womit ein glückliches Volk die erste deutsche Fürstin auf einem Throne des neuen Continentes begrüßte! Auch unsere längst erwarteten

Collegen, die österreichischen Naturforscher, waren nun hier angelangt, und wir hofften jetzt gemeinschaftlich mit ihnen unsere Reise anzutreten. Dieser Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung, indem die k. k. österreichische Gesandtschaft erklärte, daß sich unsere gelehrten Landsleute noch längere Zeit in der Capitanie von Rio de Janeiro aufhalten sollten. Wir mußten daher unsern Plan in die Provinzen von S. Paulo, Minas Geraës, Goyaz und Bahia zu reisen Beide allein verfolgen, und erhielten auch alsbald auf Antrag der k. k. österreichischen Gesandtschaft von der k. brasilianisch-portugiesischen Regierung die dazu nöthigen Pässe und Empfehlungsbriefe. Alle Vorbereitungen zu dieser Unternehmung waren bis zu den ersten Tagen des Decembers geendigt, und der Zeitpunct jetzt gekommen die Hauptstadt zu verlassen. Mit gerührtem Herzen nahmen wir Abschied von Freunden und Landsleuten, denen uns innige Zuneigung, Dankbarkeit und gleichartige Bestrebung verband, und traten die Reise ins Innere des Landes und zwar nach S. Paulo an.

Reise von Rio de Janeiro nach der Stadt S. Paulo.

Wir verließen Rio de Janeiro am 8. December 1817. Mehrere unserer Landsleute und Freunde gaben uns das Geleite bis auf eine halbe Meile von der Stadt. Der Anfang dieser Expedition war nicht geeignet, uns mit frohen Hoffnungen zu erfüllen. Kaum hatten wir von dem Nebenwege in die breite Hauptstraße von S. Cruz eingelenkt, als unsere Lastthiere sich theils niederwarfen, theils zwischen den Häusern und Gärten zerstreuten, auch mehrere sich der Kisten, die sie trugen, entledigten, und das Weite zu gewinnen suchten. Die Verwirrung nahm zu, als Hr. Dürming, k. preußischer Consul zu Antwerpen, welcher sich damals in Rio de Janeiro aufhielt und uns jetzt begleitete, von seinem scheu gewordenen Thiere abgeworfen wurde, und am Arme stark beschädigt nach der Stadt zurückgebracht werden mußte. Dieses Schauspiel zügelloser Wildheit giebt im Anfange jede Karavane, bis die Thiere sich an die Last und an einen zusammenhängenden Zug gewöhnt haben. Nur unser Landsmann Herr v. Eschwege, der hier zu Lande schon viele

Reisen gemacht hatte, blieb hiebei gleichgültig, wir Neulinge aber wurden mit Angst und Besorgnissen erfüllt. Letztere stiegen noch mehr, als wir bemerkten, daß eines der Maulthiere, welches überdies eine kostbare Ladung hatte, gar nicht mehr zum Vorschein kam. Es war mit seinem Gepäcke in die Stadt zurückgelaufen, wo es wahrscheinlich bald einen andern Herrn gefunden hätte, wäre der Arieiro nicht so glücklich gewesen, es endlich am Hafen und zwar schon unter fremden Händen anzutreffen und zu uns wieder zurückzuführen. Ermattet von dem unruhigen Suchen und Hin- und Herreiten mußten wir daher, obgleich kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, unweit des königlichen Landshauses S. Cristovão anhalten, um die zerstreuten Thiere und Treiber wieder zu sammeln. Nachdem wir hier unter ängstlichem Harren den größten Theil des Tages zugebracht hatten, brachen wir endlich mit der neugeordneten Truppe auf, passirten die nach Canta-Gallo und Minas führende Seitenstraße und erreichten mit Sonnenuntergang Campinho, eine drei Legoas von Rio gelegene Fazenda nebst einer Venda, welche die Hauptbedürfnisse für die vorüberziehenden Karavanen feil hat. Solche Buden finden sich auf dem größten Theil des Weges von Rio de Janeiro nach S. Paul und nach den wichtigsten Orten in Minas Geraës, und sind, da die Pflanzungen in feuchten Gründen oder in den Urwäldern von der Straße entfernt liegen, sehr häufig die einzigen Plätze, welche den Reisenden noch an Europa und an europäische Einrichtungen erinnern. Die Straße zieht sich in der Richtung von S. S. W. hieher durch niedriges Land, in welches hie und da die See bei Hochwasser tief eintritt. Unser Nachtlager nahmen wir auf den Ochsenhäuten, welche bei Tage über die Ladung der Maulthiere gespannt waren, nun aber in dem von einer Oellampe kärglich erleuchteten Vorhofe ausgebreitet wurden. Die Thiere entließ man, nachdem sie mit Mais mittels ihnen angehängter Säcke gefüttert und aus der nächsten Pfütze getränkt waren, auf die Weide. Zu diesem Zwecke dienen hier wie auf der ganzen Straße nach S. Paul entweder offene freie oder eingezäunte Plätze. Damit sich die Thiere nicht verlaufen können und des andern Tages sogleich aufzufinden sind, zieht der Reisende gewöhnlich die Weide in eingeschlossenen Orten vor, welche gegen eine nur geringe Bezahlung eingeräumt werden. Wo die Weide nicht umzäunt ist, pflegt man sich der Lastthiere zu versichern, indem man ihnen Schlingen an die Vorderfüße legt. Unsere Leute schleppten indessen Holz und Wasser

Bayerische Staatsbibliothek München

herbei und bereiteten das frugale Mahl aus getrockneten Bohnen mit Speck und dürrem Ochsenfleisch. Die Nacht war sternenhell, das Firmament aber dunkelte finsterer als in der europäischen Zone. Der Thermometer zeigte 14,60° R. während des größten Theils der Nacht, eine Temperatur, die zugleich mit dem nicht weichlichen Lager auf kalten Steinen uns an spanische Herbergen erinnern konnte. Mit Tagesanbruch setzten wir die Reise über niedriges Land fort, erreichten jedoch das königliche Lustschloß S. Cruz, welches fünf und eine halbe Legoa von Campinho entfernt liegt, nicht, indem unser Arieiro darauf drang, die ersten Tagreisen abzukürzen, um die Lastthiere allmählig und ohne Schaden anzugewöhnen. Wir übernachteten daher in der Venda O Santissimo, deren alter Besitzer, ein Italiener von Geburt, uns erzählte, wie er mit einem französischen Schiffe, das zu einer Entdeckungsreise in die Südsee ausgesandt worden war, nach Rio gekommen, von dort desertirt sey und sich dann im Lande niedergelassen habe.

Am 10. December Morgens langten wir über lauter wasserreiche Wiesen in S. Cruz an, und wurden von unserem Landsmanne, Hrn. Oberstlieutenant Feldner, welcher sich eben hier befand, auf das freundschaftlichste empfangen. Dieses Oertchen von einigen hundert Einwohnern, welches erst neulich von dem König den Titel und die Vorrechte eines Fleckens (Villa) erhalten hatte, liegt auf einer sandigen flachen Anhöhe in einer sehr ausgedehnten, ringsum moorigen Ebene, und besteht, das königliche Schloß ausgenommen, aus lauter schlechten Lehmhütten. Das Hauptgebäude, früherhin Eigenthum des Jesuitencollegiums zu Rio de Janeiro und gegenwärtig Privatbesitzthum des Kronprinzen Don Pedro d'Alcantara, dem es von seinem Vater geschenkt wurde, enthält die nöthigen Wohnungen für den Landaufenthalt der königlichen Familie, und ist von einigen Wirthschaftsgebäuden umgeben. Ungeachtet eines ausgedehnten Wiesengrundes, eines außerordentlich großen Viehstandes von mehreren tausend Stücken, einer Anzahl von fast tausend Negersclaven, welche für die Bearbeitung der Fazenda bestimmt sind, und ungeachtet der Vorliebe des Hofes für diesen Landsitz befindet sich die reiche Besitzung fast noch ganz in demselben Zustande der Vernachlässigung, in welchem sie Mawe vor mehreren Jahren antraf und schilderte. Man hat es bis jetzt noch nicht dahin gebracht, hier eine Schweizerei nach europäischer Art zu er-

richten, und der König, welcher in seiner nächsten Nachbarschaft eine der schönsten Heerde von Kühen besitzt, muß sich mit irländischer gesalzener Butter begnügen, die eine Seereise von mehreren Monaten gemacht hat. Der Vortheil, den ein solches landwirthschaftliches Institut für die Cultur der ganzen Provinz haben könnte, wenn sie als Musterwirthschaft bestünde, ist nicht zu berechnen. Der größte Theil des hier gezogenen Rindviehes stammt von solchen her, das vor langer Zeit aus Portugal eingeführt worden war; man hat jedoch nicht Sorge getragen, dasselbe durch Stiere von Rio grande do Sul zu veredlen, welche in dem Zustande einer gänzlichen Freiheit so vorzüglich groß und stark werden. Dieses Vieh ist deshalb in der Regel kleiner und unansehnlicher als jenes, das wir in den Triften von S. Paulo halbwild weiden oder aus Rio grande in zahlreichen Heerden nach Norden treiben sahen. Die Farbe der Haare ist meistentheils dunkelbraun und die Hörner sind wenig gewunden und nicht groß. Daß übrigens die Kühe in heißen Klimaten weniger Milch geben als bei uns, ist gewiß, und man pflegt daher oft letztere den Kälbern, welche sehr lange saugen, zu überlassen. Selbst europäische Kühe verlieren hier allmählig ihre Milchhaltigkeit.

Um die Anlage von S. Cruz zu begünstigen, hatte der vorige Minister Conde de Linhares einem Theil der ins Land gerufenen chinesischen Colonisten hier Wohnungen angewiesen. Wenige derselben waren jetzt anwesend, indem die meisten in die Stadt gegangen waren, um als Tabuletkrämer kleine chinesische Fabricate, besonders Baumwollenzeuge und Feuerwerk zum Verkaufe umherzutragen; Krankheiten und Heimweh hatten Viele auch schon hinweggerafft, Unlust an der Umgebung Andere zerstreut. Diejenigen, welche noch hier wohnen, haben um ihre niedrigen, im Innern sehr reinlich gehaltenen Hütten kleine Pflanzungen angelegt, welche sie mit Caffee und ihren Lieblingsblumen, dem Basilik und dem Jasmin zieren. Es ist bekannt, daß die Chinesen in ihrem Vaterlande mit großer Sachkenntniß und Umsicht den Ackerbau treiben, und sogar in den Künsten der feineren Gärtnerei wohl unterrichtet sind. Wir erstaunten daher hier, wo bereits früher eine beträchtliche Anzahl Chinesen dem Ackerbau obzuliegen bestimmt war, noch so geringe Spuren von ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit zu finden. Der an dem Abhange eines Hügels angelegte botanische Garten oder die Pflanzschule stellt beinahe eine verwilderte Einöde dar, und der zunächst dem k.

Hause angebaute Hofgarten wuchert bei seiner tieferen und wasserreicheren Lage zwar mit mehr Ueppigkeit, ist aber eben so wenig gepflegt.

Unser Landsmann, der Oberstlieutenant Feldner befand sich schon seit mehreren Monaten in S. Cruz, um die Kohlenbrennereien, welche daselbst auf königliche Rechnung und besonders zum Gebrauche des Hofes in Rio de Janeiro errichtet worden waren, zu leiten. Obgleich auf einem königlichen Landgute und in königlichen Geschäften mußte er sich doch mit einer elenden Lehmhütte als Wohnung und mit einer spärlichen Kost begnügen. Beides theilten wir gerne mit unserem wackeren Freunde, indem die Gespräche über das Vaterland und manche angenehme Erinnerungen jede Entbehrung vergessen machten. Wir durchwanderten in seiner Gesellschaft die Umgebungen von S. Cruz, größtentheils sumpfige, von einzelnen niedrigen Waldpartien unterbrochene Wiesengründe, auf denen wir zum ersten Male den hochbeinigen americanischen Storch in großer Anzahl umherschreiten sahen. Ueber unserem Haupte schwebte mit eintönigem Geschreie der Wiedhopf und die an den Sümpfen sich aufhaltenden Spornflügler liefen haufenweise herum. Es war uns jedoch versagt auf sie Jagd zu machen, weil solche eine Legoa im Umkreise von S. Cruz verboten ist. In dieser Gegend wachsen auch viele Seifenbäume, deren Früchte häufig nach der Stadt gebracht werden. Die ärmere Volksclasse bedient sich derselben statt der Seife, da die feinere, größtentheils aus Nordamerica eingeführte unter die kostbareren ökonomischen Bedürfnissen gehört. In manchen Jahren liefert ein einziger dieser Bäume, gemeiniglich von der Größe unserer Nußbäume, viele Scheffel der durch die Menge des seifenartigen Schleimes ausgezeichneten Früchte. Es finden sich hier mehrere Arten noch höherer Bäume, welche das Material für die hiesigen Kohlenbrennereien geben.

Noch unerfahren mit dem Reisen hier zu Lande hatten wir in Rio viel überflüssiges Gepäck mitgenommen, und sahen uns jetzt in die Nothwendigkeit versetzt die Thiere an Last zu erleichtern. Nachdem daher alle unnöthige Bürde ausgewählt und zurückgelassen war, brachen wir am 11. December von S. Cruz auf und wurden eine Strecke von unserem Freunde begleitet. Die schön gebahnte Straße führt südwestlich fast in gerader Linie bis zu einer Brücke, wo eine Barrière (Registo Real) zur Controlle der innerhalb Rio de Janeiro und S. Paul Reisenden, vorzüglich aber zur Verhütung des Unterschleifes von Goldstaub

aus dem Innern nach der Küste errichtet wurde. Die Gegend ist offen, eben, durch häufige Bäche und Teiche bewässert und wird im S. und W. von der Serra do mar begrenzt.

Die Nacht vom 12. auf den 13. December brachten wir in Taguahy, einer großen Zuckerfabrik, zu, deren Umgebungen in einer unglaublichen Mannichfaltigkeit von Vegetation prangen. Eine kleine Kirche auf der Anhöhe beherrscht das Thal. Nicht weit von derselben ist ein großer See, welcher von den verschiedensten Wasservögeln belebt wird. Zum ersten Male bemerkten wir hier eine Art Specht, welche sich nur in den Campos ähnlichen Gefilden aufhält, und mit zänkischem und verrätherischem Geschreie dem Reisenden voraus eilt. Am folgenden Morgen, als wir unsere Maulthiere beladen ließen, mußten wir eine neue traurige Erfahrung von der Schwierigkeit des Transportes in diesem Lande machen. Ein Lastthier, welchem man den blechernen Cylinder mit Barometerröhren aufgebunden hatte, ward plötzlich scheu, rannte in den nahen Wald und konnte nicht eher eingefangen werden, als nachdem es alle Bürde abgeworfen und die Instrumente vernichtet hatte. Dieser Verlust war uns um so schmerzlicher, da er während der ganzen Reise bis S. Paul nicht wieder ersetzt werden konnte, wohin wir jedoch glücklicher Weise einige Barometerröhren zu Wasser gesendet hatten. Die physikalischen Wissenschaften haben selbst in den Hauptstädten Brasiliens bis jetzt nur wenig Pflege gefunden, die Barometer und andere Instrumente, welche man noch hie und da vorfindet, werden daher von den Wenigen, die sich mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen, als die kostbarsten Werkzeuge angesehen.

Am Fuße des Gebirges, welches wir nun zu übersteigen hatten, befand sich das Haus eines holländischen Pflanzers. Während man in den Wald schickte ihn zu holen, und unsere Karavane vorausging, hatten wir Gelegenheit einen Reichthum von Pflanzen und den schönsten Insecten, besonders Cetonien, einzusammeln. Hr. Dufles, so heißt dieser Pflanzer, betreibt mit großem Erfolge den Zucker- und Caffeebau, welcher durch die Feuchtigkeit des Thales und die sonnige Lage des Gebirges äußerst begünstigt wird. Glücklicher Weise verweilten wir hier nicht lange und erreichten bald unsere Lastthiere, die sich auf dem lettigen, zu tiefen Löchern ausgerissenen Boden in gänzlicher Unordnung befanden. Die meisten hatte ihre Last abgeworfen oder

waren in den Gruben stecken geblieben. Es mußten daher sogleich Faschinen gemacht werden, um diese auszufüllen und den Thieren festen Fuß zu verschaffen. Nach anstrengender Arbeit war endlich der Gipfel des Berges erreicht, wo uns eine weite Fernsicht auf die Ebenen von S. Cruz die Mühe vergessen ließ. Unter mancherlei Gefühlen nahmen wir hier den letzten Abschied von der Seeküste und schlugen den Weg ins Innere ein. Das Gebirge besteht aus Granit von ziemlich feinem Korn und röthlicher Farbe, der bisweilen in Gneiß übergeht, und mit dichtem Urwald bedeckt ist. Der steile Weg windet sich im Gebirge von S. nach W. und führt durch mehrere angenehm bewässerte, aber einsame und wegen Mangels an Cultur traurige Thäler zu einem ärmlichen Dorfe mitten im Gebirge, das den reizendsten Aufenthalt für einen Naturforscher gewähren könnte, weil seine Umgebungen eine Fülle der reichhaltigsten Vegetation und der mannichfaltigsten Thiere zur Schau tragen. Ehe wir zu unserem Nachtlager, der Fazenda S. Rosa, gelangten, passirten wir einen königlichen Meierhof, welcher von dem in S. Cruz abhängig ist und vorzüglich zum Fällen edler Holzarten mittelst königlicher Sclaven benützt wird. Die Fortsetzung des Weges wird wegen der Steilheit des Gebirges, der häufigen Hügel und lehmigen Abgründe, welche große Windungen nöthig machen, immer unbequemer und gefährlicher. Auf allen Seiten schließen sich die engen, mit dunkler Urwaldung besetzten Thäler, durch welche bisweilen ein kühler klarer Bach herabkommt. Die tiefste Einsamkeit herrscht hier, und außer einigen elenden Lehmhütten oder neuen Holzschlägen begegnet dem Wanderer kaum etwas, das ihn an menschliche Einwirkungen auf diese majestätisch wilde Natur erinnert. Als wir von der steilen Anhöhe herab aus dem ersten Dunkel des Urwaldes hervortraten, erblickten wir den kleinen Flecken Villa de S. João Marcos, und später eine einsame aber stattliche Fazenda im Thale. Die neuen Schläge der Wälder bedecken sich vorzüglich auf sonnigen lichten Anhöhen in kurzer Zeit mit einem unglaublich dichten Kleide von einer Art Saumfarn, welche wegen der Verbreitung ihrer zähen Wurzeln in dem Grunde, ähnlich unserem Adlerfarn, zu einem verderblichen Unkraute wird und nur mit Mühe auszurotten ist. Die Neigung dieser Pflanze, sich immer nur auf eben erst urbar gemachtem Lande niederzulassen, ist beachtungswerth für die Geschichte der Pflanzenverbreitung. In den Breiten, welche wir jetzt durchreisten, bemerkten wir noch mehrere andere Pflanzen

unmittelbar nach dem Abtriebe der Wälder entstehen. In Nordamerika werden die dichten Gehäge der Farnkräuter wegen ihres großen Gehaltes an Kali zu Pottasche verwendet; in Brasilien hat man aber noch nicht versucht, die Farnkräuter und jene ungeheueren Holzmassen, welche jährlich gefällt werden, darauf zu benützen, da man die nach dem Abbrennen der Waldung zurückgebliebene Asche zur Düngung des Bodens für nothwendig hält.

In Retiro, einer ärmlichen Fazenda seitwärts von S. Marcos, in einem ringsum von waldigen Bergen eingeschlossenen sumpfigen Thale brachten wir die erste Nacht unter freiem Himmel zu. Der Ambosschläger hatte seine zauberhaft klingenden Töne vollendet, das Heer der Cicaden schrillte mit dunkelnder Nacht in stetiger Monotonie fort, dazwischen erschallten die paukenartigen Töne eines großen Frosches, die Klage der Capueira und der düstere Ruf des Ziegenmelkers. Durch die stets wiederkehrenden Eindrücke angeregt, fühlten wir uns in der einsamen Wildniß in eine seltsam feierliche Stimmung versetzt, die sich noch steigerte, als das Firmament in aller Pracht der südlichen Sternbilder auf die dunkeln Wälder herabglänzte, und Millionen leuchtender Käfer irre Lichtkreise durch die Hecken zogen, bis endlich ein heftiger Platzregen ringsum Alles in dichte Finsterniß hüllte. Das Waldgebirge, welches wir bisher durchreist hatten, ist der höchste Theil jenes Astes der Serra do mar, der sich im Ganzen ungefähr dreitausend Fuß hoch von dem gegen Norden laufenden Hauptstocke nach der Meeresküste hinwendet. Die darauf folgenden, von uns überstiegenen Berge sind niedriger, und erheben sich in größeren Zwischenräumen. Der Weg ist bisweilen tief in dem aus rothem Lehm bestehenden Boden eingehauen, sehr enge und wenn sich, wie dieses hier häufig geschieht, mehrere Maulthiertruppen begegnen, gefährlich. Diese Art von Straßen ist übrigens in den üppigen Urwaldungen willkommen, weil durch Beschränkung aller Reisenden auf einen schmalen Pfad die sonst schnell eintretende Verwilderung desselben verhindert wird. Für gepflasterte Wege und Brücken ist natürlich in diesen Einöden nirgends gesorgt, obgleich der Boden in der Nähe der häufigen Bäche besonders zur Regenzeit beinahe grundlos wird. In diesen Wäldern fiel uns zum ersten Male der Ton eines graulich braunen Vogels, wahrscheinlich einer Drossel, auf, der sich in den Gebüschen und auf dem Boden feuchter Waldgründe aufhält und in häufigen Wiederholungen die Tonleiter von H^1 bis A^2

so regelmäßig durchsingt, daß auch kein einziger Ton darin fehlt. Gewöhnlich singt er jeden Ton vier= bis fünfmal, und schreitet dann unmerklich zu dem folgenden Viertelstone fort. Man ist gewöhnt, den Sängern der americanischen Wälder allen harmonischen Ausdruck abzusprechen und ihnen nur die Pracht der Farben als Vorzug zuzugestehen. Wenn aber auch im Allgemeinen die zarten Bewohner der heißen Zone sich mehr durch Farbenpracht als durch Fülle und Kraft der Töne auszeichnen, und an klarem und melodischem Gesange unserer Nachtigall nachzustehen scheinen, so beweist doch außer anderen auch dieser kleine Vogel, daß ihnen die Fundamente der Melodie wenigstens eigen sind. Neben den Vögeln des Waldes nehmen hier auch häufige Schlangen, besonders die schöngefärbte Ahaetulla, die quer über den Weg sich schlängelnd oder von den vorüberziehenden Karavanen getödtet vorkommen, die Aufmerksamkeit des Zoologen in Anspruch. Auf Bäumen, vorzüglich an feuchten Orten wächst hier eine Flechte, die durch ihre prächtige Rosenfarbe ein wahrer Schmuck der Stämme wird. In dem Hauptthale zwischen den bis jetzt überstiegenen Gebirgsreihen und dem folgenden fließt der Pirahy (Fischfluß), dessen Wasser, des sandigen und sumpfigen Bettes ungeachtet, ziemlich klar ist. Da er weder Brücke noch Fähre hat, so mußten die Lastthiere abgeladen werden und durchschwimmen und die Bagage wurde von den Leuten auf den Schultern übergetragen. An der tiefsten Stelle war früher ein schmaler Balken für Fußgänger angebracht gewesen, unglücklicher Weise aber jetzt vom Wasser hinweggerissen worden, so daß Hr. Ender im Uebersetzen zu Pferde zu unserem Schrecken plötzlich in ein tiefes Loch gerieth, aus dem er nur mit Lebensgefahr wieder ans Ufer kam.

Bei der Fazenda dos Negros, vier Legoas von Retiro, wo wir übernachteten, begegnete uns der unangenehme Zufall, daß einer von unseren Leuten von einer Vogelspinne gebissen wurde. Obgleich diese Thiere allgemein als giftig verschrieen sind, so hatte doch die Wunde, nachdem sie auf glühenden Kohlen ausgebrannt wurde, keine weiteren Folgen. Die zahlreichen Sclaven der Fazenda feierten ein Fest, daß bei Tanz, Gesang und lärmender Musik von Sonnenuntergang bis tief in die Nacht andauerte. Das Getöse ihres Atabaque, einer Art Trommel, und des Canza, eines mit eisernen Querleisten versehenen dicken Rohres, auf dem sie durch Hin- und Herfahren mit einem Stocke einen

schnarrenden Ton hervorbringen, störte uns eben so sehr, als der heftige Platzregen, welcher durch den Sturmwind von allen Seiten unter unsern Hangard getrieben, uns oft plötzlich die Lagerstätte zu verändern nöthigte. Mit dieser Nacht begannen für uns die Unannehmlichkeiten einer Reise während der Regenzeit, welche sich von jetzt an in strengerer Continuität nicht bloß Nachts, sondern auch Nachmittags einzustellen schien. Für die Bewohner selbst erschien die nun eintretende nasse Jahreszeit willkommen, denn die abgetriebenen Waldplätze waren während der letzten trockenen Monate in Asche gelegt worden und wurden jetzt für die neuen Pflanzungen benützt. Uns dagegen mußte der die Nacht hindurch bald in reichlichen Strömen, bald in feinem Nebel herabkommende Regen und die ihn begleitende Kälte sehr lästig seyn. Unser Gepäck, unter den gesammelten Naturkörpern am meisten Insecten und Pflanzen, litt sehr durch diese plötzlich zunehmende Feuchtigkeit und überzog sich mit einem gelblichen Schimmel, dessen plötzliche Entstehung durch keine Sorgfalt abgewendet werden konnte. Wir hofften zwar nach Uebersteigung der zweiten Gebirgskette, die sich in der Richtung von N. W. nach S. O. gegen das Meer hin erstreckt, ein günstigeres Klima zu finden, sahen uns aber hierin getäuscht, denn das anhaltende Regenwetter verfolgte uns von jetzt an mehrere Wochen hindurch. Die Wege, meistens im schweren Thonboden gebahnt, wurden grundlos, und die Anschwellung der reissenden Waldbäche, durch welche die Bagage sehr oft auf dem Rücken der Treiber gebracht werden mußte, verzögerte die Reise ungemein.

Dieser zweite Gebirgszug, aus dessen nördlichsten Thälern zwei der Hauptquellen des Paraiba, der Paratininga und der kleinere Rio Turbo herabkommen, besteht wie der erstere ganz aus Granit. Man erblickt hie und da sehr ausgedehnte Pflanzungen von Mais, dem wichtigsten Erzeugnisse in diesen Bergen, das hier fünfzig- bis sechszigmal die Aussaat wiedergiebt. Mehrere europäische Ansiedler haben in den kälteren Regionen dieser Berge auch den Anbau des Leines mit sehr günstigem Erfolge versucht, doch möchte die Cultur dieser Pflanze bei der Häufigkeit der Baumwolle und dem geringeren Absatze der Leinenzeuge, welche bei dem Brasilianer jetzt weniger im Gebrauche sind, sobald noch nicht große Fortschritte machen. Südlich von Bananal laufen noch mehrere Gebirgszüge fast parallel mit einander und insgesammt dicht bewaldet von W. gegen den Ocean hin. Die

Bayerische Staatsbibliothek München

ersteren derselben von mehr abgerundeten Umrissen und gefälligem Charakter, zwischen denen sich einige lichte Thäler mit Teichen und üppigen Grasfluren öffnen, überstiegen wir in zwei Tagmärschen. In den Thälern haben sich an kleinen Bächen mehrere Colonisten niedergelassen, deren weitläufige Anpflanzungen von türkischem Weizen den ersten Character von Cultur über diese einsamen Gegenden verbreiten. Der dritte Gebirgsrücken, Morro Formozo, erinnert durch eine kühnere Bildung, größere, freiere und eckige Massen an die Berge um Rio und macht die Grenze zwischen der Capitanie von Rio und S. Paulo. Für die Mühseligkeiten, welche uns die verdorbenen Wege und häufigen Regengüsse erdulden ließen, wurden wir durch den Reichthum der Natur entschädigt; besonders erschienen diese Gegenden als das Vaterland der schönsten Schmetterlinge, die zu Tausenden mit ihren glänzenden bunten Flügeln um die von der Sonne beschienenen Waldbäche gaukelten.

Am dritten Tage, nachdem wir Bananal verlassen, den Fluß und das Oertchen Barreiro passirt hatten, erreichten wir S. Anna das Areâs, einen ziemlich ausgedehnten Flecken, welcher erst seit Kurzem vom Könige zu einer Villa erhoben worden war. Die Regierung sucht überhaupt die Vereinigung mehrerer Colonisten durch Verleihung solcher Titel und der damit verbundenen Vorrechte zu begünstigen, indem sie dabei von dem doppelten Gesichtspuncte ausgeht, daß durch gegenseitige Nähe sowohl die Ansiedler an Civilisation und Bürgersinn, als der Staat an Leichtigkeit der Verwaltung, der Steuerperception und der Regulirung der Milizen und Ordonanzen (des Landsturmes) gewinnen. Die Villa das Areâs, seit höchstens fünf und dreißig Jahren mitten in diesem mit dichten Wäldern bedeckten Gebirge aus den Ansiedlungen einiger armen Colonisten entstanden, kann natürlich noch kein Bild glänzender Wohlhabenheit darstellen. Die niedrigen Häuser aus leichten Latten gezimmert, durch einfache Geflechte von Gerten verbunden und mit Thon beworfen, und die kleine, auf gleiche Weise construirte Kirche haben einen sehr ephemeren Charakter, so daß diese Wohnplätze nur gleichsam als Zufluchtsörter für Wanderer auf kurze Zeit erbaut erscheinen. Der Ausdruck des Heimischen und der auf lange Dauer berechneten Solidität europäischer Wohnungen wird hiebei gänzlich vermißt, freilich nicht ganz unangemessen einem Klima, in welchem die Einwohner, deren Niederlassung keine Stetigkeit hat, eines

dauerhaften Daches so wenig bedürfen. Aehnlich diesem Orte fanden wir den bei weitem größeren Theil aller Flecken im Innern Brasiliens, und die Seltenheit eines gut gebauten und heimischen Hauses erregte öfters die Sehnsucht nach den Reizen vaterländischer Bequemlichkeit und Reinlichkeit. In der Nähe von Areas befindet sich noch gegenwärtig eine unbedeutende Aldea von Indianern, Ueberresten jener zahlreichen Horden, die vor der Besitznahme der Serra do mar durch die Paulisten den ganzen ausgedehnten Wald dieses Gebirges bewohnten und jetzt entweder ausgestorben sind, oder vermischt mit Negern und Mulatten in einem Zustande von Halbcultur zerstreut zwischen den Colonisten wohnen. Sie unterscheiden sich noch durch die Indolenz und den fast unbezähmbaren Starrsinn ihrer Vorfahren, und stehen wenig im Verkehre mit den Colonisten, deren Pflanzungen und Viehstand bisweilen die räuberischen Eingriffe ihrer bösen Nachbarn zu empfinden haben. Die Einwohner bezeichnen diese Indianer gemeiniglich mit dem Namen der Capoculos und unterscheiden sie dadurch von den wilden und gänzlich uncivilisirten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Reste, welche längs der Küste wohnen, mehreren Volksstämmen angehören, deren Namen zum Theil verloren gegangen sind, indem die Portugiesen sie nicht von einander unterschieden, sondern mit dem gemeinschaftlichen Namen der Coroados oder Geschornen bezeichneten, weil sie das Haar auf der Mitte des Scheitels abzuschneiden und nur einen Kranz von Haaren ringsum die Schläfe zu tragen pflegen. Gegenwärtig ist der Hauptsitz der Coroados an den Ufern des Rio da Pomba, eines Seitenastes des Paraiba, und da die Indier ihre Wanderungen immer längs den Flüssen zu machen pflegen, scheint es, daß sie sich ursprünglich aus dem Innern nach dem Meere hin ausgebreitet haben. Ueberreste derselben Nation sind es auch, welche in der Aldea de Valença, nicht weit von dem Wege von Rio nach Villa Rica zwischen den Flüssen Paraiba und Rio preto beisammen wohnen. Dieser Ort war noch vor wenigen Jahren der einzige in der Capitanie von Rio de Janeiro, an welchem sich eine ansehnliche Zahl sowohl getaufter als heidnischer Indianer aufhielt. Die Lage des Etablissements begünstigte die Neigung dieser Naturmenschen, von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit der großen Urwälder am Paraiba und weiter nördlich gegen Minas Geraës hin zurückzukehren, von wo aus sie sich aber immer wieder bei dem Geistlichen der Mission einstellten. Die Einführung einer Schweizercolonie nach Rio

de Janeiro, die bald, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, erfolgte, und der Befehl der Regierung, daß jene Indianer die Waldschläge für diese neuen Ankömmlinge machen sollten, wird als Ursache angegeben, warum sich neuerlich ein großer Theil der ersteren für immer von der Aldea entfernt habe.

Der Capitão môr in Arêas, erfreut über die Erscheinung mehrerer Fremden von der Nation seiner Kronprinzessin und aus so weiter Entfernung, bot uns bei unserer Durchreise auf eine sehr freundliche Weise seine Dienste zur Weiterschaffung der Effecten an, indem sein geübtes Auge bald den schlechten Zustand unserer Maulthiere erkannte, welche durch die Vernachlässigung des ungeschickten Arieiro fast schon unbrauchbar geworden waren. Da uns aber letzterer versicherte, daß wir fremder Hülfe gar nicht bedürften und sich die Lastthiere, wenn auch etwas vom Sattel gedrückt, doch in vollkommen guten Zustande befänden, so setzten wir unsern Weg sogleich fort. Die Landstraße führt immer südwärts durch mehrere dicht bewachsene enge Thäler, die von einigen nach Süden dem Paraiba zufließenden Bächen durchschnitten werden. Von dem höchsten Puncte des Berges erblickten wir hinter uns drei in ungeheueren Stufen parallel nach einander aufgethürmte Gebirgszüge, vor uns aber die einzige niedrigere Serra do Paraiba. Mit Sonnenuntergange von dem hohen Gebirge herabgestiegen erreichten wir in dem tiefen Thalgrunde von Tacasava an einem starken Bache, der in den Paraiba fällt, einige ärmliche Hütten. Viele Karavanen hatten sich hier schon gelagert, welche Hühner nach Rio zum Verkaufe führten. Das Mißverhältniß zwischen dem Bedürfnisse der großen Stadt und der geringen Productivität einer größentheils noch unangebauten Umgegend macht die Zufuhr aus sehr entfernten Bezirken nothwendig. Die betriebsamen Paulisten bringen deshalb aus einer Entfernung von mehr als hundert Legoas ihre lebendigen Vorräthe auf den Markt von Rio, wo sie dieselben vortheilhaft absetzen. Wir mußten dieses Mal die Nachbarschaft der gefiederten Wanderer mit einer unruhigen Nacht erkaufen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten wir, daß das Geschrei der aus Europa abstammenden Hühner, ein einfacher schnarrender oder pfeifender Ton, der allmählig an Stärke und Höhe nachläßt, rauher und unangenehmer ist als das der unsrigen. Diese Hühner werden in großen Körben aus Timbó, den geschmeidigen Stengeln und Ranken mehrerer Arten von Paullinien, eingesperrt, und die

Tröge für dieselben aus den dicken Rohren der baumartigen Gräser (Bambusa) verfertigt.

Als wir am folgenden Morgen von Tacasava aufbrechen wollten, fanden wir, daß der Capitão mór von Arêas nur zu gut den schlechten Zustand unseres Truppes erkannt hatte. Die Lastthiere waren durch die Tragsättel, welche der ungeschickte Arieiro ihnen nicht anzupassen wußte, so bedeutend verletzt worden, daß sie zu allem weiteren Dienste jetzt unfähig uns Halt zu machen nöthigten. Die Geschwulst, welche die Thiere durch Unebenheiten des Sattels oder Ungleichheit der Last erhalten, ist oft so bösartig, daß sie gangränös wird, und den Tod nach sich zieht; es war daher die größte Sorgfalt anzuwenden, um uns nicht dem Verluste des ganzen Truppes auszusetzen. Der Anführer schob zwar das ganze Uebel auf die dichten Nebel während der Nacht, auf den starken Morgenthau und besonders auf das die Wunde des Thieres verschlimmernde Mondlicht, denn diese sind die Hauptelemente in der Krankheitstheorie des gemeinen Volkes; allein wir wollten doch nicht die Heilung, wie er vorschlug, den Sonnenstrahlen überlassen, und so ging der Tag unter den unangenehmen veterinärischen Beschäftigungen von Brennen, Scarificiren, Waschen der Wunden mit einem Absude von Taback oder mit Urin und mit Aderlassen vorüber, wobei uns die hier gleichfalls Rast haltenden Arieiros durch Rath und That gutmüthig beistanden. Am Abend sahen wir ein stattliches Convoy vorüber ziehen. Es war der Trupp des Bischofs von Neu-Cordova, welcher durch die politischen Umwälzungen in den spanischen Besitzungen vertrieben, unter portugiesischer Escorte von Monte-Video nach Rio de Janeiro reiste, um von da nach Europa zurückzukehren. Er befand sich schon seit fast vier Monaten auf dem Wege, um eine Landsstrecke von eilf Graden zu durchreisen. Zur See hätte er in weniger Zeit sein europäisches Vaterland erreichen können. Erst am Abende des folgenden Tages erhielten wir die neuen Lastthiere, welche uns der gefällige Capitão mór von Arêas sendete. Wir entschlossen uns nun, um das Versäumte nachzuholen, die Reise sogleich im Mondscheine fortzusetzen, was wir aber bald zu bereuen Ursache hatten. Noch waren wir in dem Dörfchen, als eines der neuen Thiere die Last mitten im Bache abwarf und davon rannte, was einen neuen und noch unangenehmeren Verzug gab. Mit vieler Mühe brachte man die zerstreuten Stücke der darauf gepackten

botanischen Sammlungen wieder zusammen. Es fehlte am Ende nur eine Flasche mit Blüthen in Weingeist, aber auch diese ward von dem Eigenthümer der Venda später gefunden, unserem Begleiter Herrn Ender auf seiner Rückreise von S. Paul nach Rio übergeben und gelangte durch ihn glücklich nach München. Wir erwähnen dieses kleinen Umstandes mit Vergnügen, weil auch er ein Beweis jenes günstigen Geschickes ist, welches über alle unsere naturhistorischen Sammlungen waltete, die, obgleich so unzähligen Zufälligkeiten und Gefahren unterworfen, doch alle ohne Ausnahme den Ort ihrer endlichen Bestimmung erreicht haben, ein Glück, dessen sich Reisende selten erfreuen können. Das Reisen bei Nacht hat in den Tropenländern, besonders durch die angenehme Kühle, die den Wanderer nach der austrocknenden Hitze des Tages erquickt, einen großen Reiz. Auch die Landschaft erscheint unter neuen oft frappanten Bildern, welche durch das Unbestimmte ihrer Umrisse die Phantasie der Europäer auf eine eigenthümliche Weise aufregen. Nur ist das Nachtreisen den Lastthieren nicht zuträglich, weil sie am liebsten von Mitternacht bis zum Morgen auszuruhen pflegen. Wir waren in den letzten Tagen aus den engen Waldthälern immer tiefer herabgekommen, und erblickten jetzt bisweilen im Mondlichte rechts vor und neben uns die Höhen eines Theiles der Serra Mantiqueira, welche von Minas aus hinter der Serra do mar nach Süden zieht. Ihre bläulichen Umrisse bildeten einen magischen Hintergrund mit der Landschaft, in welcher Gehölz und freie Plätze abwechselten. Die hohen Bäume des Waldes, durch welchen wir zogen, standen in schwarzen Schatten, und mancherlei wunderliche noch nie gehörte nächtliche Stimmen ertönten; alles vereinigte sich, uns in eine eben so seltene als sonderbare Stimmung zu versetzen. Die Führung des Truppes bei Nacht verlangte eine doppelte Aufmerksamkeit der Treiber, damit sich keines der Lastthiere zwischen den Gebüschen verstecke und zurückbleibe. Unsere Begleiter, muntere Paulisten, ließen es daher nicht an gegenseitiger Aufmunterung durch Zurufen und Gesang fehlen. Sie scherzen über die Möglichkeit einer im Wege liegenden giftigen Schlange, bis der Aelteste unter ihnen mit wichtiger Miene versicherte, dies sei unmöglich, weil er durch ein tägliches Gebet an St. Thomas alles böse Gewürm fern halte. Allerdings ist die Begegnung giftiger Schlangen, die während der Nacht auf Raub ausgehen und die helleren Wege dem Gebüsche vorziehen, eine bedeutende Gefahr für die bei Nacht Reisenden,

besonders in diesen Gegenden, wo die kleine Schiraraca sehr häufig ist. Wenige Tage vorher hatten wir während der Mittagshitze an einem hohlen Baume ruhend, auf einer von diesen bösartigen Schlangen gelegen; zum Glücke wurde sie noch zur rechten Zeit gefangen und in Weingeist hinterlegt. Bei Mellada, einigen armen Hütten, verlangten wir vergebens ein Nachtquartier, den der gemeine Mann in Brasilien wacht nur bei Gelegenheit seiner Feste (Funçoës) bis in die tiefe Nacht. In Silveira, zwei Legoas von Tacasava, einem ähnlichen Ruhepuncte für Karavanen, fanden wir endlich einen eingepferchten Weideplatz für die Lastthiere, und einen geräumigen Rancho, in dem wir unsere Matten aufhingen.

Zwar befanden wir uns hier immer noch im Gebirge, doch treten die runderen Gipfel mehr aus einander und machen, da sie statt der düsteren Urwaldungen schon freundliche Pflanzungen von Mais, Mandiocca und Zuckerrohr in größeren Flächen tragen, einen angenehmen Eindruck auf den Reisenden, der sich durch die stille Einförmigkeit des Waldes wider seinen Willen beengt und niedergedrückt fühlt. Wir athmeten daher viel freier, als wir am Tage darauf, immer in der Richtung nach S. S. W. fortgehend, uns endlich auf der letzten Höhe dieses zur Serra do mar gehörenden Gebirgszuges befanden, und ein freundliches tiefes Thal sich vor uns ausbreitete. In einer Entfernung von etwa zwei Meilen wird letzteres gegen Westen von einem Theile der Serra de Mantiqueira gebildet, welche hier im Allgemeinen in der Richtung von S. W. nach N. O. läuft. Sie erscheint von da als ein langer ununterbrochener Gebirgszug ohne steile Abhänge und Schluchten, aber von angenehmen malerischen Umrissen, mit vielen sanft ansteigenden Höhen, zum Theil dicht bewaldet, zum Theil mit Wiesenfluren bedeckt. Das Thal selbst, in welches wir endlich eintraten, nachdem wir die Hütten von Pajol und den Iripariba, einen in den Paraiba fallenden Fluß, passirt hatten, erstreckt sich zwischen den letzten Abhängen der Serra do mar und den erwähnten der Mantiqueira nach Süden. Der Paraiba strömt in ihm, nachdem er aus den engen Thälern des ersteren Gebirgszuges hervorgetreten ist, gegen Norden, und nimmt bei Jacarehy eine seiner früheren gerade entgegengesetzte Richtung; seine Ufer sind theils mit niedriger Waldung theils mit frischen Wiesenfluren bedeckt.

Gegen Mittag zogen wir an einer Seitenstraße vorüber, welche nach Minas führt und daher Mineiro heißt, und erreichten endlich den Flecken Lorena, einen unbedeutenden, ungeachtet seiner fruchtbaren Umgebung und des Verkehrs zwischen den Provinzen von S. Paul und Minas Geraës ärmlichen, aus etwa vierzig Häusern bestehenden Ort. Der Weg von S. Paul nach Minas führt hier an zwei Puncten, Porto da Caxoeira und Porto do Meyra genannt, über den Paraiba, welcher eine halbe Viertelstunde westlich von der Villa fließt. Der größte Handel aus S. Paul nach Minas wird mit Maulthieren, Pferden, Salz, Carne seca, Eisenwaaren und allen übrigen Fabricaten, die von der Küste nach dem Innern zu gehen pflegen, getrieben. Bei unserem Weiterziehen in dem üppigen Thale südlich von Lorena, das die untergehende Sonne magisch beleuchtete, bemerkten wir auffallende Veränderungen in der Vegetation. Der wilde Charakter der Urwaldungen verschwand, und die freie, offene, milde Natur der Fluren (Campos) trat allmählig mehr und mehr hervor, je weiter wir vorrückten. Statt der dichten und hohen Gebirgswälder hatten wir nun abwechselnd Ebenen und sanft ansteigende Hügel vor uns, welche mit einzelnen Gebüschen und ausgedehnten Grasflächen bedeckt sind. Die sonderbar gebildeten braunen Blumen der Jarinha und einer weißen Trichterwinde, zwei gigantische Blumenformen, rankten hier über die Hecken hin, welche aus mancherlei Prachtpflanzen der Melastomen-, Myrten- und Euphorbienfamilien bestehen. Die Ebene gehört, obgleich zum Theile sehr sumpfig, doch unter die fruchtbarsten Gegenden von S. Paul. Vorzüglich gedeiht in ihr der Taback ganz vortrefflich, und seine Cultur ist eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner von Lorena und dem zwei Legoas entfernten Flecken Guaratinguetá, wo wir übernachteten. Die Behandlungsweise der Blätter, welche mehrere Male im Jahre gebrochen werden, ist ganz einfach. Nachdem sie an der Luft getrocknet sind, werden sie in Packe zusammengelegt, oder in große Rollen gedreht, welche einen der wichtigsten Tauschartikel der Guineafahrer beim Sclavenhandel ausmachen.

Guaratinguetá liegt in einer ausgedehnten Grasflur, unweit des Flusses Paraiba, auf einem angenehmen Hügel, rings um von Bananen- und Pomeranzenbäumen umgeben. Der indische Name des Fleckens giebt ein günstiges Zeugniß von der Beobachtungsgabe der Ureinwohner; das lange Wort bedeutet

nämlich den Ort, wo die Sonne umkehrt. In der That läuft der Wendekreis des Steinbocks kaum einen Grad südlich von der Villa, die durch ihr einfaches und freundliches Aeußere und einige Spuren feinerer Lebensweise Wohlgefallen erregt. Seit unserer Abreise von Rio bemerkten wir hier die ersten Glasfenster, die in Brasilien immer Wohlhabenheit, im Innern des Landes sogar Luxus anzeigen. Um so auffallender ist dagegen dem Reisenden der Mangel aller Regelmäßigkeit und Ordnung in dem Gewerbewesen. Man findet hier wie fast überall im Innern, die bevölkerten Orte ausgenommen, sehr wenige Gewerbe durch Gilden oder Handwerkszünfte ausgeübt. Auf der andern Seite kann man auch nicht sagen, daß Freiheit der Gewerbe herrsche, denn die Gewerbe selbst fehlen noch, wenigstens größtentheils. Nur reiche Gutsbesitzer vermögen die Handwerker hinreichend zu beschäftigen, und der Arme befriedigt alle Bedürfnisse dieser Art durch seine eigene Geschicklichkeit. Erstere vereinigen unter ihren Sclaven meistentheils alle jene Handwerker, welche einem Hauswesen nothwendig sind. Es durfte uns daher nicht befremden, selbst in einem Orte von einigen tausend Einwohnern, mit dem spärlichen Mahle eines Armadills, welches wir unterwegs geschossen hatten, vorlieb nehmen zu müssen. Das Fleisch dieses Thieres schmeckt zwar angenehm, fast wie Hühnerfleisch, ist aber sehr fett.

Von der Villa führt der Weg südwestlich immer durch das Thal des Paraiba fort. Man hat eine anmuthige mit Bohnen, Mais, Mandioccawurzeln und Taback bepflanzte, gut cultivirte Hügelreihe zur Linken. Rechts breitet sich das weite Thal bis an die Berge der Serra de Mantiqueira aus und gewährt, fast ohne Spuren von Cultur, mit dichtem niedrigen Gesträuche von Myrten, Gujaven u. s. w. bedeckt, einen öden traurigen Anblick. Nur die Hoffnung, daß einst Tausende glücklicher Menschen diese so reich begabten Gegenden bewohnen werden, vermag den Reisenden zu erheitern. Nach einer Meile gelangten wir zu dem Wallfahrtsorte Nossa Senhora Apparecida, einer Capelle auf der Anhöhe, von wenigen Häusern umgeben. Dem Capitão môr von Guaratinguetá, der hier wohnt, brachten wir Briefe aus Rio mit. Er nahm uns mit sichtbarer Freude auf, und bewirthete uns mit Allem, was sein Haus vermochte. Die Herzlichkeit im Empfang eines Unbekannten, die geschäftige Eile, mit welcher alles im Hause zur Bedienung herbeiströmt, bringen eine

angenehme Empfindung im Gemüthe des europäischen Wanderers hervor. Gewohnt in der Fremde alles zu kaufen, was nicht umsonst angeboten wird, glaubt man sich hier in die patriarchalischen Verhältnisse der orientalischen Vorzeit versetzt, wo der Name des Gastfreundes gleichsam einen Rechtsanspruch auf jenen theilnehmenden Empfang ertheilte und die veranlaßte Störung der häuslichen Ruhe mehr als entschuldigte. Vor Allem zeigte man uns hier die Capelle. Sie datirt sich auf siebenzig Jahre, eine in diesem Lande schon lange Zeitperiode, zurück, ist nur zum Theile von Stein gebaut, und mit Vergoldung, schlechten Fresco= und einigen Oelgemälden verziert. Das wunderthätige Marienbild zieht viele Wallfahrten aus der ganzen Provinz und aus Minas hieher. Solcher Wallfahrer begegneten uns mehrere, als wir am Christabende weiter wanderten. Man reist hier, und zwar Frauen sowohl als Männer, immer zu Pferde oder auf Maulthieren; oft führt auch der Mann die Frau hinter sich auf demselben Sattel. Die Tracht dieser Pflanzer ist ganz den Ortsverhältnissen angemessen: ein grauer Filzhut mit sehr breiter Krämpe, welcher zugleich als Sonnen= und Regendach dient, ein blauer, langer, sehr weiter Mantel (Poncho), in dessen Mitte oben eine Oeffnung für den Kopf angebracht ist, Jacke und Beinkleider von dunklem Baumwollenzeuge, hohe ungeschwärzte Stiefel, unter dem Knie mit einem ledernen Band und einer Schnalle befestigt, ein langes Messer mit silbernem Griffe, das als Schutz= und Trutzwaffe am Knie im Stiefel, oder im Gürtel steckt, und sowohl bei Tische als bei vielen anderen Gelegenheiten dienen muß, charakterisiren den reisenden Paulisten. Die Weiber tragen lange weite Ueberröcke von Tuch, und runde Hüte. Alle, welche an uns auf Maulthieren vorüberzogen, bewährten sich als treffliche Reiter, besonders bei der Eile, mit welcher sie den von allen Seiten drohenden Gewittern zu entgehen suchten. Unser langsamer Zug dagegen mußte drei gewaltige Regengüsse über sich ergehen lassen und kam, als es eben dunkelte, zu einem elenden Hangard mit einer Venda, As Taibas, wo wir kaum Platz fanden, um die durchnäßte Bagage unterzubringen. Der Regen strömte die ganze Nacht mit Ungestüm herab, und die Frösche der benachbarten Sümpfe, in ihr Element versetzt, vereinigten sich zu einem düsteren Unisono. Obgleich die Umgebung nichts weniger als anmuthig war, so brachte sie doch durch ihre behagliche Sicherung vor der Wuth der Elemente bald eine fröhliche und lebenslustige Stimmung in uns hervor. Unter

angenehmen Erinnerungen hielten wir die Leiden in Brasilien an diesem Christabend mit den Genüssen zusammen, welche er in dem gebildeten Europa zu bringen pflegt, und unsere gute Laune wußte ihnen selbst eine angenehme Seite abzugewinnen.

Am Christtage setzten wir die Reise in der Richtung von S. S. W. nach Pendamhongaba, fünf Legoas von Guaratinguetá, fort. Die drei Bäche, Parapitinga, Agoa preta und Ribeirão da Villa waren so sehr angeschwollen, daß wir sie nur mit Gefahr für unsere Sammlungen passiren konnten. Der Regen stürzte ohne Unterlaß in Strömen herab, und das ganze Thal war fast immer mit dichtem Nebel angefüllt. Wir hatten daher weder Lust noch Gelegenheit, die waldige und wasserreiche Gegend genau zu betrachten. Das Reisen in Tropenländern während der Regenzeit hat neben vielen andern Ungemächlichkeiten und Gefahren auch noch die doppelte Unannehmlichkeit, daß sowohl die Beobachtung der Umgebungen dem Reisenden sehr erschwert ist, als auch seine Bücher, Instrumente und die gemachten Sammlungen kaum selbst durch die angestrengteste Sorgfalt und Aufmerksamkeit vor Verderbniß gesichert werden können. Pendamhongaba besteht aus einigen, auf einem Hügel zerstreut liegenden Reihen niedriger Hütten, und zeigt wenig Wohlstand. Der Capitão mór des Orts empfieng uns von Nässe triefende Gäste sehr artig und lud uns später die Kirche zu sehen ein, die erst zur Hälfte vollendet und mit hölzernen Zierrathen ohne Geschmack beladen ist. Wir fanden sie festlich beleuchtet und mit einer Krippe, worin das Christuskind lag, geschmückt. Diesen sinnbildlichen religiösen Gebrauch auch hier zu finden, hatte für uns etwas Rührendes, indem wir gerne bei dem Gedanken verweilten, daß auch in diesen menschenleeren wildschönen Gegenden sich die Lehre des Heils niedergelassen habe und der christliche Sinn immer reiner sich entwickeln werde. Seit wir aus dem Gebirge nach dem Thale des Paraiba herabgestiegen waren, hatte sich die Physiognomie der Landschaft immer mehr und mehr umgestaltet und der verschiedenartige Charakter trat um so selbstständiger und reiner hervor, je mehr wir uns von den dunklen Urwäldern der Serra do mar entfernten. Der Weg führte uns von nun an in dem weiten Flußthale des Paraiba über platte Hügel, welche anfänglich mit allerlei niedrigem Gesträuche und einzelnen Bäumen bewachsen waren, weiterhin aber immer offener, freier wurden und nur von Gräsern und Kräutern bekleidet,

oder mit langen Zügen von Ananas besetzt erschienen. Heerden von Maulthieren und Rindvieh weideten in diesen gefälligen Gegenden. Der Brasilianer unterscheidet die beiden physiognomischen Hauptformen des Pflanzenwuchses, Wald und Flur, mit dem Namen Matto und Campo. Der größte Theil des Thales vom Paraiba ist mit eigentlichen Graswiesen (Campos) bedeckt, welche sich von den Höhen herabziehen, und selten durch niedrige Wälder unterbrochen werden. Wenn gleich diese Wiesen dem Auge nicht jenes frische liebliche Grün unserer nordischen Grasfluren darbieten, so setzen sie doch durch die bunte Menge und die Neuheit ihrer Pflanzenformen den Betrachter in Bewunderung. Auf den meisten rothen, mit vielen Quarztrümmern vermengten harten Lehmboden stehen einzelne starke Büsche graulich grüner, beharrter Gräser bald näher bald entfernter von einander; zwischen ihnen erhebt sich ein Heer der niedlichsten krautartigen Rubiaceen, Malpighien, Apocyneen und Compositae von größter Verschiedenheit in Färbung und eleganter Blumenbildung. Wo zwischen diesen niedrigen Kindern der Flora ein kräftigeres Wachsthum gedeihet, da treten einzeln stehend, selten über fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe, dickrindige Bäume mit weit abstehenden, vielfach gekrümmten Aesten und trocknen mattgrünen Blättern auf, einen lichten niedrigen Wald bildend, in welchem man leicht den Umriß eines jeden einzelnen unterscheidet. Letztere Waldform nennt man in Brasilien Tabuleiro und, wenn die Bäume so nahe beisammen wachsen, daß sie sich mit ihren Aesten berühren, Tabuleiro coperto. Außer den einzeln stehenden Bäumen treten blüthenreiche Myrten, rankende Banisterien, dickbuschige Erythroxylen, mehrere Arten der wohlschmeckenden Guabiroba hie und da in dichtverschlungene Wäldchen zusammen, aus denen sich nur selten ein grotesker Cactusstamm erhebt. Diese letztere, Amerika so sehr bezeichnende Form ist hier weniger häufig als in den glühenden Steppen von Pernambuco, Seará und Caracas. Fast Alles, was wir hier aus dem Gebiete der Flora sahen, war uns neu und unsere Aufmersamkeit blieb stets gespannt auf diese lieblichen Gestalten der Campos, welche im scharfen Gegensatze mit den massigen saftreichen Bildungen der Urwälder stehen, und vielmehr Aehnlichkeit mit den zarten Sprößlingen nordischer Alpenwiesen haben.

Taubaté, das wir am späten Abend erreichten, liegt auf einem flachen Hügel drei Meilen südöstlich von Pendamhongaba.

Man übersieht von der Höhe aus einen großen Theil der Flur, durch welche kleine Wäldchen und Gebüsche zerstreut sind. Das Franziskanerkloster links am Wege, mit einigen Reihen von majestätischen Palmen umgeben, macht einen sehr angenehmen Eindruck und läßt einen bedeutenden Ort erwarten. Allerdings ist Taubaté, das aus einer weit auslaufenden, dicht mit Hütten zu beiden Seiten besetzten Haupt- und einigen Nebengassen besteht, einer der wichtigsten Flecken der ganzen Provinz. Er wetteifert im Alter mit der Hauptstadt. In der Zeit, als der Hang nach Gold eine Menge Paulisten zu gefährlichen und abentheuerlichen Streifereien durch Minas und Goyaz antrieb, zeichneten sich die Bewohner von Taubaté aus. Es wurde deshalb auch hier eine königliche Goldschmelze angelegt. Die Taubaténos geriethen aber dadurch in eifrigen Wettstreit und in unversöhnliche Fehde mit den benachbarten Paulisten, so daß es, wo immer nur beide Partheien auf ihren Zügen sich begegnen mochten, zu blutigen Händeln kam. Diese Feindschaft soll selbst bis jetzt noch im Stillen fortdauern, obgleich die Taubatener den Betrieb von Goldwäscherei in der Fremde jetzt gänzlich aufgegeben haben und in ihrer goldarmen Heimath nur Feldbau und Viehzucht treiben. Die Weiber verfertigen aus einer großen Aristida und aus anderen in der Nähe wachsenden Grasarten Matten, die durch den Handel nach Rio verführt werden.

Wir hielten in Taubaté einen Rasttag, um unsere durchnäßte Equipage wieder trocknen zu lassen. Das Haus, welches ein Bürger des Fleckens mit uns theilte, war übrigens wenig geeignet, uns ein bequemes Obdach zu gewähren. Die Häuser überhaupt sind selten mehr als einen Stock hoch, die Wände fast durchgängig von dünnem Gebälk oder von Latten durch Flechtwerk verbunden, mit Lehm beworfen und mit weißem Thon, der sich hie und da an den Ufern der Flüsse findet, bemalt; das Dach ist mit Hohlziegeln oder Schindeln, selten mit Maisstroh nachläßig bedeckt, nnd die Wand nach aussen durch ein oder zwei hölzerne Gitterfenster geöffnet. Das Innere entspricht der ephemeren Anlage und dem dürftigen Materiale. Die äußere, gewöhnlich halb oder ganz vergitterte Thüre, führt sogleich in das größte Gemach des Hauses, das ohne Fußdielen und oft ohne geweißte Wände einer Tenne ähnlich ist. Diese Abtheilung dient als Wohn- und Gesellschaftszimmer. Vorrathskammern, oder auch wohl ein Nebenzimmer für Gäste nehmen die übrige Fronte

des Gebäudes ein. Die Rückseite enthält die Gemächer für die Frau und die übrige Familie, die sich nach portugiesischer Sitte bei Anwesenheit von Fremden sogleich hieher zurückziehen müssen. Von diesen tritt man in das bedeckte Vorhaus, welches gewöhnlich an der ganzen Länge hinläuft und in den Hof geöffnet ist. Bisweilen ist auch eine ähnliche Varanda an der Vorderseite des Hauses. Die Küche und die Gesindewohnungen, meistens armselige Schoppen, liegen dem Hause gegenüber im Grunde des Hofes. Die Geräthe dieser Häuser sind ebenfalls auf das Nothdürftigste beschränkt; oft findet man nur einige hölzerne Bänke und Stühle, einen Tisch, eine große Lade, ein Lager von einer Strohmatte oder einer Ochsenhaut auf den über vier Pflöcke gelegten Brettern. Statt der Betten bedienen sich die Brasilianer fast allgemein der gewebten oder geflochtenen Hangmatten die in den Provinzen von S. Paul und Minas am schönsten und dauerhaftesten von weißen und gefärbten Baumwollenfäden verfertigt werden. Eben so sieht der Reisende noch nirgends gegrabene Brunnen, und er muß sich daher mit gesammeltem Regen-, Quell- oder Flußwasser zu jedem Gebrauche behelfen. Die Einwohner von Taubaté verrathen übrigens mehr Wohlhabenheit und Bildung als die der kleinen Flecken, welche wir früher durchreist hatten, was wohl von einem lebhafteren Handelsbetriebe mit Rio de Janeiro und S. Paul herrührt. Man baut hier auch einige Weinstöcke, deren Früchte eben jetzt reif und von angenehmen Geschmacke waren.

Südlich von Taubaté erhebt sich der Weg durch das Thal des Paraiba über mehrere waldige und feuchte Hügel mit prächtigen Farnbäumen, wasserliebenden Aroiden und Melastonen geschmückt. Die tiefe Ebene desselben ist ebenfalls reich an den schönsten Pflanzen und Insecten; unter anderen trafen wir hier den Cerambyx longimanus, von Vögeln einen neuen, lang geschwänzten braunen Tyrannus und den Cuculus Guira an. Nach zwei Tagereisen durch grünende, mit niedrigem Wald abwechselnde Fluren, in welchem wir die Vendas von Campo grande, Sahida do campo, Paranangaba und den kleinen Flecken S. Jozé passirt hatten, kamen wir zu der Villa von Jacarehy (Crocodillenfluß in der Lingua geral), wo wir uns einige Erholung gönnten. Hier fanden wir den Paraiba wieder, der eine große Krümmung macht, und statt ferner nach Süden in seiner ursprünglichen Richtung fortzulaufen, nach Norden umkehrt. Die

Personen wurden in einem Nachen übergesetzt, die Maulthiere aber mußten schwimmen; um ihnen die geeignete Richtung zu zeigen, wurde eines derselben an einem Stricke vom Kahne aus geführt, und die übrigen durch lärmendes Rufen von den begleitenden Kähnen aus immerwährend ermuntert. Der Paraiba war gegenwärtig durch den häufigen Regen auf hundert und siebenzig Fuß Breite angeschwollen und sehr reissend. Die Schiffahrt auf diesem Flusse ist jetzt noch sehr unbedeutend, vermuthlich weil er vorzüglich in seinem unteren Theile mehrere beträchtliche Wasserfälle hat, oder weil der Handel in seiner Nähe noch geringe ist, und die Anwohner wegen Mangels an Brücken ihre Producte sich nicht leicht zuführen können. Am lebhaftesten wird er zwischen Aldea da Escada und Pendamhongaba befahren. Unter den Einwohnern dieser Gegend bemerkt man eine endemische Anschwellung der Halsdrüsen in einem so hohen Grade, als sie vielleicht nirgends in Europa vorkommen möchte. Oft ist der ganze Hals von der großen Geschwulst eingenommen, was diesen größtentheils farbigen Leuten, die ohnehin keine angenehme Bildung haben, ein scheusliches Ansehen giebt. Doch scheint man hier zu Lande diesen Auswuchs mehr für eine besondere Schönheit als für Verunstaltung zu halten; denn nicht selten sieht man Frauenzimmer den ungeheuren Kropf mit goldenem oder silbernem Schmucke geziert und gleichsam zur Schau tragend, mit einer Tabackspfeife oder mit einer Spindel in der Hand, um Baumwolle zu drehen, vor ihren Häusern sitzen. Neger, Mulatten und Abkömmlinge von Weißen mit Indianern (Mamelucos), die den größten Theil der dortigen Bevölkerung bilden, sind diesem Uebel vorzugsweise unterworfen; unter den Weißen trifft es mehr die Frauen als die Männer. Die Ursachen dieser Mißbildung scheinen hier ganz dieselben zu seyn, wie in andern Ländern. Es sind nämlich nicht die hohen, kälteren und luftigen Gebirgsgegenden, sondern das tiefe, oft mit dichten Nebeln bedeckte Thal des Paraiba, wo die Krankheit vorkommt. Die Richtung der beiden Gebirgszüge von S. nach N. erlaubt nämlich keinen hinlänglichen Abzug der Dünste; dieselben Nebel, welche während des Tages von dem Flusse und aus den benachbarten, zum Theile dicht bewaldeten Sümpfen aufziehen, fallen bei Nacht wieder in das Thal zurück; dabei ist die Wärme beträchtlich, und das oft sehr trübe, unreine und laue Wasser des Flusses muß die Stelle des klaren Quellwassers vertreten; auch sind die Wohnungen unreinlich, feucht und windig. Die Nah-

rung von rohem Maismehl, das hier häufiger als Mandiocca-mehl genossen wird, und zwar nahrhafter, aber auch schwerverdaulicher ist, und der Genuß von vielem Schweinespeck mögen zur Entwickelung der Krankheit ebenfalls das ihrige beitragen.

Wir übernachteten in Tarumá, einem einsamen Rancho auf einer mit Wald umgrenzten Ebene, weil wir den Flecken Mogy das Cruces nicht mehr erreichen konnten. In dieser Gegend bemerkten wir mehrere Familien von sogenannten Cafusos, welche Mischlinge von Schwarzen und Indianern sind. Ihr Aeußeres gehört zu den auffallendsten, welches einem Europäer begegnen kann. Sie sind schlank, breit und von kräftiger Musculatur, besonders sind die Brust-, auch die Armmuskeln sehr stark, die Füße dagegen verhältnißmäßig schwächer. Ihre Farbe ist ein dunkles Kupfer- oder Caffeebraun. Die Gesichtszüge erinnern im Ganzen mehr an die äthiopische als an die americanische Raçe. Das Antlitz ist oval, die Backenknochen sind stark hervorragend, doch weniger breit und abgesetzt als bei den Indianern, die Nase breit und niedergedrückt, jedoch weder aufgeworfen noch sehr gekrümmt, der Mund breit mit dicken, aber dabei gleichen und eben so wie der Unterkiefer wenig vorspringenden Lippen, die schwarzen Augen selbst offeneren und freieren Blicks als bei den Indianern, jedoch noch etwas schief- wenn auch nicht so stark einwärts stehend als bei diesen, dagegen nicht so nach aussen gerichtet wie bei den Aethiopiern. Was aber diesen Mischlingen vorzüglich ein frappantes Aussehen giebt, ist das übermäßig lange Haupthaar, welches sich, besonders gegen das Ende hin halbgekräuselt, von der Mittelstirne an auf einen bis anderthalb Fuß Höhe beinahe lothrecht emporhebt, und so eine ungeheure, sehr häßliche Frisur bildet. Diese auffallende Haarbildung, welche beim ersten Anblicke mehr künstlich als natürlich erscheint und fast an den Weichselzopf erinnert, ist keine Krankheit, sondern lediglich Folge der vermischten Abkunft, und hält das Mittel zwischen der Haarwolle des Negers und dem langen straffen Haupthaare des Americaners. Oft ist diese natürliche Perücke so hoch, daß die sie tragenden Personen sich tief beugen müssen, um durch die gewöhnliche Thüre ihrer Hütten ein- und auszugehen; auch sind die dichten Haare gegen die Spitze zu so in einander verwickelt, daß an eine Reinigung derselben mittelst des Kamms nicht zu denken ist.

Die niedrigen Berge bei Aldea da Escada sind die letzten Verzweigungen der Serra do mar. Die Vegetation ist ungemein reich und üppig, sie vereinigt mit den Formen des Waldgebirges auch die zarteren der Campos und der Sümpfe. An Thieren, besonders an Insecten erschienen jedoch diese Fluren zur Zeit unserer Reise arm. Das Gebirge besteht aus Gneiß, bisweilen mit vielem schwarzen Schörl. Man steigt allmählig beträchtlich abwärts und findet in der Tiefe den Fluß Tieté, dessen schwarzbraunes Wasser hier einen viel langsameren Lauf hat als weiter nordwestlich, wo er bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Paraná viele Fälle macht. In Mogy wurden wir von der Familie des Capitão mit großer Herzlichkeit und Theilnahme aufgenommen. Diese guten Leute hatten von den Deutschen ähnliche Begriffe, wie einst die Griechen von den Hyperboräern. So war ihnen denn nicht bloß die Entfernung unseres nördlichen Vaterlandes, sondern auch unser Aeußeres interessant. Der weibliche Theil der Familie musterte mit der den Paulisten eigenen Naivität und Grazie unseren Anzug, wobei man auch die hier so sehr geschätzte weiße Hautfarbe unserer Personen rühmte. Wenige Tage vorher war ein Arbeiter des Hauses von einer giftigen Schlange gebissen worden und gestorben. Ein Fläschchen mit Eau de Luce, das wir in dem gastfreien Hause als Mittel gegen ähnliche Unfälle zurückließen, erwarb uns b.e Segnungen der ganzen Familie.

Am letzten Tage des Jahres eröffnete sich, nachdem wir einen Wald nebst einer öden, größtentheils sumpfigen Wiesengegend, und ein niedliches Landhaus, Caza pintada genannt, drei und eine halbe Legoa von der Hauptstadt, hinter uns gelassen hatten, von der Anhöhe de Nossa Senhora da Penha aus, vor uns die Aussicht auf die Cidade de S. Paulo, welche sich auf einem Hügel in der hie und da mit Gebüschen oder Wäldchen besetzten Ebene erhebt. Mehrere große Gebäude geben ihr von dieser Seite aus eine sehr stattliche Ansicht, vorzüglich zeichnen sich das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt die Wohnung des Gouverneurs, das Carmelitenkloster und der bischöfliche Pallast aus. Als wir in der Stadt ankamen, fanden wir durch die gütige Aufmerksamkeit eines Landsmanns ein Haus zu unserem Empfange bereit und, so viel es die Umstände erlaubten, eingerichtet. Hr. Dan. Pet. Müller, Obristlieutenant bei dem k. p. Ingenieurcorps, dessen Vater anfänglich Geistlicher der protestan-

tischen deutschen Gemeinde, dann Secretär der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon gewesen war, hat, obgleich von frühester Jugend an in Portugal erzogen, doch die theilnehmendsten Gesinnungen für seine ursprünglichen Landsleute behalten und empfing uns mit einer deutschen Offenheit und Freundschaft.

Aufenthalt in der Stadt S. Paulo.

Die Stadt S. Paulo liegt auf einer Erhöhung in der ausgedehnten Ebene von Piratininga. Ihre Bauart weist durch die häufigen vergitterten Balkons, welche hier noch nicht wie in Rio de Janeiro verschwunden sind, auf ein Alter von mehr als einem Jahrhundert zurück; jedoch sind die Straßen sehr breit, helle und reinlich, und die Häuser meistens zwei Stockwerke hoch. Man pflegt hier selten von Backsteinen, noch weniger von Quadern zu bauen, sondern errichtet meistens die Mauern aus zwei Reihen starker Pfosten oder Flechtwerke, zwischen denen Thon eingestampft wird, eine mit der Piséarbeit in Frankreich sehr verwandte Methode. Die Residenz des Gouverneurs, sonst das Jesuitencollegium, ist im gutem Styl erbaut, jetzt aber sehr baufällig; auch der bischöfliche Pallast und das Carmelitenkloster sind große stattliche Gebäude; die Cathedrale und einige andere Kirchen sind groß, wenn auch nicht geschmackvoll verziert, außerdem aber ist der Charakter der Bauart unansehnlich und bürgerlich. Die Stadt besitzt drei Mönchs= (Franciscaner=, Carmeliten=, Benedictiner=), zwei Nonnenklöster und zwei Spitäler. Herr Obristlieutenant Müller hat einen hölzernen Circus zu Stiergefechten vor der Stadt, wie es scheint, in recht guten Verhältnissen erbaut, und sich durch Anlegung drei steinerner Brücken über die beiden, unterhalb der Stadt zusammenfließenden Bäche, Tamandatahy und Inhagabahy, verdient gemacht.

Viele Paulisten haben sich ohne Vermischung mit Indiern erhalten, und diese sind eben so weiß, ja weißer als reine Abkömmlinge der Europäer in den nördlichen Provinzen Brasiliens. Die mit Indiern erzeugten Mestizen, Mamelucos, haben nach den verschiedenen Graden ihrer Mischung eine fast caffeebraune

hellgelbe oder beinahe weiße Hautfarbe. Vor allem aber bleibt in dem breiten gerundeten Gesichte mit hervorstechenden Backenknochen, in den schwarzen, mit großen Augen und in einer gewissen Unsicherheit des Blickes mehr oder weniger ein Verräther der indianischen Mischung zurück. Uebrigens sind eine hohe und dabei breite Statur, stark ausgesprochene Gesichtszüge, die Freiheitssinn und Unbefangenheit ankündigen, braune, selten blaue Augen voll Feuer und Unternehmungsgeist, volles, schwarzes und schlichtes Haar, kräftige Musculatur, Raschheit und Bestimmtheit in der Bewegung die Hauptzüge in der Physiognomie der Paulisten. Mit Recht hält man sie für die stärksten, gesundesten und rüstigsten Einwohner Brasiliens. Die Muskelkraft, mit welcher sie unbezähmte Pferde bändigen und wild herumlaufendes Hornvieh mittelst Schlingen fangen, ist eben so bewunderungswürdig, als die Leichtigkeit, mit welcher sie fortgesetzte Arbeiten und Strapazen, Hunger und Durst, Kälte und Hitze Nässe und Entbehrungen jeder Art ertragen. Bei ihren Reisen auf den Binnenströmen nach Cujabá und Matto-Grosso entwickeln sie jetzt noch, wie ehemals, die größte Kühnheit und Ausdauer in Gefahren und Mühseligkeiten aller Art, und eine unbesiegbare Reiselust treibt sie noch immer fort aus dem Vaterlande. Aus keiner Provinz findet man daher so viele einzelne Ansiedler durch ganz Brasilien zerstreut als durch S. Paul. Diese wandernde Lebensart ist Vielen als Erbtheil der Väter zum Bedürfniß geblieben. Die Paulistinnen sind von schlanker, aber doch starker Körperbildung, in ihren Bewegungen anmuthig, und haben in den Zügen ihres schön zugerundeten Gesichtes eine angenehme Mischung von Heiterkeit und Offenheit. Auch ihr Colorit ist weniger blaß, als das der meisten Brasilianerinnen, und man hält sie deshalb für die schönsten Frauenzimmer Brasiliens. Nachdenken und Neigung zu subtilen Untersuchungen wird den Paulisten vorzugsweise zugeschrieben; auch haben sie und die Pernambucaner unter den Brasilianern die meisten erfinderischen Köpfe und Gelehrten aufzuweisen. Das Studium der Theologie ward hier früherhin durch die Jesuiten sehr befördert, aus deren Collegium mehrere ausgezeichnete Männer hervorgingen. Die römischen Classiker werden auf dem hiesigen Gymnasium, wenn man das für den Unterricht junger Leute bestehende Institut so nennen darf, mit Eifer gelesen. Die einzige Bibliothek der Stadt nebst der der Carmeliten ist die des ehrwürdigen Bischofs, der, obgleich hochbejahrt, noch viele Lebhaftigkeit für wissenschaft-

liche Gegenstände erhalten hat, und uns mit dem Ausdrucke inniger Freude selbst in dieselbe führte. Sie enthält eine gute Anzahl historischer, canonischer Werke, alter Classiker, und ist ein wichtiges Bildungsmittel für die jungen Geistlichen, welche in dem hiesigen theologischen Seminarium einige Jahre lang ihre Studien fortsetzen, bis sie die Weihen erhalten, in deren Ertheilung man jedoch hier weniger strenge seyn soll, als in Rio, Pernambuco und anderwärts.

Die Zahl der Einwohner der Stadt S. Paulo beträgt nach den neuesten Zusammenstellungen, die abhängigen Kirchsprengel mit eingerechnet, etwas über dreißigtausend, von denen die eine Hälfte weiße oder sogenannte weiße, die andere schwarze oder farbige Leute sind.

Unter den Bewohnern von S. Paulo ist der Sinn für europäischen Luxus noch bei weitem nicht so sehr entwickelt als bei den reicheren Bahianern, Pernambucanern und Maranhotten. Bequemlichkeit und Reinlichkeit werden bei der häuslichen Einrichtung mehr bedacht als Eleganz und Pracht, und statt der leichten nordamerikanischen Meubles und der französischen Spiegel jener Provinzen findet man in dem Besuchzimmer (Sala) eine Reihe schwerfälliger Stühle, die sich auf längst verflossene Decennien zurückdatiren, und einen kleinen Spiegel, worin der Deutsche an der Nürnberger Fassung einen Landsmann zu erkennen glaubt. Statt großer Glaslampen oder Wachskerzen prunkt eine messingene Lampe auf dem Tische, in welcher gemeiniglich das Oel des Wunderbaumes (Ricinus communis) gebrannt wird. In dem gesellschaftlichen Tone bemerkt man eben so sehr noch den verhältnißmäßig geringen Einfluß Europa's. Seltener als in den übrigen Capitanien dient hier das Kartenspiel die Unterhaltung zu beleben, um so lauter ist aber das Gespräch, das mit Gesang und Tanz wechselt. Während unseres Aufenthaltes wurde ein Stiergefecht im Circus gegeben. Man bezieht die Stiere aus dem Süden der Provinz, besonders von Curitiba, wo sie durch die freie Lebensart in den ausgedehnten Grasfluren die nöthige Wildheit beibehalten haben. Dieses Mal jedoch schienen die Thiere nicht sehr muthig zu seyn und auch die Matadores an Gewandtheit und Muth ihren spanischen Collegen nachzustehen. Dem Charakter des Portugiesen ist diese Belustigung ohnehin fremd, und in einem Lande, wo die Natur so manchen

kräftigen Feind gegen den Menschen bewaffnet, sieht man doppelt ungern das nützliche Hausthier zum Werkzeuge eines so grausamen Spiels gemacht. Auch an dramatischen Festen fehlte es damals in S. Paulo nicht. Wir sahen in dem nach moderner Art erbauten Schauspielhause die französische Operette le Déserteur in portugiesischer Sprache vorstellen. Der Hauptacteur, ein Barbier, rührte seine Mitbürger aufs tiefste. Daß auch die Musik dabei gleichsam noch chaotisch in ihren Urelementen herumsuchte, durfte uns nicht befremden, da außer der beliebten Guitarre zur Begleitung des Gesanges fast gar kein Instrument mit Fleiß geübt wird. Für den Gesang selbst ist der Geschmack des Paulisten schon mehr entwickelt.

Die ganze Provinz von S. Paul ist ein für Viehzucht vorzugsweise geeignetes Land. Sie besitzt die ausgedehntesten Fluren, auf denen fast alle Arten Viehes, besonders aber Rindvieh, Pferde und Maulthiere trefflich gedeihen.

Der Zustand der Fabriken in S. Paul entspricht ganz dem des Handels. Außer der häuslichen Verfertigung grober wollener Zeuge, die zu Kleidern für das Landvolk verarbeitet werden, und groben weißen Filzhüten, kennt man hier noch nichts anderer Art. Die begütertsten Viehhirten gerben einen beträchtlichen Theil der Häute selbst, oder salzen sie roh ein, um sie zu verschicken. Sie gebrauchen zum Gerben wie in Rio de Janeiro die Rinde der Rhizophora Mangle. Die nöthigen Handwerker sind, wenn auch nicht immer geschickt und zunftmäßig, doch vorhanden. Wenige Monate vor unserer Ankunft ward von der Regierung eine Gewehrfabrik, die früher in Rio bestanden hatte, hieher verlegt und der Leitung des Hrn. Oberstlieutenants Müller übergeben. Die acht arbeitenden Meister waren alle Deutsche und vor mehreren Jahren aus der Potsdamer Fabrik berufen worden. Sie hatten unter ihrer Leitung Mulatten und Neger, welche sie zwar als gelehrig und gewandt, hinsichtlich ihrer Trägheit und Unachtsamkeit aber als eigentliche Antipoden deutscher Tüchtigkeit schilderten. Eine unserer Flinten, die unterwegs im Kampfe mit einer großen Schlange unbrauchbar geworden war, wurde von einem schwarzen Lehrlinge recht zweckmäßig hergestellt. Man verarbeitet gewöhnlich englischen Stahl oder solchen, der hier selbst aus dem Eisen von Sorocaba gemacht wird.

Der Bischof Don Mattheus de Abreu Pereira beschäftigt sich in seinem Garten auch mit der Zucht der Seidenraupe, welche sich leicht vermehrt und einen ausgezeichnet schönen Faden liefert. Da der Maulbeerbaum in dem hiesigen Klima trefflich gedeiht, so kann man mit Zuversicht erwarten, daß die Seidenzucht einst mit großem Vortheile betrieben werde. Es giebt übrigens im Lande eine andere Seidenraupe, welche besonders in Maranhão und Pará häufig auf einen lorbeerartigen Gesträuche gefunden, jedoch noch nirgends benützt wird, obgleich sie leicht zu cultiviren wäre, und das Gespinnst ihrer Puppenhülle eine noch glänzendere Seide als die europäische verspricht. Was aber hier einen noch einträglicheren Culturzweig abgeben könnte, ist die Cochenillezucht, denn man findet den Cactus coccinellifer mit dem ihm eigenthümlichen Insecte an vielen Orten der Provinz von S. Paul, besonders auf sonnigen Triften. Doch möchte die Scheu der Einwohner beschwerliche Arbeiten zu unternehmen, während sie andere reiche Gaben der Natur ohne Mühe erndten können, der Cultur der Cochenille vorerst entgegenstehen.

Die Umgebungen von S. Paul sind schön, jedoch in einer mehr ländlichen Art als jene von Rio. Für den großartigen Anblick des Meeres und massiger Berge, die sich unter malerischen Formen dort erheben, wird der Wanderer hier durch die weite Aussicht auf ein Gebiet entschädigt, dessen abwechselnde Hügel und Thäler, lichte Wälder und sanft grünende Grasmatten alle Reize einer gefälligen Natur darbieten. Vielleicht hat nebst dem glücklichen Klima die Schönheit der hiesigen Natur den Sinn der Paulisten für Gartenanlagen geweckt, deren mehrere sehr anmuthige sich in der Nähe der Stadt befinden. Nebst den inländischen Früchten baut man hier auch Wassermelonen, Orangen, Feigen und andere Früchte Europa's. Besonders gut gedeihen die Quitten, die Kirschen und Weichseln, die Pfirsiche und einige Arten von Aepfeln. Auch mit Wallnüssen und Castanien hat man günstige Versuche angestellt. Dagegen scheinen der Weinstock und der Oelbaum das neue Vaterland zu verschmähen, oder bis jetzt der zweckmäßigen Pflege zu entbehren. Die Trauben, welche wir kosteten, waren säuerlichen Geschmackes. Für den Weinstock möchte der Boden zu stark und feucht seyn. Der Oelbaum trägt fast nie Früchte, vielleicht auch weil seine Fruchtreife gerade in die nassen Monate fällt. Europäische Küchenkräuter kommen vortrefflich fort; die Zwiebeln von S. Paul

sind, wie die der Insel S. Catharina, wegen ihrer Größe und Menge berühmt. Obgleich der Unterschied der Jahrszeiten hier schon bemerkbar ist, und sich auch in der Entwickelung der Blumen und der Ausbildung der Früchte kund thut, so scheint er doch noch keinen Einfluß auf die Bildung des Holzes zu haben. Man findet auch hier, wie unmittelbar unter der Linie, das Holz von der größten Dichtigkeit und fast ohne Spur von Jahrringen.

Das Klima der Stadt S. Paul ist eines der angenehmsten auf der Erde. Sowohl die Lage, fast gerade unter dem Wendekreise des Steinbockes, der nur anderthalb Meilen nördlich von ihr läuft, als auch ihre Erhöhung von zwölfhundert Fuß über dem Niveau des Meeres bei Santos, verschaffen der Stadt alle Reize eines tropischen Himmels, ohne die Unannehmlichkeiten der Hitze in einem beträchtlichen Grade zuzulassen. Nicht selten sieht man, wenn auch nicht unmittelbar um die Stadt, doch in den höheren Gegenden Reif während der kalten Jahreszeit; die Kälte wird jedoch niemals so empfindlich und anhaltend, daß man darauf denken müßte, neben den gebräuchlichen Kohlenpfannen auch Oefen anzulegen. Die Regenzeit beginnt längs der Küste, wie in Rio de Janeiro, mit den Monaten October oder November und dauert bis April; der meiste Regen fällt im Januar. In diesem Monate, wo wir in der Stadt wohnten, fanden wir am Morgen oft die nächsten Hügel mit einem dichten und sehr kalten Nebel bedeckt, der sich nur gegen die Mittagsstunden hin mit dem Hervortreten der Sonne zerstreute. Im Innern des Landes, in den Sertões, stellt sich die nasse Jahreszeit später ein. Anfänglich regnet es nur bei Nacht, späterhin auch Nachmittags, und endlich abwechselnd bei Tag und Nacht, oder auch wohl mehrere Tage und zuweilen Wochen hintereinander ohne Absatz und in Fülle.

Reise von der Stadt S. Paulo nach der Eisenfabrik von Ypanema.

Die Regenzeit stellte sich während unserer Anwesenheit in S. Paulo mit großer Regelmäßigkeit ein. Die Nächte hindurch regnete es fast unausgesetzt, und bey Tag überzog sich der Himmel von Mittag an mit dichten Wolken, nach deren plötzlicher Entladung er für kurze Zeit wieder eine schöne, klare Bläue annahm; die Luft war dabey selten sehr schwül, ja wir empfanden Nachts eine so schnelle Verminderung der Temperatur, daß wir uns nach wärmerer Bedeckung umsehen mußten. Unserem Wunsche, die naturhistorischen Merkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen, war die gegenwärtige Zeit höchst ungünstig, denn sobald wir unsere Wanderungen weiter als in die nächste Umgebung der Stadt ausdehnten, mußten wir ganz durchnäßt nach Hause zurückkehren. Die Pflanzenwelt begann zwar allmählig mit verjüngter Kraft zu erwachen, Thiere erschienen jedoch noch minder häufig. Wir beschlossen daher, den für Naturforscher ohnehin etwas lästigen Aufenthalt in der Stadt abzukürzen und uns nach der zwanzig Legoas entfernten Eisenfabrik von S. João de Ypanema zu wenden, deren schöne Umgebung und beträchtlichen Reichthum an Pflanzen und Thieren uns der Director derselben, Herr Oberstlieutenant Varnhagen, zu Rio de Janeiro sehr anziehend geschildert hatte. Das Gouvernement versah uns mit Empfehlungsschreiben an die Behörden, welche wir zu treffen hatten, und unser thätiger Landsmann Hr. Müller verschaffte uns einen Paulisten, welche als Führer der Karavanen in gutem Rufe stehen. So ausgerüstet verließen wir, nachdem die Lastthiere von der Weide, wohin man sie während unserer Anwesenheit dahier zur Erholung getrieben hatte, nach S. Paulo zurückgeführt waren, am 9. Januar 1818 diese Stadt, die uns durch die herzliche Offenheit und Gastfreundschaft ihrer Bewohner sehr werth geworden war.

Der Weg nach Ypanema zieht sich über hügeliges, zum Theil angebautes Land nach S. S. W. Zur Rechten hatten

wir den Berg von Jaraguá. Dieser Berg bildet einen der südlichsten Strahlen der Serra de Mantiqueira, die sich nach einer Ausdehnung von mehr als fünfzig Meilen gegen Norden in dieser Breite verliert. Die dortigen Goldwäschereien bearbeiten ein eisenschüssiges Sandstein-Conglomerat, worin das Metall bald in Körnern, bald in kleinen Schüppchen vorkommt. Man steigt von Jacarehy, einem kleinen Oertchen, allmählig bergan. Das Land zeigt anmuthig gruppirte Hügel, die mit engen Thälern abwechseln. Die Erhöhungen sind mit graugrünem, hohem Grase bewachsen, zwischen denen zerstreut Gebüsche von Myrten, Melastomen, Rhexien u. s. w. sich erheben; die frischeren Niederungen dagegen sind von niedriger Waldung besetzt. In Cutia, einem Kirchspiele fünf Legoas von S. Paulo, verließen wir unsern Trupp und eilten voraus, um Ypanema sobald als möglich zu erreichen. Fast hätten wir Ursache gehabt, diesen Schritt zu bereuen, indem, wie wir später erfuhren, einige unserer Leute die Absicht geäußert haben sollen, unsere Koffer zu öffnen und mit dem Raube zu entwischen. Wir erkannten hierin eine Warnung, uns in diesem Lande niemals mehr von dem Trupp zu entfernen. Das Gebiet, durch welches wir hinritten, wurde immer bergiger und häufiger mit Waldung bedeckt; die Straße war zwar breit und durch die vielen, oft tausend Stück zählenden Heerden von Maulthieren, welche aus der Provinz von Rio grande do Sul hier durchziehen, ziemlich gebahnt, doch befanden wir uns einmal plötzlich außer derselben und verloren uns in dem Dickicht. Die Stille dieser Waldung, welche nur bisweilen von den klingenden Tönen der Uraponga unterbrochen wird, macht einen sehr traurigen Eindruck auf den Verirrten, welcher sich mit jedem Schritte weiter von seiner Richtung zu entfernen fürchtet. Nachdem wir einige Stunden lang im Walde umhergeritten waren, stießen wir endlich auf einem Nebenwege zu einem freundlichen Mann, der uns mit großer Bereitwilligkeit zu der entlegenen Straße zurückführte. Es war der Pfarrer von S. Roque, dem Ort unserer heutigen Bestimmung, welcher noch am Abend sein Landgut besuchte. In der Tracht eines Paulisten, einem weiten Regenmantel (Poncho), breiten weißen Filzhut und mit dem Säbel an der Seite würde man in anderen Ländern den friedlichen Verkünder des Evangeliums nicht vermuthen. Hier zu Lande ist es jedoch nöthig so zu reisen, weil man auf den einsamen Wegen durch die Wälder bisweilen einer Onze, einer

giftigen Schlange, oder wohl auch einem entlaufenen räuberischen Sclaven begegnet.

In S. Roque, einem unbedeutenden Dörfchen, sorgte der Cabo das Ordenanças, als die erste Person des Ortes, uns sogleich in einer kleinen baufälligen Hütte unterzubringen, bewirthete uns mit einem frugalen Mahle, und wies uns endlich ein von Latten zusammengebundenes Gerüste zur Lagerstätte an. Am folgenden Morgen hatten wir abermals mehrere niedrige, jedoch dichte Wälder zu passiren, in welchem wir den kleinen Atlas und eine neue Käferart von Lamprima mit sehr gebogenen, nach vornen zweigabeligen Mandibeln erbeuteten. Gegen Abend traten wir aus der Waldung heraus, und gelangten über hohe, mit einer üppigen Grasvegetation bedeckte Campos nach der Villa de Sorocaba. Dieser freundliche Flecken liegt an dem nicht beträchtlichen, westlich davon in den Tieté fallenden Fluß gleichen Namens, über welche eine hölzerne Brücke führt. Man erwartete hier seit längerer Zeit deutsche Arbeiter für die benachbarte Eisenfabrik von Ypanema, und bestürmte uns gleich bei unserem Eintritte mit Fragen über deren Ankunft, ihre Geschicklichkeit und die Art, nach welcher das Metall in Deutschland verarbeitet wird. Ein so unverkennbarer Zug von allgemeinem Interesse für eine königliche Anstalt flößte uns eine günstige Meinung von dem bürgerlichen Charakter der Sorocabaner ein. Später erfuhren wir auch, daß sie überall den Ruf der Zuverläßigkeit und Ehrlichkeit genössen, wo immer sie mit den Trupps ungezähmter Maulthiere erscheinen, deren Verkauf ihren wichtigsten Handelszweig ausmacht. Der Capitão môr bewirthete uns sogleich mit frischen Weintrauben, bei deren Genusse wir uns die Frage aufwarfen, warum diese Früchte hier zu Lande so wenig Zuckerstoff in sich erzeugen, während doch die Ananas in der Provinz von S. Paul so ausgezeichnet süß und wohlschmeckend werden. Vielleicht kommt diese Erscheinung davon her, daß der Boden zu wenig kalkartig, sondern vielmehr thonig oder granitartig, und daß der Weinstock überhaupt noch zu wenig acclimatisirt ist. Früherhin nämlich verboten eigene Gesetze den Weinbau hier zu Lande, um einer Beeinträchtigung des Handels von Portugal vorzubeugen. Jetzt ist er freigegeben, ohne jedoch noch viele Liebhaber gefunden zu haben. Wir erwarteten nun in Sorocaba den kühlen Abend, um den Weg nach der Eisenfabrik von S. João de Ypanema, welche noch zwei Legoas von hier liegt, anzutreten. Ueber flach-

hügelige, mit kurzem Gras und einzeln stehenden zwergartigen Bäumen bedeckte Campos, in deren Thalgründen sich hie und da dichtes und niedriges Gehölz erhebt, gelangten wir mit Sonnenuntergange in das Oertchen. Es liegt, an eine amphitheatralische Erhöhung gelehnt, an dem Ufer des Flusses Ypanema, welcher sich hier seeartig ausbreitet; schöne Campos-Ebenen bilden den Vordergrund, das Eisengebirge von Araasojava mit dunkler, sich auf der nordwestlichen Seite ins Thal herabziehender Waldung bedeckt, den Hintergrund der Landschaft. Die reinlich geweißten, längs dem Hügel zerstreut liegenden Häuser, an deren Fuße sich die stattlichen Fabrikgebäude erheben, und der Ausdruck geräuschvoller Thätigkeit und Industrie, welche hier herrscht, versetzen den Europäer gleichsam in eine betriebsame wildschöne Gegend seines Vaterlandes.

Wir waren durch den liebenswürdigen Obersten Toledo zu S. Paul an den Rechnungsführer der Fabrik Snr. Francisco Xavier Ferreira empfohlen worden. Die Gastfreundschaft dieses wackeren Paulisten und die natürliche Gutmüthigkeit, womit seine zahlreiche Familie uns Fremdlingen entgegenkam, machte unsern Aufenthalt in Ypanema zu einer der schönsten Perioden unserer Reise, deren Erinnerung wir nicht ohne Rührung in uns erneuern. Unser Wirth räumte uns ein kleines Haus in der Nähe der Fabrik ein, wo wir Platz genug hatten, unsere Sammlungen zu ordnen, zu lüften und zu trocknen. Er selbst bewohnte einen auf der Anhöhe, etwa zehn Minuten vom Orte entfernten Meierhof, ließ aber den ganzen Tag über mehrere gesattelte Pferde in unserer Nähe bereit halten, um unsere Besuche zu erleichtern. Der Aufenthalt bei dieser gastfreien, natürlichen Familie wäre gleich anfänglich sehr angenehm gewesen, hätte uns nicht das Ausbleiben unserer Karavane, die am Abend nach uns eintreffen sollte, beunruhigt. Es verstrichen drei Tage in banger Erwartung, und erst nachdem wir einen Tropeiro mit frischen Thieren abgeschickt hatten, sahen wir am fünften Tage die Lastthiere im kläglichsten Zustande ankommen. Ein freier Schwarzer, welcher von Rio de Janeiro aus unserem Trupp als Tropeira beigegeben wurde, war aus dieser Gegend gebürtig und entfloh gewissenlos, nachdem er sich wieder in seinem Vaterlande sah. Dieser Vorfall flößte uns ein unbesiegbares Mißtrauen gegen alle Leute seiner Farbe ein, das auch bei vielen ähnlichen Verhältnissen unsere Handlungsweise günstig leitete. Wir müssen daher

Reisenden im Innern Brasiliens die sorgfältigste Auswahl ihrer Diener empfehlen; je weniger sie hierin von Inländern abhängen, desto angenehmer und sicherer werden sie reisen.

Die ganze Ortschaft von Ypanema verdankt ihre Entstehung den mächtigen Niederlagen von magnetischen Eisenstein in dem Berge von Araasojava, dessen Metallreichthum zwar schon seit längerer Zeit bekannt ist, aber erst seit der Ankunft des Königs regelmäßig und nach Grundsätzen der Hüttenkunde benützt wird. Der unternehmende Minister Conde de Linhares brachte im Jahre 1810 eine Gesellschaft schwedischer Hüttenleute hieher, welche damit begannen, daß sie am Ufer des Upanema ein Werkhaus von Holz errichteten, und das Erz in zwei kleinen Frischfeuern bearbeiteten, gegenwärtig befinden sich noch drei schwedische Meister hier, welche den jährlichen Ertrag der von ihnen erbauten Fabrik auf viertausend Arroben gebracht haben. Man befolgt im Satze und in der Schmelzarbeit die schwedische Methode. Sowohl der Mangel eines Hochofens als die Schwierigkeit, das Metall in größeren Massen zu transportiren, und die Nachfrage nach schon fertigen Geräthen bestimmen die Administration, den größten Theil des gewonnenen Metalls sogleich zu Hufeisen, Nägeln, Beschlägen, Schlössern u. s. w. verarbeiten zu lassen. Die schwedischen Arbeiter haben die nöthigen Gehülfen aus Negern und Mulatten zu bilden gesucht, und sind mit den practischen Fähigkeiten derselben sehr zufrieden; jedoch ist ihre Trägheit und Unregelmäßigkeit im Dienste eine beständige Ursache der Unzufriedenheit für jene guten Leute, welche selbst im Ueberfluß und der Sorgenfreiheit des südlichen Klimas ihr Vaterland nicht vergessen können, und bei dem Gedanken, einst wie ihre schon verstorbenen Gefährten in ungeweihter Erde liegen zu müssen, von dem bittersten Heimweh ergriffen werden. Unter dem Gouvernement des Conde da Palma, eines einsichtsvollen Beförderers des Fabrikwesens, war der Plan zu einer neuen größeren und dauerhafteren Eisenfabrik gefaßt, und die Ausführung desselben unserem Landsmanne, dem Hrn. Oberstlieutenant Varnhagen, übergeben worden. Das schöne und weitläufige Werk, dessen Kosten sich auf 300,000 Crusados belaufen, war eben fertig geworden, als wir nach Ypanema kamen, man hatte aber noch nicht darin geschmolzen, weil man die zum Betriebe eines Hochofens nöthigen Gießer aus Deutschland erwartete. Die neuen Fabrikgebäude sind mit Geschmack und von Dauer aus dem hier brechenden

gelben Sandstein erbauet. Das Werk besteht aus zwei Hochöfen und mehreren Frischfeuern; die Gebläse sind Wassertrommeln. Für die Aufbewahrung der Kohlen und des fertigen Fabrikats sind sehr zweckmäßige, geräumige Magazine in der Nähe des Hauptgebäudes errichtet, welches durch einen gemauerten, mit Schleusen versehenen Canal das nöthige Wasser aus dem Rio Ypanema erhält. Auch für die kranken Arbeiter der Fabrik ist durch ein Hospital gesorgt worden, bei welchem zwei Chirurgen angestellt sind. Ueber die Feuerbeständigkeit des hiesigen Sandsteins walteten zur Zeit unserer Anwesenheit Zweifel ob, weil man noch keine Schmelzung versucht hatte. Eine Schwierigkeit, welche sich der Ausdehnung der Fabrikation entgegenstellen wird, ist der Mangel an brauchbarem Brennholz; denn obgleich die Niederungen der Thäler, die Rinnsale der Bäche und der Eisenberg von Araasajava selbst mit Gehölz bedeckt sind, so möchte dieses doch bei fortdauerndem Betriebe der Fabrik bald erschöpft werden. Die Verwaltung hat zwar die Einleitung getroffen, daß jeder Einwohner dieser Gegenden eine der Größe des von ihm bebauten Landes verhältnißmäßige Quantität Kohlen an die Fabrik abliefern muß, allein dieses Mittel ohne die regelmäßige Nachpflanzung von neuen Waldungen und eine sorgfältige Benützung der schon bestehenden kann einem künftigen Holzmangel nicht begegnen. Das Erz scheint dem Ansehen nach zwar gut und enthält zum Theile gegen neunzig Procent, doch hörten wir in Brasilien öfters die Klage, daß das daraus gewonnene Eisen zu spröde und für mancherlei Werkzeuge von geringer Dauer sey. Hat man einmal die zweckmäßigste Behandlungsart des Erzes, besonders beim Frischen erkannt, und durch Anlegung einer fahrbaren Straße oder eines Canals nach der Küste die Ausfuhr erleichtert, so ist Ypanema bei seinem unglaublichen Reichthume an Eisensteinen im Stande, nicht blos ganz Brasilien, sondern auch das übrige americanische Continent mit Eisen zu versehen.

Der Berg, welcher diese außerordentliche Menge von Material zu liefern vermag, erhebt sich eine Viertelmeile westlich hinter dem Oertchen und erstreckt sich, als ein ziemlich isolirter Bergrücken, eine Legoa lang von S. nach N. Seine Höhe über dem Rio Ypanema beträgt gegen 1000 Fuß. Fast überall ist er mit dichter Waldung bedeckt, aus welcher sich Abends und Morgens das lärmende Gebrüll der braunen Heulaffen vernehmen läßt.

Wir bestiegen ihn, indem wir den schmalen Weg durch das Gebüsch verfolgten, auf welchem die Maulthiere die Erze nach der Fabrik herabbringen. Nachdem wir uns eine kurze Strecke durch dicht verwachsene Waldung bergan gewunden hatten, standen wir plötzlich vor einigen gigantischen Felsen des Magneteisensteins, welche sich fast senkrecht auf vierzig und mehr Fuß Höhe erheben.

Die Urwälder, welche in den Niederungen üppiger und dichter stehen als in den höheren Gegenden, sind ungemein reich an den verschiedensten Holzarten. Wir sammelten in Begleitung eines Landbauers aus der Gegend in einem Tage einhundert und zwanzig Arten, unter denen sich eine verhältnißmäßig große Zahl von sehr harten, dauerhaften und zur Construction von Gebäuden und Schiffen tauglichen befanden. Merkwürdig war uns dabei die Leichtigkeit, mit welcher der Führer nach Ansicht des Stammes und der Rinde von jeder einzelnen Art nicht nur den im Lande üblichen Namen nannte, sondern auch den Gebrauch, die Blüthezeit und die Art der Früchte angab. Der Sertanejo von S Paul unterscheidet mehrere verwandte Formen von Lorbeerbäumen, die er zu einem ökonomischen Gebrauche fällen will, nach Vergleichung ihrer Blätter mit einer Sicherheit, die dem Botaniker Ehre machen würde. Eben so sehr zeichnet er sich durch genaue Kenntniß der Arzneipflanzen seines Landes aus; besonders aber haben die weiblichen Einwohner dieser Provinz den Ruf großer Geschicklichkeit in der Ausübung des ärztlichen Berufes. Fast in den meisten Häusern eignet sich eine oder die andere Frauensperson den Wirkungskreis der Curateira zu, der ihr auch durch keine wahren Aerzte oder Chirurgen streitig gemacht wird; denn zur Zeit, als wir die Capitanie von S. Paulo durchreisten, befand sich weder in der Hauptstadt noch auf dem Lande ein promovirter Arzt.

Nach Untersuchung der nächsten Umgebungen von Ypanema dehnten wir unsere Ausflüge in entferntere Gegenden aus. Vorzüglich wichtig schien uns ein Besuch des Fleckens Villa do Porto feliz am Rio Tieté, wo mancherlei Nachrichten über den Handel zwischen S. Paulo und Matto-Grosso, welcher von hier aus betrieben wird, einzuziehen waren. Man zählt von Ypanema fünf und eine halbe Legoa nach diesem Porto. Der Weg führt über hügelige Campos und durch niedrige Waldgegenden, in welchen wir kein einziges Haus antrafen, meistens gegen N. W.

Der Capitão môr, durch unsern gefälligen Wirth und Begleiter von unserer Ankunft unterrichtet, empfing uns mit großer Gastfreundschaft und zeigte uns bereitwillig die Merkwürdigkeiten des Ortes, welcher aus wenigen, auf der Anhöhe liegenden Hütten besteht. Der Rio Tieté, sonst Anhembi genannt, fließt auf der Westseite am Fuße des Fleckens. Seine Gewässer sind eben so häßlich dunkelbraun als in der Nähe von S. Paulo. Er hat hier durch den Zufluß mehrerer kleiner Flüsse und darunter des Rio dos Pinheiros, des Jundiahy und Capibari schon eine beträchtliche Wassermasse erhalten, die er in einer Breite von zwölf bis fünfzehn Klaftern zwischen bergigen, mit düsterer Waldung bedeckten Ufern nach Süden führt. Unmittelbar am Hafen, der nichts weiter als eine von Wald und Steinen gereinigte Bucht ist, und eben jetzt außer einigen aufs Trockene gezogenen Canots keine Spur von Handel und Geschäftigkeit darbietet, erhebt sich eine vierzig bis sechszig Fuß hohe Felsenwand, welche in der Lingua geral Arara-ita-guaba, d. i. Ort, wo die Arara Steine fressen, genannt wird und früherhin auch dem benachbarten Flecken denselben Namen gegeben hatte. Seine Oberfläche überzieht ein feiner, gelblich grauer, hie und da eingeknetete Sandsteintrümmer enthaltender Mergel, welcher auch an andern Orten wie z. B. auf dem Hügel des Fleckens selbst vorkommt, und ein weißes Salz, vermuthlich Alaun, auswittert. Man will bemerkt haben, daß nach Ende der Regenzeit die Araras und andere Vögel aus der ganzen Gegend hier zusammenkommen, und die salzige Efflorescenz des Gesteins mit dem Schnabel abschaben und auflecken. Wir konnten nicht Zeugen dieses sonderbaren Schauspiels seyn, vielmehr schien die ohnehin durch das düstere Gewässer des Flusses so traurige Gegend wie ausgestorben. Uebrigens ist das Lecken der Thiere an dem Boden in dem heißeren Theile Brasiliens, wo die Erdoberfläche in großen Strecken Salze, besonders Salpeter erzeugt, ein ganz gewöhnliche Erscheinung.

Von Porto Feliz aus haben die Paulisten ihre ersten Unternehmungen, das Innere der westlich liegenden Sertões auszuforschen, begonnen.

Der Capitão môr von Porto Feliz hatte in früheren Jahren selbst einige Reisen dahin unternommen und machte uns eine abschreckende Schilderung von den Mühseligkeiten und Gefahren, die man dabei zu bestehen habe. Die Fahrzeuge (Canoas), de-

ren man sich zu dieser Reise bedient, werden, wie die Einbäume, in den Seen des bayerischen Hochlandes aus einem einzigen Baumstamme der Iberóva oder Ximboúva gehauen, sie haben fünfzig bis sechszig Fuß Länge, fünf und einen halben Fuß Breite, drei bis vier Fuß Tiefe und können eine Last von vierhundert Arroben außer dem nöthigen Proviant führen. Größtentheils werden sie in den schönen Urwäldern am Rio Piracicaba, der sich eilf Meilen nordwestlich von Porto Feliz dem Tieté einverleibt, fabricirt. Sie sind gewöhnlich mit acht Personen bemannt, welche, da das schmale Fahrzeug keine Segel zuläßt, bloß mit kurzen Rudern und langen Stangen arbeiten. Die Fahrt auf dem Tieté ist wegen seiner außerordentlichen Krümmungen langsam, wegen der dichten Nebel, welche sich erst einige Stunden nach Sonnenaufgang erheben, ungesund, und wegen der bedeutenden Wasserfälle, die man passiren muß, mühevoll und gefährlich. Obgleich die Mündung des Tieté nur fünf und vierzig Legoas in gerader Linie von Porto Feliz entfernt seyn dürfte, so schlagen doch die Schiffer den Weg, welchen sie zu machen haben, auf hundert und dreißig Legoas an. Der Fluß ist voll heftiger Strömungen, Klippen und Wasserfällen, von denen dreizehn nur dann passirt werden können, wenn die Hälfte der Last ausgeschifft worden ist. Die Wasserfälle Avanhandávussú und Itapuré, letzterer nur sieben Legoas oberhalb der Einmündung des Tieté in den Paraná, sind noch viel gefährlicher; der Strom stürzt in beiden dreißig Schuh tief herab, und nöthigt daher, das Canot gänzlich auszuladen und zu Land weiter zu transportiren. Wenn die Reisenden in den Paraná gelangen, so führt sie dieser, dessen großer Wasserfall, Urubú-Punga, drei Meilen nördlicher liegt, sobald die gefährliche Strömung von Jupiá überstanden ist, ohne Gefahr abwärts bis zu der Einmündung des Rio pardo, die man gewöhnlich am fünften Tage erreicht. Der Paraná wälzt seine ungeheure Wassermasse in einem breiten Bette langsam und majestätisch dahin, und soll sogar hier schon fast eine halbe Legoa breit seyn. Die Schiffahrt auf demselben ist angenehm, jedoch gefährlich, wenn sich ein heftiger Wind erhebt, wodurch furchtbar hohe Wellen gegen die niedrigen Boote geworfen werden. Sein östliches Ufer ist gewöhnlich erhaben, das westliche niedrig, und beide sind vom weißem Sande und mit Waldungen bedeckt. Letztere hören auf, sobald die Reisenden diesen Hauptstrom verlassen und den Rio Pardo aufwärts fahren, der mit großem Ungestüme und starkem Falle, von zwei

und dreißig Wasserstürzen unterbrochen, durch ein weitläufiges, mit Grase bewachsenes Land herabkommt. Die Fahrt auf diesem Flusse ist äußerst mühselig, so daß die Expedition nicht selten zwei Monate braucht, um die achtzig Legoas seines Laufes zurückzulegen. In dem Hafen von Sangue-xuga werden die Boote ausgeladen und auf vierrädrigen Karren mittelst Stieren zwei und eine halbe Meile weit nach dem Hafen Camapuão hinübergeschleppt. Hier treffen die Reisenden die erste Niederlassung von Menschen in diesem Sertão an, in welcher sie die nöthigen Lebensmittel, als Mais, Speck, Bohnen und getrocknetes Salzfleisch, einhandeln können. Die Fazenda von Camapuão liegt etwa gerade auf der Hälfte dieser beschwerlichen und einsamen Reise, und ist oft ein Zufluchtsort für die Equipage, welche nicht selten insgesammt von den anhaltenden Strapazen und dem feuchten nebligen Klima der durchreisten Gegenden an bösartigen Wechselfiebern erkrankt. Die Regierung hat hieher auch ein Detaschement Soldaten gelegt, welches die Fazenda gegen die Einfälle der benachbarten Cajapós schützen und den Reisenden bei dem Transporte über den Isthmus Hülfe leisten soll. Von dieser Fazenda aus fährt man auf dem seichten Flüßchen Camapuão mit halber Last abwärts, bis man in den tieferen Rio Cochim kommt. Auf letzterem, welcher sich zwischen einem Bette von steilen Klippen und Felsen hindurchwindet, haben die Reisenden abermals zwei und zwanzig Strömungen und Fälle zu bestehen, von denen einige das gänzliche Ausladen des Bootes, andere die Erleichterung um die Hälfte nöthig machen. Aus dem Cochim gelangt man in den Tacoary, einen bedeutenden Fluß, der gewöhnlich siebenzig Klafter Breite und nur zwei Fälle hat, von denen der untere, Belliago, der letzte von den hundert und dreizehn ist, auf welche die Schiffer von Porto Feliz bis Cujabá stoßen. Dieser Fluß kommt unter beständigen Windungen zwischen anmuthigen Grasfluren in die Niederungen gegen den Paraguay hinab, und ergießt sich mit vielen Mündungen in diesen Hauptstrom. Früher wurde er sehr häufig von den amphibischen Payagoás-Indiern heimgesucht, die aus dem untern Paraguay heraufkamen, um die Reisenden zu überfallen. Um dergleichen Anfällen sicheren Widerstand zu leisten, pflegen daher alle Canoen, die die Reise gleichzeitig machen, in dem Hafen von Pouzo alegre sich zu versammeln, und solche unter der Leitung eines aus ihrer Mitte gewählten Admirals fortzusetzen. Alle Reisenden stimmen in dem Lobe dieser Gegen-

den zusammen, in welchen man durch eine Fülle neuer und merkwürdiger Gegenstände überrascht werden soll. Den Erzählungen zufolge sind die Inseln und Ufer des Flusses mit einer unzählbaren Menge von Vögeln bevölkert; die Masse der Fische, welche, aus dem Paraguay heraufkommend, den Fluß bewohnen, ist unglaublich; seltsame Formen von Palmen stehen am Ufer und wechseln mit einer lieblichen Vegetation aromatischer Gräser und Gebüsche ab. Noch fremdartiger und schöner wird die Scene geschildert, wenn die Reisenden in die Canäle zwischen den Pantanaës selbst gekommen sind; Tausende von Enten und Wasserhühnern erheben sich vor den Schiffenden in die Luft; ungeheure Störche ziehen durch die unübersehbaren Sümpfe und theilen die Herrschaft über das Gewässer mit den furchtbaren Crocodilen; stundenlang fährt man zwischen dichten Feldern von Reis, der sich hier von selbst angebaut hat, dahin, und wird so in dieser einsamen, nur selten durch ein Canot fischender Guaycurús belebten Gegend gleichsam an europäische Pflanzung und Cultur erinnert. Der Wechsel und die Großartigkeit der Umgebung verkündigen die Nähe eines großen Stromes, und nach vier bis fünf Tagereisen erreichen die Schiffenden den Paraguay, welcher hier selbst in der trockenen Jahreszeit die Breite von fast einer Seemeile hat, während der Regen aber die Pantanaës überfluthet und zu einem ausgedehnten Landsee von mehr als hundert Quadratmeilen anschwellt. Die Schiffahrt ist hier, obgleich stromaufwärts, dennoch leicht, und meistentheils wird der Weg bis zur Einmündung des Rio de S. Lourenzo oder dos Porrudos in acht Tagen zurückgelegt; von ihm gelangt man endlich in den Rio Cujabá, auf welchem man bis zur Villa de Cujabá in zehn Tagen hinauffährt. Die ganze Reise dauert vier bis fünf Monate. Uebrigens ist die Villa de Cujabá, welche wegen ihres gesünderen Klima die Villa bella, jetzt Cidade de Matto-Grosso, an Volksmenge und Wohlhabenheit übertrifft, und vom Gouverneur für die Hälfte des Jahres zur Residenz gewählt wird, der Hauptort der Provinz für den Handel zu Lande sowohl als auf den Flüssen.

Die Indierhorden, welche anfänglich die Reisenden auf den Strömen überfielen, haben sich nun meistentheils in entferntere Gegenden zurückgezogen, oder friedlichere Gesinnungen angenommen und kommen nur von Zeit zu Zeit an den Fluß, um mit den Vorüberschiffenden Handel zu treiben. Sie bieten gegen die

europäischen Tauschartikel Honig, Wachs, Copal und die Früchte mehrerer Palmenarten an. Die Cayapós, auch Caipós sind die mächtigste Nation in der Provinz von Goyaz. Sie haben die Einöden zwischen dem westlichen Ufer des Paraná und dem Paraguay und um die Quellen und höheren Confluenten des Araguaya inne, und dehnen bisweilen ihre Wanderungen noch weiter nach Norden und Süden aus. Die Guaycurús oder Quaicurús bewohnen die größtentheils offenen und mit Gras bedeckten Ebenen an beiden Ufern des Paraguay. Sie machen die zahlreichste und mächtigste Nation in Matto-Grosso aus, und sind allen ihren Nachbarn furchtbar. Ihre häufigen Kriege haben vorzüglich die Gefangennehmung der Feinde zum Zwecke, die sie als Sclaven mit sich fortführen und in harter Knechtschaft erhalten. Vielleicht findet man bey keinem Stamme der südamerikanischen Indier die Verhältnisse der Sclaverei so sehr ausgesprochen als bei ihnen. Gefangenschaft und Geburt sind die beiden Ursachen, welche zur Sclaverei verurtheilen. Beides bedingt einen gewissen Kastenunterschied, den sie mit großer Strenge unterhalten. Der Sclave oder dessen Abkömmling kann niemals ein Ehebündniß mit einem Freien eingehen, weil er es durch diese Vereinigung entbehren würde. Er ist zu häuslichen Verrichtungen verurtheilt, und darf an den Kriegen der Herren nicht Theil nehmen. Es soll bei den Guaycurús keine Mittel geben, durch welche die Sclaven derselben zur Freiheit zurückkehren können. Das große Uebergewicht dieser Nation über ihre meisten Nachbarn hat viele der letzten vermocht, sich freiwillig in die Leibeigenschaft derselben zu begeben. So findet man bei ihnen Indier von den Nationen der Goaxis, Guanás, Guatós, Gayvábas, Bororós, Doroás, Cayapós, Xiquitós und Xamococós, denn mit allen Stämmen sind sie in beständigem Zwist und besiegen sie fast immer, weil ihnen auch der Besitz der Pferde eine große Uebermacht verleiht. Früher erstreckten sich ihre Menschenräubereien nur auf die Jugend ihrer Feinde, indem sie alle Erwachsenen niedermetzelten, nun aber mildern sich ihre Sitten in dieser Beziehung. Cannibalismus jedoch war ihnen stets fremd, und der größte Theil des Stammes, welcher längs dem östlichen Ufer des Paraguay wohnt, ist seit dem Jahre 1791 Bundsgenosse der Portugiesen, um deren Freundschaft er sich durch eine Gesandtschaft bewarb, und die ihm auch durch schriftliche Verträge zugesichert wurde. Doch gilt dieses nicht von der ganzen Nation, denn diejenigen der Guaycurús-Indier, welche die weitläufigen unbekann-

ten Länder westlich von diesem Fluß inne haben, stehen in gar keinem Verkehr mit den Portugiesen. Man unterscheidet unter den wilden Guaycurús mehrere Zünfte, als die Lingoás, die Campás und die Xiriquanhos, von welchen letzteren sogar die Spanier der Provinz S. Cruz de la Sierra bisweilen feindlich heimgesucht werden. Sie bedienen sich des Bogens und der Pfeile, einer Keule von zwei bis drey Fuß Länge und einer Lanze von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge, welche sie mit einer eisernen Spitze bewaffnen. Ihre Heerzüge unternehmen sie fast immer zu Pferde, welches sie statt des Zaumes mit einer einfachen, aus den Fäden von Ananasblättern bereiteten Schnur leiten. Sie tragen eine Binde um den Leib, welche ihnen auf der rechten Seite die Keule, auf der linken das Waldmesser festhält, und durch deren feste Zusammengürtung sie sich, wie viele andere Indierstämme, gegen die Sensation des Hungers, der bei solchen Zügen nicht selten eintritt, verwahren. Das Pferd leiten sie mit der linken Hand und in der rechten führen sie Bogen und Pfeil oder die Lanze. In ihren Kriegen mit anderen Indiern und mit den Paulisten, die ihnen zu Lande begegnen, sollen sie die Gewohnheit gehabt haben, große Heerden von wilden Pferden und Ochsen zusammenzutreiben und auf die Feinde zu jagen, durch welchen Angriff diese in Unordnung gebracht, ihnen selbst weniger Widerstand leisten konnten. Der Gebrauch der Pferde ist bei diesen Indianern so alt, als die Europäer mit ihnen bekannt sind. Des beständigen Umgangs mit Pferden ungeachtet sind sie doch nicht sehr gute Reiter und wagen die wilden Thiere nur im Wasser zu zähmen und abzurichten, wo sie von den Bewegungen derselben und vom Falle weniger zu fürchten haben. Jagd, Fischerei und das Aufsuchen der Früchte im Walde ist neben dem Kriege die Hauptbeschäftigung der Männer. Die Weiber übernehmen die Bereitung der Farinha aus den Wurzeln der Mandioccapflanzen, welche die in Aldeas wohnenden selbst zu bauen angefangen haben, und die Verfertigung von Baumwollenzeugen, Töpfergeschirr und anderem Hausgeräthe. Ihre Flechtarbeit aus Fäden, welche sie besonders von einigen Arten von Palmen bereiten, soll an Zierlichkeit und Stärke die der meisten Indianer übertreffen. Wahrscheinlich in Folge der europäischen Cultur, welche auch auf diesen Stamm schon mannichfaltigen Einfluß gehabt, gehen die Weiber mit einer Schürze und einem großen viereckigen Stück gestreiften Baumwollenzeuges, welches sie als Mantel um sich werfen, gekleidet. Die Männer dagegen sind ganz nackt, die oben genannte schmale Binde um die

Lenden von gefärbter Baumwolle, die oft mit Glasperlen geziert ist, ausgenommen. Gesicht, oft auch Hals und Brust der erwachsenen Guaycurús sind mit rautenförmigen Tatouirungen verunstaltet; in der Unterlippe tragen sie ein mehrere Zoll langes Stück Rohr. Die Haare an der Schläfegegend und von da rings um den Kopf pflegen sie sich wie die Franciscaner abzuscheeren. Auch bei ihnen stehen Payés, welche man bei allen brasilianischen Indier-Stämmen findet, und die sich in ihrer Sprache Uünägenetó nennen, in großem Ansehen. Letztere sind Aerzte, Wahrsager und Beschwörer des bösen Principes, das sie mit dem Worte Naninigogigó bezeichnen. Ihre Curen der Kranken sind sehr einfach, und bestehen größtentheils im Anrauchen oder im Aussaugen der schmerzhaften Theile, worauf der Payé den Speichel in eine Grube spuckt, gleichsam als wolle er das ausgesogene böse Princip der Erde wiedergeben und in ihr begraben. Unter andern weichen die Guaycurús darin von den meisten Indiern des südlichen Americas ab, daß sie ihre Todten nicht einzeln an dem Wohnplatze eines Jeden, sondern an gemeinschaftlichen Grabstätten beerdigen. Die Nachrichten von der Zahl dieses Volksstammes sind größtentheils übertrieben. Es ist gewiß, daß gegenwärtig ihre ganze Nation nicht mehr als höchstens zwölftausend Köpfe zählt.

Auf dem Heimwege von Porto Feliz nach Ypanema fanden wir einen sumpfigen Waldgrund, ganz dicht mit Canna indica bewachsen, eine angenehme Entdeckung, weil sie uns allen Zweifel über das ursprüngliche Vaterland dieser so allgemein verbreiteten Zierpflanze benahm. In allen diesen niedrigen Waldungen bemerkt man häufig eine schöne schwarze Krähe mit purpurrothem Halse und drei Arten himmelblau und weiß gefärbter Elstern; dagegen werden die Papageien, so wie die Affen in dieser Breite seltener, was besonders in der verhältnißmäßig geringeren Wärme des Klimas seinen Grund haben mag. Von den Gegenden am Rio Ypanema aus erstrecken sich die Grasfluren, nur durch wenige Waldung unterbrochen, südlich bis nach Curitiba und in die Capitanie v. S. Pedro, welche ebenfalls ähnliche Verhältnisse des Bodens, der Erhebung über das Meer und der Vegetation darbietet, und zu einer gleichen ökonomischen Benützung auffordert. In diesem ganzen ausgedehnten Theile Südamerica's befolgt man daher im Allgemeinen dasselbe System der Landwirthschaft, welches Azara als in den Pampas von Buenos-Ayres üblich geschildert hat.

Viehzucht ist die wichtigste Beschäftigung der Einwohner. Jeder Fazendeiro besitzt nach der Ausdehnung seiner Fazenda mehrere hundert bis zweitausend, ja bis vierzigtausend Stücke Rindvieh, welche alle frei auf der Weide herumlaufen. Auf ein Besitzthum von zwei Quadratmeilen guter Weide rechnet man gewöhnlich drei- bis viertausend Stücke. Außer jener Anzahl von wildem Rindviehe hält der Fazendeiro noch so viele gezähmte Zugstiere und Kühe, als er zu Lastfuhren und zur Erhaltung der nöthigen Milch, die zum Theile zu Käse verwendet wird, braucht. Die Pflege der wilden Heerde verlangt nur wenige Geschäfte; sie bestehen in dem Aufbrennen des Zeichens des Besitzers (Ferrar), dem Verschneiden der Stiere und dem Einfangen der zum Schlachten bestimmten Thiere. Vier oder sechs Knechte (Piões) unter der Leitung eines Oberhirten (Vacqueiro) verrichten alle diese Dienste; sie halten die Heerden ab, damit sie sich aus dem Revier nicht verlaufen, und beschützen sie gegen Angriffe der Onzen, Wölfe und wilden Hunde. Diese Leute sind fast immer zu Pferde, da ihr Dienst sie zwingt, oft in einem Tage mehr als zwanzig Meilen zurückzulegen. Jedes Jahr treibt man die gesammte Heerde einige Male in einen hochgelegenen, bisweilen eingehegten Platz zusammen. Bei dieser Gelegenheit wird den einjährigen Thieren, deren man bei einem Viehstande von fünf- bis sechstausend jährlich eintausend rechnet, die Marke des Eigenthümers am Hinterschenkel eingebrannt, die zweijährigen werden auf eine ziemlich rohe und gewaltsame Weise verschnitten, und die vier- und mehrjährigen zum Schlachten auserlesen. Das Einfangen der letzteren, eine mühselige und oft gefährliche Arbeit, geschieht, wie in den Pampas von Buenos-Ayres, mittelst langer lederner Schlingen, welche die Piões mit unglaublicher Geschicklichkeit handhaben. Das zahme Rindvieh wird in der Nähe der Fazenda gehalten, bei Tage frei auf die Weide gelassen, und nur während der Nacht in eine Verzäunung (Curral) eingesperrt. Man zieht das Fleisch des zahmen Viehes, welches wegen seiner ungestörten und ruhigeren Lebensart schneller und bei wenigem Futter fetter wird, dem des wilden vor. Die Milch desselben ist bei der Güte der Weide vortrefflich; eine Kuh liefert aber nur ein Drittheil der Quantität, welche gute europäische Milchkühe geben. Die Haut ist immer der kostbarste Theil des Schlachtviehes; sie wird abgezogen, am Boden mittelst kurzer Pflöcke ausgespannt, gelinde eingesalzen und an der Sonne getrocknet. Das Fleisch in dünne Streifen zerschnitten, mit Salz eingerieben und an der Luft getrocknet,

ist ein wichtiger Handelsartikel in den Häfen von S. Paul und Rio grande do Sul nach den Städten im Norden, vorzüglich nach Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco und Maranhão, wo es unter dem Namen der Carne seca do Sertão, Passoca oder Carne charqueda einen wesentlichen Theil der Nahrung aller Brasilianer, besonders der Negersclaven, ausmacht.

Neben der Rindviehzucht beschäftigt auch die von Pferden und Maulthieren mehrere Landwirthe in der Capitanie von S. Paulo, wird jedoch in Rio grande do Sul bei weitem mehr ins Große getrieben; denn man darf annehmen, daß von dort jährlich vierzig- bis fünfzigtausend Pferde und Maulthiere nach dem Norden von Brasilien ausgeführt werden. Die Pferde von S. Paulo sind von mittlerer Größe, schlankem Bau, erlangen, wenn sie mit Sorgfalt gepflegt werden, eine feine und angenehme Haltung, und werden vortreffliche Renner. Während unserer Anwesenheit kam ein Pferdehändler aus Curitiba nach Ypanema, aus dessen Heerde täglich mehrere Pferde gefangen und nach Landessitte gezähmt wurden. Gewöhnlich laufen zwanzig bis dreißig solcher ungezähmter Thiere zusammen, und trennen sich fast nie von einander. Es dauerte einige Stunden, bis die Piões einen Rudel in einen Winkel treiben und mittelst Schlingen einige aus den übrigen Haufen herausfangen konnten. Die gefangenen Thiere suchten nun, bald zitternd vor Furcht, bald voll brausender Wuth, durch die seltsamsten Verdrehungen und die ausgelassensten Sprünge gegen die Bereiter sich zu vertheidigen. Gelingt es diesen endlich, ein Thier bei den Ohren und Lippen mit Zangen festzuhalten, ihm einen Kappzaum anzulegen, und ihm auf den Rücken statt des Sattels ein Schafffell zu befestigen, so schwingt sich Einer der Piões hinauf und sucht die Halsstarrigkeit des Pferdes durch die Knute zu bezwingen. Nach vielen widerspenstigen Bewegungen und Sprüngen wird das Thier so weit gebracht, daß es mit seinem Reiter wie im Koller davon rennt, und erst nach einem langen Laufe ermüdet der Gewalt des Zaumes einigermaßen gehorcht. Nach dieser Demüthigung bleibt es traurig mit gehängtem Kopfe stehen, wobei alle übrige sich von ihm absondern. Am folgenden Tage wird dasselbe Manöver wiederholt; nach wenigen ähnlichen ist das Pferd gezähmt und zum Reiten tauglich. Die gemeinen Paulisten und vorzüglich die Piões bedienen sich eines sehr kleinen flachen Sattels von Holz, der oft nicht einmal mit Leder überzogen ist (Sellina); ihre Steigbiegel sind so klein, daß

sie nur die große Zehe aufnehmen können. Die Spornen werden an der nackten Ferse befestigt. Ueberdies besteht die Kleidung des Piâo aus einer kurzen Jacke (Gibâo), engen Beinkleidern (Perneiras) und einem tellerförmigen, mit einem Riemen am Halse befestigten Hut, sämmtlich von braunem Leder aus Hirsch- oder Capivarahäuten, und schützt ihn sehr zweckmäßig gegen die Dornenhecken, welche er bei Verfolgung der Thiere durchbrechen muß. Die Pferde werden eben so wie das Rindvieh von Zeit zu Zeit zusammengetrieben, theils um den Pächtern der Zehnten den jährlichen Zuwachs der Heerde darzuthun, theils um die Thiere im ersten Jahre mit der Marke des Besitzers zu bezeichnen, und die im zweiten zu verschneiden. Die wilden Pferde sind am häufigsten von brauner, am seltensten von weißer oder getigerter Farbe, und verrathen im Allgemeinen durch den unverhältnißmäßig kleinen und dicken Kopf und durch die mittelmäßige Statur ihre außereuropäische Abart. Die körperliche Beschaffenheit der Maulthiere ist hier zu Lande schöner als die der Pferde; gewöhnlich kommen sie an Größe unseren europäischen Pferden gleich; von Farbe sind sie schwarz, braun, fahl oder auch zebraartig gebändert. Sie haben besonders auf langen Reisen den Vorzug vor den Pferden, weil sie Hunger und Durst leichter erdulden, und größere Lasten, im Durchschnitte acht Arroben, mit mehr Sicherheit tragen.

Die Mandioccawurzel gedeiht in dem schweren, thonigen und kältern Boden der mit Waldung bedeckten Niederung nicht vorzüglich gut, und fault leicht; der Mais dagegen trägt fast überall reichlich große und mehlreiche Körner. Eine Frucht, der das Erdreich und Klima hier besonders zusagen, ist die Ananas; sie stehen oft wild in ausgedehnten Strecken beisammen, und erlangen in eigenen Anpflanzungen zunächst den Fazendas eine ausgezeichnete Größe und einen vortrefflichen Geschmack. Häufig werden sie frisch oder in Zucker eingemacht als Nachtisch auf die Tafel gesetzt, und sogar ein sehr angenehmer und gesunder Wein aus ihnen bereitet. Auch aus den Früchten der Jabuticaba, welche aus den Wäldern am Tieté und am Paraiba in die Gärten der Ansiedler verpflanzt wurde, und unter die besten Früchte des Landes gehört, wird ein angenehmer leichter Wein gekeltert. Unser Wirth rühmte sich in der Kunst sehr erfahren zu seyn, americanischen Wein zu machen, auch ward das Mahl gewöhnlich unter dem Klange mit vaterländischem Sect gefüllter Becher beschlossen.

Außer allen Gliedern der patriarchalisch-glücklichen Familie des Hauses nahm an dem Mahle auch jeder Nachbar oder befreundete Fremde Theil, den sein Weg vorbeiführte. Auf der Tafel erschienen einfache, aber reichliche Schüsseln mit gesottenem Rind- oder Schweinefleisch, ein Braten von der Paca, Cutia, dem Tajassú oder Tatú, welchen die Söhne des Hauses aus den Wäldern heimgebracht hatten, hierauf die beliebte Canjica, endlich eine Menge in Zucker eingemachte Früchte, die in Europa Gegenstand des höchsten Luxus gewesen wären. In der frohen Gesellschaft erhob sich zuletzt nicht selten ein Gast, um durch einige Verse aus dem Stegreif Jemanden, besonders den Frauen ein Compliment zu machen, und die ganze Gesellschaft ergoß sich dann, ohne Metrum und Assonanz zu prüfen, in das Lob des Dichters wie derer, die er durch seine zierliche Anrede gefeiert hatte.

Die Witterung war während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes in Ypanema günstiger für unsere Beschäftigungen, als wir es erwarten durften. Zwar regnete es fast an jeden Tag, jedoch hielt der Regenguß nur wenige Minuten mit Heftigkeit an. Die Luft war auffallend trockener als in S. Paulo. Diese Erscheinung erklärten wir zum Theile durch den herrschenden Landwind, welcher sich an der nach Landessitte vor dem Hause errichteten Signalfahne als S. W. zeigte. Einige Tage waren auch sehr schwül, besonders diejenigen, wo es erst Abends beim Donnerwetter zu regnen anfing. Die Pflanzenwelt begann, durch Regen verjüngt, allmälig hervorzutreten, besonders fingen die Bäume der Campos an, sich mit Blumen zu bedecken. Von Thieren war in dieser Jahrszeit verhältnißmäßig noch wenig zu finden. Von Affen sahen wir nur den braunen Brüllaffen, außerdem von Säugethieren die Capivara, das Aguti, das kleine Tajassú, den Papanel und das Waldreh; von Vögeln fast gar keine Papagien, aber großschnablige Tukane und mehrere Arten von rothhalsigen und blauen Raben, von Insecten besonders viele große Dungkäfer, die tief unter der Erde leben. Von hier aus nach Norden fortschreitend, drang sich uns die Bemerkung auf, daß die Mannichfaltigkeit im Thier- wie im Pflanzenreiche gegen den Aequator hin zunehme. Bevor wir aber von hier abreisten, sendeten wir alles, was bis jetzt an Naturalien gesammelt war, in Kisten über S. Paulo und Santos nach Rio de Janeiro, und verließen am 10. Januar 1818 das schön gelegene Ypanema, unseren gastfreien Wirth und die schwedischen Landsleute.

Reise von S. João Ypanema nach Villa Rica.

Der Plan unserer weiteren Reise ging dahin, Villa Rica mit Ausgang der Regenzeit zu erreichen und dann während der trockenen Jahreszeit den Sertão von Minas Geraës zu durchstreifen. Der Weg führt zunächst nach Ytú; wir besuchten aber vorher nochmals die Villa de Sorocaba, wo der Capitão mór ein Haus für uns schon in Bereitschaft gesetzt hatte, weil er hoffte, daß wir auch hier einige Wochen mit Ausübung ärztlicher Praxis hinbringen würden. Wir konnten jedoch seine Einladung nicht annehmen, obgleich unsere Gegenwart dem Orte jetzt um so wichtiger war, als der einzige Chirurg krank darnieder lag. Man führte uns zu diesem Patienten; er war ein Mulatte, ein düsterer Hypochondrist, der durch wenige magnetische Manipulationen in allgemeine krampfhafte Zuckungen und darauf in Schlaf versetzt wurde. Wir beschäftigten uns sogleich mit dem Ankaufe der noch mangelnden Maulthiere.

Die Villa de Ytú, der Hauptort der Comarca gleichen Namens und Sitz eines Ouvidors, den wir schon in Ypanema kennen gelernt hatten, liegt am Fuße einer hügeligen und freundlichen Gegend, und hat mehrere Reihen kleiner, regelmäßig gebauter Häuser.

Von Ytú geht man nordwestlich längs schönen dichten Wäldern hin und erfreut sich einer angenehmen Aussicht in das Thal des Tieté, welches schon ganz von Urwaldung gereinigt und mit Zuckerrohr, Bohnen, Mais u. s. w. bepflanzt ist. Auch der Weinstock geräth hier. Wir passirten eine Viertelstunde von Ytú auf einer hölzernen Brücke den Tieté, der nicht viel weiter abwärts seinen ersten bedeutenden Fall macht. Darauf erhob sich der Weg in das Gebirge. Große losgerissene und vom Wasser abgerundete Felsenmassen lagen am Wege und durch den Wald zerstreut. Je höher wir stiegen, desto unfreundlicher und düsterer ward die Gegend. Wir befanden uns eben in dem wildesten und

einsamsten Theile des Gebirges, als mehrere Gewitter hereinbrachen, welche der Wind mit solchem Ungestüm zusammentrieb, daß sie einem schauervollen Sturme glichen. Durchnäßt und ermattet erreichten wir mit Einbruch der Nacht einige armselige Hütten, Jacaré genannt, mitten auf einer wilden, bebuschten Ebene. Mit der Menschenleerheit und Wildheit der Gegend schienen sich auch die Beschwerlichkeiten der Reise zu vermehren. Am andern Morgen fand sich, daß mehrere Lastthiere, obgleich sie mit Schlingen an einander gebunden worden waren, sich von der Weide verlaufen hatten; als man sie endlich entdeckte, fehlte der Arieiro, welchen wir von Rio de Janeiro mitgenommen hatten. Er hatte sich, der Beschwerlichkeiten einer solchen Reise müde, davon geschlichen, und was er von Werth finden konnte, mit sich genommen. In dieser mißlichen Lage blieb uns nichts übrig, als die nöthigsten Arbeiten der Tropeiros selbst zu übernehmen und in Begleitung der übrigen Treiber weiter zu gehen. Nach fünf Legoas Weges gelangten wir zu den Flecken Jundiahy, durchnäßt vom Regen, der während unseres Zuges durch das waldige Gebirge gar nicht aufgehört hatte.

Die Villa de Jundiahy, ein kleines Oertchen auf einem niedrigen Hügel, ist nur durch ihre für den Binnenhandel günstige Lage von Wichtigkeit.

Der Thätigkeit des Capitão môr von Jundiahy verdankten wir die Auffindung eines neuen Arieiro, der die Tragsättel sogleich ausbesserte, und uns noch am Abende des folgenden Tages auf der Straße nach Minas zwei Legoas vorwärts führte. Der Weg erhebt sich aus einer sumpfigen, mit dichtem Gebüsche besetzten Gegend allmälig aufwärts. Weiter gegen Norden gelangt man auf eine ausgedehnte Gebirgsebene. Nahe an dem ärmlichen Flecken S. João de Atibaya erweitert sich die Gegend.

Nach zwei kurzen Tagreisen von Atibaya erreichten wir die Grenze der Capitanie von S. Paul, auf welcher am Fuße des Gebirges ein Zollhaus (Registo) errichtet ist, wo die Pässe der Reisenden visirt, die königlichen Eingangszölle von Waaren und Sclaven erhoben, und gegen den Unterschleif mit Goldstaub und Diamanten Wachen gehalten werden. Man begegnete uns hier sehr artig und erbot sich, die Empfehlung der Portaria berücksichtigend, zu jedem Dienste. Wie überall in Brasilien pflegt

man auch hier die Pässe der Reisenden nicht zu visiren, wenn sie, wie die unsrigen einen Specialbefehl des Königs enthalten, eine dem Reisenden vortheilhafte Gewohnheit, weil sie ihm die Wahl und die beliebige Abänderung der Reiseroute gestattet. Nachdem wir den Morro grande auf einem gefährlichen Wege passirt hatten, kamen wir in einem Flurgrunde am Fuße der Fortsetzung des Lopo-Gebirges, welches sich hier in vier Hügeln malerisch erhebt, auf die erste Ortschaft von Minas Geraës, das Arrayal de Camanducaya. Die wenigen Bewohner eilten uns sogleich entgegen, begnügten sich aber, uns anzugaffen und durch unnütze Fragen die Zeit zu rauben. In dem großen Rancho, welchen wir hier zuerst, nach der Landessitte von Minas, antrafen, glaubten wir von den Strapazen der Reise ausruhen zu können, fanden uns aber sehr getäuscht, indem wir, eben im Begriffe uns der nächtlichen Ruhe zu überlassen, von einer so ungeheuren Anzahl von Flöhen überfallen wurden, daß sie in Europa als eine Naturmerkwürdigkeit angesehen worden wären.

Nördlich von Camanducaya gelangten wir über Rosetta und Campiuh von neuem zwischen abgerissene Gebirgsreihen. Die häufigen Waldbäche waren weit aus ihren Ufern getreten, die Straße von ihnen ausgewühlt, die Brücken weggerissen, die Niederungen nicht selten in schnell entstandene Seen verwandelt. Wer niemals außer Europa ähnliche Kämpfe mit Wetter und Wegen und dabei die Sorge für den Transport wichtiger Gegenstände zu bestehen hatte, kann sich schwerlich einen Begriff von den Strapazen einer solchen Reise machen. Vom Morgen bis zum Abend Strömen von Regen ausgesetzt, mußten wir die Leitung des Truppes, der in den grundlosen Wegen kaum fortkommen konnte, zu unserem einzigen Geschäfte machen; die ausgetretenen Waldströme, welche sich unserem Marsch entgegensetzten, mußten durchwadet oder durchschwommen werden. Fanden wir endlich am Abend einen offenen Hangard oder eine baufällige Hütte, so mußte der größte Theil der Nacht dazu verwendet werden, die durchnäßten Kleider zu trocknen, die Sammlungen aus den Kisten hervorzuziehen und von neuem der Luft auszusetzen. Oft war uns selbst die behagliche Ruhe am Feuer nicht vergönnt, denn das durchnäßte Holz verbreitete mehr Rauch als Flamme. Nur wenige armselige Hütten, meistens von Mulatten bewohnt, trafen wir in dieser düsteren Wildniß, und außer etwas Milch und schwarzen Bohnen war an keine weitere Nahrung zu denken.

Für die Einwohner der Gegend jedoch schien gerade in dieser ungünstigen Witterung, vor deren Eintritte immer schon die Aussaat oder Anpflanzung vorgenommen worden, und durch welche sie auch von Verrichtungen außer dem Hause, von Jagd und Reisen abgehalten sind, eine Aufforderung zu häuslichen Festen zu liegen. Der Brasilianer ist von lebendiger und genußliebender Gemüthsart. Fast überall, wo wir am Abende anlangten, schallte uns der schwirrende Ton der Guitarre (Viola) entgegen, zu dessen Begleitung man sang oder tanzte. In Estiva, einem einsamen Meierhofe, mit herrlichen weiten Campos und in der Ferne ringsum mit frei stehenden Gebirgen umgeben, waren die Bewohner im Tanze der Baducca begriffen; kaum hatten sie die Ankunft fremder Reisenden vernommen, so luden sie uns ein, Zeuge ihres Festes zu seyn. Die Baducca wird von einem einzigen Tänzer und einer Tänzerin aufgeführt, welche unter Schnalzen mit dem Daumen, bald gegen einander, bald von einander tanzen. Den Hauptreiz dieses Tanzes machen für die Brasilianer Rotationen aus, in denen sie es fast so weit bringen, als die ostindischen Gaukler. Er dauert, unter den monotonen Accorden der Guitarre, oft mehrere Stunden lang ununterbrochen oder nur mit improvisirtem Gesang oder mit Volksliedern, deren Inhalt seiner Rohheit entspricht, abwechselnd fort. Bisweilen erscheinen auch die Tänzer in weiblicher Kleidung. Er scheint äthiopischen Ursprungs und von Negersclaven nach Brasilien verpflanzt zu seyn, wo er, wie viele andere Gewohnheiten der letzteren, Wurzel gefaßt hat.

Unter anhaltendem Regen und in dichte Nebel gehüllt konnten wir am folgenden Tage nur vier Legoas auf der grundlosen Straße zurücklegen, und mußten uns glücklich schätzen, mit Einbruch der Nacht einen verlassenen Weiler zu beziehen, von dem wir nach Vertreibung der Fledermäuse Besitz nahmen. Weiter vorwärts zu gehen hielt unser Führer für gefährlich, weil der Fluß Mandú durch den Regen so sehr angeschwollen war, daß seine Passage nur bei Tage bewerkstelligt werden konnte. Die Umgebung unseres Nachtquartiers zeigte, obgleich verwildert, noch Spuren eines ehemaligen Anbaues. Als wir am folgenden Morgen über mehrere angeschwollene Waldbäche in das Thal des Rio Mandú herabkamen, fanden wir den sonst beträchtlichen Fluß über eine Viertelstunde breit aus seinen Ufern getreten, und ganze

Bäume und Inseln von Gesträuchen in seinen trüben Gewässern fortwälzend. Nach langwierigem Rufen erschien endlich ein kleiner, von zwei Mulatten geführter Nachen, der nicht den sechsten Theil unserer Bagage aufnehmen konnte. Wir selbst ritten mit großer Gefahr noch eine Viertelstunde durch die überschwemmten und nicht selten durchlöcherten Wiesen und ließen die Lastthiere so lange uns nachtreiben, bis wir an der aus dem Wasser hervorragenden Stelle anlangten, bei welcher uns jenes Boot erwartete, und wo sowohl Menschen als Gepäck nach und nach eingeschifft werden sollten. Die Lastthiere wurden nun alle an einem langen Stricke hintereinander befestigt in dem Fluß getrieben, und folgten schwimmend dem Nachen, dessen Führer sie durch anhaltendes Zurufen aufzumuntern suchten. Glücklich gelangte Alles ans andere Ufer, und wir hatten bald auch die Beruhigung, die Bagage unbeschadet nach und nach ankommen zu sehen. Wir wünschen uns jetzt um so mehr Glück, der Gefahr entronnen zu seyn, da wir gleich bei unserer Ankunft erfuhren, daß gestern ein übersetzender Trupp einige Thiere verloren habe.

Das Dorf Mandú, in einer niedrigen und größtentheils mit Wald bedeckten Gegend, war vor fünf und zwanzig Jahren von einem Capitão angelegt worden, weil der Ort für den Handel von Taubaté und Quarantinguetá nach Minas günstig liegt. Nördlich von Mandú hatten wir am folgenden Tage ähnliche Passagen zu bestehen, die der Austritt des Rio Servo verursachte. Die waldigen Gründe waren vier bis sechs Fuß unter Wasser gesetzt, und der gleichfalls überschwemmte Weg zu tiefen Löchern ausgehöhlt. Da jedes Thier einzeln hindurch geführt werden mußte, so konnten wir an diesem Tage nicht mehr als drei Legoas bis zu dem anmuthigen Hügel, auf welchem der Ort S. Vincente mit einigen Häusern liegt, zurücklegen. Von jetzt an stellte sich eine andere Plage ein, nämlich die der Carabatos (Acarus), eines ekelhaften, plattgedrückten, bräunlichen Insectes mit spitzigem Saugrüssel, von dem es mehrere Arten, ganz kleine von der Größe einer Nadelspitze und größere giebt; letztere erhalten beim Saugen an Pferden und Hornvieh öfters die Größe einer halben Hasselnuß. Gewöhnlich hängen sie unsichtbar zu Tausenden an Gräsern, und theilen sich beim leisesten Berühren dem Reisenden mit, welcher alsbald durch das heftigste Jucken fast in Verzweiflung geräth.

Nördlich von Rio Servo und etwa zwei Meilen von Mandú entfernt, zeigten sich die ersten Spuren der Goldwäscherei.

Bei S. Anna de Sapucahy, zwei Legoas nördlich von S. Vicente, fanden wir die Goldwäschereien (Lavras) schon von bedeutenderem Umfange. Von Ferne glichen sie künstlich aufgeworfenen Verschanzungen. An terrassenförmigen Abhängen waren nämlich mehrere Fuß tiefe und breite Gräben gezogen, durch welche das Regenwasser in die eröffneten Flanken des rothen Lehms geleitet wurde. Der ausgeschlemmte Lehm war hie und da in hohe Haufen zusammengeführt, oder überdeckte in weiten, künstlich gefurchten Flächen und Abhängen das Land. Das Ganze stellt ein trauriges Bild wilder Zerstörung dar, wobei auch selbst der Straßen nicht geschont ist, und die Betrachtung desselben fällt dem Reisenden um so schmerzlicher, als ihm an dem ersten Orte, wo er Gold gewinnen sieht, statt des baaren Metalls Papiergeld und alles Elend, was davon stammt, entgegenkommt.

Der Fluß Sapucahy, welcher diese Gegenden durchströmt, ehe er sich mit Rio Grande vereinigt, stellte gegen Abend unserem Zuge unüberwindliche Hindernisse entgegen; an mehreren Puncten, wo wir ihn, da die Brücke abgerissen war, durchsetzen wollten, zeigte er sich so tief und so reißend, daß wir nur mit harter Mühe das erste Lastthier, welches hineingetrieben wurde, retten konnten. Wir standen daher von unserem Vorhaben ab, heute noch die jenseitige Fazenda zu erreichen, und lagerten uns auf freiem Felde in einem von niedriger Waldung eingeschlossenen Thale. Ein feiner, feuchter Nebel, welcher die ganze Nacht hindurch fiel und beständig unsere Feuer zu verlöschen drohte, machte uns vor Frost erstarren. Diese Unannehmlichkeiten wurden am Morgen noch dadurch vermehrt, daß wir unseren Negersclaven vermißten. Die mühevolle Reise durch größtentheils überschwemmte Länder hatte Mißvergnügen in dem jungen Schwarzen erregt, der unsere humane Behandlung nicht zu schätzen wußte, und die erste günstige Nacht benützte, um sich auf freien Fuß zu setzen, was neue Sclaven häufig zu thun pflegen. Da nirgends eine Spur von ihm zu finden war, so verfolgten wir unseren Weg bis zu dem Landgute S. Barbara, daß gestern das Ziel unserer Reise seyn sollte, um daselbst die nöthigen Maaßregeln zur Auffindung des Flüchtlings zu treffen. Man empfing uns hier mit wahrhaft altgermanischer Gastfreundschaft und der Be-

sitzer des Gutes, Jozé Antonio Almeida, welcher erst am Abend von der Besichtigung entfernter Pflanzungen nach Hause kam, beruhigte uns über das Schicksal des Vermißten. In ganz Minas Geraes, so wie in mehreren anderen Provinzen, wo die Menge von Negersclaven im Innern doppelte Aufsicht nöthig macht, wird durch ein eigenes Corps, die sogenannten Capitâes do matto, die meistens Mulatten oder andere farbige Leute sind, jeder flüchtige Sclave verfolgt und an seinen Eigenthümer oder die geeignete Behörde zurückgeliefert. Nur Flüchtlinge, die eine genaue Kenntniß des Landes haben und sich bis in große Entfernungen zurückziehen, entgehen bisweilen der Aufmerksamkeit dieser Waldpolizei; man tröstete uns daher damit, daß die Wiederkehr unseres Negers, da er noch roh und unerfahren (Negro bruto) sey, baldigst erfolgen werde. In der That brachte man ihn am dritten Tage aus einer benachbarten Fazenda hieher; beim Empfange folgten wir dem Rathe unseres Wirthes, indem wir ihn nach hiesiger Sitte statt harter Worte recht theilnehmend behandelten, und ihm, um die Erinnerung an diese abenteuerliche Flucht zu tilgen, ein volles Glas Branntwein reichen ließen. Lange Erfahrungen haben die Brasilianer belehrt, daß dieser Trunk und die Anwendung gänzlicher Amnestie besser auf die Gemüthsart neuer Neger wirke, als jede Züchtigung.

Die nächsten Umgebungen von S. Barbara sind niedrige Wälder und schöne Grasgefilde. In den Wäldern bemerkten wir viele jener Bäume, von welchen das Gummi Animé herstammt. Man nennt sie hier Jatobá oder Jatai. Zwischen der Rinde und dem Holze dieses Baumes, der im Wachsthume der Ulme nahe kommt, findet man verhältnißmäßig nur wenige mit flüssigem Harze angefüllte Lücken; der bei weitem größte Theil des Harzes erscheint unter den Pfahlwurzeln des Baumes, wenn diese von der Erde entblößt werden, was meistens nur nach Fällung des Stammes geschehen kann. Unter alten Bäumen findet man bisweilen blaßgelbe runde Kuchen von sechs bis acht Pfunden Gewicht, welche durch allmäliges Zusammensickern des flüssigen Harzes gebildet werden. Der feinste Theil des Harzes ist derjenige, welcher vorzüglich zu Ende der trockenen Jahreszeit, in den Monaten September und October, aus der Rinde schwitzend, von den Einwohnern als Tropfen gesammelt und über dem Feuer zusammengeschmolzen wird. Die Bildung jener großen Harzmassen zwischen den Wurzeln scheint einiges Licht auf die

Entstehung des Bernsteins zu werfen, indem es sehr denkbar ist, daß dieser Pflanzenstoff sich zum Theil auf eine ähnliche Weise in der Erde unterhalb der ihn producirenden Stämme ansammelte, ehe er von dem Meere aufgenommen und abgerundet wurde. Auch werden Insecten, besonders Ameisen, in den Stücken des Jtaiharzes, so wie im Bernstein gefunden. Die Cajapós und andere Indierhorden am Rio Grande, an dessen Ufern die Hymenaea ausgedehnte Wälder bildet, benutzten dieses Harz zur Zierde, indem sie keulen- oder spindelförmige Stücke desselben in den durchbohrten Nasenflügeln und der Unterlippe tragen. Aus der dicken Rinde des Baumes aber machen sie kleine Kähne, die sich wegen ihrer Leichtigkeit für den Landtransport von einem Flusse zum andern vorzüglich eignen.

Wenn man den Sapucahy im Nachen durchsetzt und den Wegzoll von einigen Groschen für jedes Thier bezahlt hat, gelangt man über zwei waldige Berge in ein schönes Thal hinab, das links von der Serra de S. Gonzalo, rechts von der Serra de Paciencia gebildet wird. Beide sind schön bewachsen und zeichnen sich durch Umrisse, ganz denen unserer Voralpen ähnlich, aus. Die Gegend selbst, durch welche man hinzieht, liegt hoch, und die Vegetation der Flur hat den alpinischen Charakter; die ausgedehnten Hügel sind mit buschigen graugrünen Gräsern bedeckt, die Niederungen dagegen mit kleinen dichtlaubigen Bäumen ausgefüllt. Das Gebirge ist meistens ein hellgelber Granit mit kleinschuppigem schwarzen Glimmer, auf welchem der rothe, goldhaltige Lehm lagert. Das Dorf S. Gonzalo hatte vor dreißig und mehr Jahren sehr ansehnliche Goldwäschereien und erfreute sich eines großen Wohlstandes, dessen Vergänglichkeit jetzt mehrere stattliche, aber halbverfallene Gebäude beurkunden. Doch gewinnen noch die meisten der hiesigen Einwohner zwei- bis viertausend Crusaden aus ihren Minen, was ein bedeutender Vortheil für sie ist, wenn dabei die Landwirthschaft nicht vernachlässigt wird. Längs dem Wege von S. Gonzalo nach der Villa de Campanha begegnet man überall den Spuren der Hauptbeschäftigung mit Goldwaschen, besonders sind die Gräben, durch welche das nöthige Wasser aus den höchsten Theilen der Gegend herabgeleitet wird, oft von außerordentlicher Ausdehnung und laufen Stunden weit um die Abhänge der Gebirge herum.

Die Villa de Campanha, welche wir frühe am Tage er-

reichten, ist nach der Villa de S. João d'El Rey der wichtigste und volkreichste Flecken in der Comarca do Rio das Mortes. Die Goldminen, welche in der Nachbarschaft zum Theil erst seit wenigen Jahren eröffnet worden sind, gehören mit unter die reichsten, welche jetzt im Betriebe stehen, und haben sehr große Wohlhabenheit bei den Einwohnern verbreitet. Man sieht hier mehrere freundliche Häuser von zwei Stockwerken, die mit Glasfenstern, einer der kostbarsten Hauseinrichtungen im Innern Brasiliens versehen sind.

Wir verließen die Villa de Campanha am andern Morgen, nachdem wir den uns lästigen Flüchtling, um der Gefahr ihn zu verlieren nicht nochmals ausgesetzt zu seyn, an den Juiz de Fora abgetreten hatten, der eben durch einen Bergfall in seinen Minen mehrere Neger eingebüßt hatte. Die Regenzeit schien von jetzt (dem 14. Februar) an in dieser Breite fast ganz vorüber zu seyn. Dieses und die Tüchtigkeit unseres wackeren Führers, eines Paulisten aus Jundiahy, der uns aller Sorge für die Lastthiere, die Herbeischaffnng der Vorräthe und die zweckmäßige Verpackung unserer Kisten entledigte, vermehrte die Anmuth der Reise durch Gegenden, welche von Schritt zu Schritt an Schönheit und Interesse zuzunehmen schienen. In Minas ist es gewöhnlich, jeden Tagmarsch zu vollenden, ohne dazwischen Halt zu machen. Wir reisten daher täglich von 6 oder 7 Uhr Morgens bis 2 oder 3 Uhr nach Mittag, dann wurde an einem Rancho, seltener auf offenem Felde, wo nur Wasser vorfindlich war, abgepackt; man trieb die mit Mais abgefütterten Maulthiere nach genauer Untersuchung des Gesundheitszustandes auf die Weide, bereitete dasselbe Mahl wie am Morgen, zu welchem auch die geschossenen Vögel und Affen abgeliefert wurden, und verwahrte das Gepäck so, wie es nach der jedesmaligen Localität am besten vor dem Regen geschützt schien. War ein Besuch von Onzen während der Nacht zu befürchten, so wurde das Lager mit Wachtfeuern von allen Seiten umgeben, und für einen großen Holz-Vorrath schon bei Tage gesorgt. Während des Marsches hatten wir Gelegenheit gehabt, Bemerkungen über die durchreiste Gegend, und was sich in der Nähe des Weges an Minaralien, Pflanzen, Thieren u. s. w. vorfand, zu sammeln. Den Rest des Tages, nachdem der Trupp gelagert war, verwendeten wir in gleicher Absicht zu Streifereien in der Nähe, und die Stunden der Dämmerung und der beginnenden Nacht wurden mit

Eintragen unserer Bemerkungen in die Tagebücher, mit Zubereitung, Trocknung und Verpackung unserer Sammlungen hingebracht. Dieses Naturleben hatte seine eigenen Reize, welche durch die gegenseitige Mittheilung der Freude über unsere Entdeckungen, oder durch Gespräche, in denen wir nicht selten die Erinnerung unserer fernern europäischen Freunde feierten, erhöht wurden. Endlich gehörte auch die Musik in den Kreis unseres täglichen Lebens, denn keine Nacht überließen wir uns dem Schlafe eher, als bis die Violine des Einen der Reisenden bald kunstlose brasilianische Volkslieder, bald manche deutsche Melodien, welche die angenehmen Gefühle der Gegenwart mit der Erinnerung an das Vaterland verknüpften, hatte ertönen lassen.

Unser erstes Nachtlager nach der Villa de Campanha war im Arraial do Rio Verde, einem kleinen Oertchen auf einer waldumkränzten frischen Grasebene am Flüßchen Rio Verde, der halb so breit als der Paraibafluß von hier dem Sapucahy zufließt, und über welchen eine ziemlich gute hölzerne Brücke führt. Das Thor der Brücke war bei Nacht nicht geschlossen worden, und mehrere unserer Lastthiere waren, wie es die Gewohnheit der ziehenden Thiere ist, auf dem früher gemachten Weg zurückgeflohen, weshalb wir am andern Morgen die Reise nicht sogleich fortsetzen konnten. Es war eben ein Feiertag, und gegen hundert Bewohner der Nachbarschaft kamen in die Kirche zusammen, um Messe zu hören. Das Gebäude ist, wie die meisten Landkirchen in Minas, klein, bloß von Lehm- und Holzwänden aufgeführt, ohne Thurm, Orgel oder innere Zierathen. Der Cultus erhält durch diese Mängel eine Einfachheit, welche, so wie die Gegenwart aller auch der jüngsten Familienglieder, dieser kirchlichen Versammlung in einem noch ungebildeten Lande einen rührenden, den ersten Christenvereinigungen ähnlichen Charakter verleiht.

Nördlich von Arraial do Rio Verde zogen wir durch anmuthige, mit frischer Grasvegetation und in den Thalgründen mit dichten Gebüschen bedeckte Fluren hin. Eine Menge von Affen, Miriki oder auch Mono genannt, welche die benachbarten Wälder bewohnen, ließen ihr gewaltiges und unmelodisches Krächzen vernehmen; es gelang uns jedoch nicht, dem lärmenden Haufen nahe zu kommen, denn bei der geringsten Bewegung, die sie in dem Buschwerke bemerkten, nahmen sie unter furchtbarem Ge-

schrei die Flucht ins Innere. Eine andere Merkwürdigkeit, welche dem Zoologen auf diesem Wege aufstieß, war eine der giftigsten Schlangen des Landes, die sogenannte Urutú, welche eine Elle lang, von bräunlich gebänderter, düsterer Farbe ist, und das Zeichen eines Todtenschädels auf dem Kopfe hat. Sie lebt, wie alle anderen, wegen ihres Giftes berüchtigten Arten z. B. die Surucucú, die Jararacuçu und die Jararaca-mirim vorzüglich in Wäldern an feuchten, dunklen Orten auf der Erde, unter Gestein oder faulem Holze, und ihr Biß soll fast unvermeidlich den Tod nach sich ziehen. Nichts setzt den Brasilianer so sehr in Schrecken, als die unheilbringenden Verletzungen dieser Thiere, denen man bei ihrer Häufigkeit sehr oft begegnet. Die wenigen Wundärzte im Innern des Landes begeben sich fast gänzlich der Behandlung des Schlangenbisses, und überlassen sie vielmehr den sogenannten Curadores, die eine geheimnißvolle Curmethode anwenden, und deshalb das Vertrauen des gemeinen Volkes in höherem Grade besitzen als alle Aerzte, obgleich sie nicht stets einen glücklichen Erfolg aufzuweisen haben. Reißen und Ziehen in den Gliedern, unwiderstehliche Müdigkeit, Schwindel, Erbrechen, Schmerzen in den Augen und Stirnhöhlen, Brennen im Rücken, Blindheit, Bluten aus den Augen, dem Munde, der Nase und den Ohren, bisweilen, jedoch nicht immer, heftiger Speichelfluß, Aufgedunsenheit des Gesichtes, Bewußtlosigkeit, tödtliche Schwäche, Angst, Todesfurcht, Zittern und Convulsionen folgen sich, wenn die Vergiftung vollkommen war, in Zeit von wenigen Stunden, und der Kranke wird binnen vier und zwanzig Stunden nach dem Bisse der Klapperschlange, und in noch kürzerer Zeit nach jenem der Jararaca-mirim unter den furchtbarsten Zuckungen, bisweilen auch mit Erscheinungen der Wasserscheu, ein Opfer des Todes, so daß oft der entfernt wohnende Curador, wenn auch mit Schnelligkeit herbeigerufen, doch schon zu spät kommt. Ist die Vergiftung minder stark gewesen, und findet daher der Curador noch die Möglichkeit einzugreifen, so beginnt er meistens damit, daß er die Wunde aussaugt, den Kranken in ein dunkles, vor jedem Luftzuge sorgfältig geschütztes Zimmer legen läßt, und ihn mit großen Quantitäten von Abkochungen gewisser Kräuter und Wurzeln innerlich, so wie mit Breiaufschlägen von denselben Mitteln auf die Wunde selbst behandelt. Eines der wirksamsten und am meisten gebrauchten Mittel ist das Kraut und die Wurzel einer Rubiacea, welche im Lande unter dem Namen Raiz preta oder de Cobra bekannt ist.

Der Kranke muß große Quantitäten des Absudes trinken, und die Umschläge der frisch zerquetschten Blätter und Wurzeln werden abwechselnd mit den von mehreren anderen Pflanzen z. B. der Lóco, die Blasen zieht, dem Picão, der Erva de S. Anna häufig erneuert. Wenn der Gebrauch der Raiz preta starke Ausleerungen auf allen Wegen zu Folge hat, so schöpft man Hoffnung für die Genesung; besonders sollen heftige Schweiße und Stuhlausleerungen günstige Zeichen seyn. Man fährt dann mit demselben Mittel ohne Unterlaß mehrere Tage fort, bis der Kranke, obgleich äußerst schwach, allmählig seine alten Gesichtszüge, die anfänglich fast immer leichenartig entstellt sind, wieder erhält. In den ersten Tagen der Vergiftung verläßt der Curador das Bett des Kranken keinen Augenblick. Bei überfallender Angst oder Schwäche reibt er geistige Flüssigkeiten ein oder sucht durch Anhauchen und Räucherung von aromatischen Kräutern zu wirken. Die Curadores geben vor, daß vollkommene Heilung erst sechszig Tage nach dem Bisse ausgesprochen werden könne, denn bis dahin schwebe der Kranke noch immer in Gefahr, wenn auch nicht eines schnellen Todes unter den oben erwähnten grausenhaften Zufällen, doch an einem langsamen nervösen Fieber zu sterben. Manche haben wir getroffen, welche nach dem Bisse einer giftigen Schlange dem nahen Tode entrissen wurden; sie blieben jedoch immerhin sieche Personen, und hatten mit ihrem hoch aufgeschwollenen, vielfach durchlöcherten Beine das ganze Leben hindurch zu schaffen.

Der Rio do Peixe kommt aus den Verzweigungen des Mantiqueira-Gebirges herab, und soll früher viel Gold geliefert haben. Die wenigen Häuser, die wir in seiner Nähe trafen, verriethen keineswegs Reichthum der Besitzer. Die angenehme Frische und Ruhe, welche man hier athmet, erinnerte an die Triften unserer vaterländischen Voralpen, und wir zogen mit stets erhöhter Freude und lebendigerem Interesse weiter, je näher wir dem Mittelpuncte von Minas kamen. Die freundliche, ächtpatriarchalische Aufnahme, welche wir auf der Kuppe des einsamen Gebirges in einem einsamen Meierhofe, der Fazenda do Corrego dos Pinheiros fanden, harmonirte ganz mit unserer Gemüthsstimmung. Man schien hier an die Gesellschaft der Nachbarn sehr gewöhnt, und Jeder, dem der Eigenthümer Erlaubniß gegeben hatte, abzuladen, war Gast des Hauses, ohne etwas Anderes, als den für seine Lastthiere nöthigen Mais bezahlen zu

dürfen. Diese gastfreie Sitte und gleiche Gutmüthigkeit findet man in einem großen Theile von Minas.

Wir waren hier kaum eingetreten, als ein Gewitter mit so beispielloser Wuth losbrach, daß wir uns doppelt Glück wünschen mußten, unter einem so wirthlichen Dache Schutz gefunden zu haben. Es war ein plötzlicher Sturm, wie er in der gemäßigten Zone nur als seltene Naturerscheinung vorkommt. In einer Viertelstunde war aber der ganze Aufruhr der Elemente vorüber, und die Gehänge des Thales, von denen das Regenwasser in wilden Bächen herabstürzte, waren nach wenigen Minuten von der Sonne abgetrocknet. Die zahlreichen Söhne des Hauses bemühten sich indessen, uns durch den Gesang ihrer einfachen Volkslieder zu unterhalten, die sie mit der Guitarre begleiteten.

Auf dem Corrego dos Pinheiros, welcher einer Tyroler Alpenkuppe gleicht, fängt eine neue Gebirgsformation an. Als wir bei Fortsetzung unserer Reise am folgenden Tage unweit der Capella de S. Antonio wieder von einem Ungewitter überfallen wurden, nahm uns die Fazenda de Parapitinga, die eine halbe Legoa von Corrego dos Pinheiros entfernt ist, auf. Von da aus erstiegen wir dieses Gebirge, auf dessen Rücken uns der Weg mehrere Meilen weit fortführte.

In der Tiefe des Thales passirten wir den kleinen Fluß Ingahy. Die einsame Gegend war so eben durch zahlreiche Karavanen belebt, welche aus dem Innern von Minas Speck nach Rio de Janeiro führten und ihre Lager im Thale aufgeschlagen hatten. Dieser Handelszweig geht besonders aus der Gegend von Pitangui in großer Menge nach der Hauptstadt, die er zum Theile für den Mangel inländischer Butter entschädigt. Wir hatten kaum einen Rancho neben jenen Fremden erreicht und den Train um uns her aufschichten lassen, als wir von dem Bewohner der einzigen Hütte, welche im Thale steht, aufgefordert wurden, seine Wohnung mit ihm zu theilen. Sein triftiger Grund, daß das Obdach eines portugiesischen Soldaten jedem Lager unter freiem Himmel, und wäre es selbst auch im Paradiese, vorzuziehen sey, mußte uns allerdings bestimmen, die Einladung anzunehmen. Der Alte, welcher vor vierzig Jahren in der Linie gedient und manchen Einfall (Entrada) gegen die Cajapós-Indianer in Goyaz und die Puris in Minas begleitet

hatte, war ein Muster von Loyalität, und pries sich glücklich in der einsamen Gegend die Polizei aus reinem Gefühle für König und Vaterland ausüben zu können.

Der Reisende, welcher von S. Paul nach Villa Rica geht, wird bei genauer Beobachtung leicht wahrnehmen, daß die allgemeine Physiognomie des Landes sich nach und nach umändert, wenn er die Wasserscheide überschritten hat, die gegen Süden dem Rio Grande, gegen Norden dem Rio de S. Francisco die Gewässer zuweist. Indem der Rio Grande unter dem donnernden Geräusche seines Falles hier gleichsam von den vaterländischen Bergen Abschied nimmt, um sich in die niedrigen Gegenden nach Westen zu wenden, bereitet er zugleich den Wanderer auf großartigere Naturanschauungen vor, die seiner warten, wenn er weiter gegen Norden fortgeht. Die Berge nehmen an Höhe und Steilheit zu, die Thäler werden tiefer, massige Felsen an den Gipfeln oder im Thale unterbrechen häufiger die anmuthig grünenden Gehänge und Matten; die Quellen eilen mit schnellerem Laufe den Gründen zu; man sieht sich bald auf hohen Standpuncten, die eine erhabene Aussicht auf mannichfaltige isolirte Bergkuppen und tiefe Thäler eröffnen, bald zwischen drohend steilen Bergwänden eingeschlossen. Alles nimmt immer mehr den Charakter einer heroisch-romantischen oder wahren Alpengegend an. Die Gegend ist idyllisch, aber einsam und öde. Die großen, weit ausgedehnten Verzäunungen, die an den Thalgehängen fortlaufen und die Weideplätze der einzelnen Fazendas begrenzen, sind fast die einzige Spur, daß das Land bewohnt sey; aber die Meierhöfe liegen meistentheils in Nebenthälern versteckt. In einer dieser Fazendas, da Vittoria, wo wir übernachteten, ist ein großer Rancho von Steinen erbaut. Die Einrichtung dieser Gemeindehäuser ist der der Karavanseraien in Persien oder der Chauderien in Indien ähnlich. Jeder Reisende hat Anspruch auf dieselben, und errichtet dafür nichts an den Eigenthümer, außer daß er ihm gewöhnlich für jedes Thier, das während der Nacht in der eingezäunten Weide ist, einen bis drei Groschen bezahlt.

Die Straße führt von hier über mehrere abgerundete, kahle, oder nur sparsam bewachsene Berge. Kurz vor dem letzten dieser hohen Berge, Morro de Bom-fim, passirten wir den Rio das Mortes, welcher sich durch das ziemlich breite, sumpfige Thal

mit seinem schwärzlichen Gewässer hindurch windet, und durch Nebenflüsse vergrößert, zwanzig Meilen westlich von S. João d'El Rey mit dem Rio Grande verbindet. In diesem Thale war es, wo einst die Paulisten, durch Goldgierde unter einander entzweit, in blutigen Kämpfen sich aufrieben, durch welche Niederlage der Fluß seinen Namen erhalten hat. Der Morro de Bom-fim ist sehr steil, und daher für Lastthiere äußerst schwer zu besteigen. Von seiner Höhe genießt man eine herrliche Aussicht auf das ganze Thal des Flusses, und, sobald man an seinem anderen Ende herabsteigt, auf die am Fuße des gleichfalls kahlen Gebirges Lenheiro ausgebreitete Villa de S. João d'El Rey genannt, von welchem Flusse sie eine halbe Meile entfernt liegt. Die vielen Gebirge, womit dieses Städtchen eingeschlossen ist, die zahlreichen blendend weißen Häuser, und der kleine oft beinahe ausgetrocknete Fluß Tijuco, welcher es in der Mitte durchschneidet, geben ihm ein schönes romantisches Ansehen. Eine Menge am Abhange zerstreuter Landhäuser führen zu der soliden, steinernen Brücke, welche über das genannte Flüßchen gebaut ist, und den einen längs der Anhöhe liegenden Theil des Städtchens mit dem anderen größeren in der Ebene verbindet. Der Fremde sieht sich hier, besonders nach so langer Entbehrung auf einer Reise im Innern, mit Vergnügen in eine kleine Handelsstadt versetzt. Gepflasterte Straßen, stattliche, mit inländischer Malerei ausgezierte Kirchen, mit allen europäischen Handels- und Luxusartikeln reichlich versehene Kaufläden, mancherlei Handwerksstätten u. s. w verkünden den Wohlstand des Ortes. Das Städtchen selbst hat eine Bevölkerung von sechstausend Menschen, worunter nur ein Drittheil Weiße sind, einen Oberrichter, eine Goldschmelze, eine lateinische Schule, ein Hospital, ein Correctionshaus, das größtentheils Mörder verwahrt, mehrere Capellen und vier Kirchen, unter denen sich die schöne Metropolitankirche auszeichnet.

Früher beschäftigte die hiesigen Bewohner größtentheils das Suchen nach Gold. Sie gewannen solches theils durch Schlemmen im Bache, theils aus einzelnen seichten Gruben, welche vorzüglich an den massigen Stellen der Quarzadern des aus weißem Gelenkquarze bestehenden Gebirges Lenheiro eingehauen wurden. Gegenwärtig hat sich mit der ungewissen und geringen Ausbeute diese Arbeit vermindert, und nur der Aermere fährt noch fort, den Goldstaub aus dem Kiese des Baches auszuwaschen, um

durch dessen Verkauf seine dringendsten Nahrungsbedürfnisse zu bestreiten. Statt der Goldminen ist es jetzt der Binnenhandel, welcher den Wohlstand dieses Städtchens täglich vermehrt. Wie lebhaft der Handel von hier betrieben wird, ersieht man auch daraus, daß jährlich vier beständige Trupps, jeder zu fünfzig Maulthieren, nach der Hauptstadt hin- und herziehen, Speck, Käse, einiges Baumwollenzeug, Filzhüte, Rindvieh, Maulthiere, Hühner und Goldstangen zum Verkaufe dorthin bringen, und für den Erlös der eigenen Producte europäische, besonders portugiesische und englische Waaren, z. B. Kattun, Tücher, Spitzen, Eisenwaaren, Wein, Porterbier, Liqueure u. s. w. zurückführen. Wie in ganz Minas Geraës, so sind auch hier die wohlhabenden Leute gegen Fremde sehr gefällig, besonders aber, wenn sie Recommandationsbriefe von Bekannten mitbringen. So auffallend es auch scheint, so ist es doch gewiß und wird von jedem Reisenden beobachtet werden, daß die Mineiros durch Charakter und Köperbau von den Bewohnern anderer Capitanien, vorzüglich aber von den Paulisten ganz verschieden sind. Der Mineiro hat im Allgemeinen eine schlanke und magere Statur, schmale Brust, langen Hals, etwas längliches Gesicht, schwarze lebhafte Augen, schwarze Haare auf dem Kopfe und an der Brust; er hat von Natur einen edlen Stolz und im Aeußern ein sehr zartes, gefälliges und sinniges Benehmen; in seiner Lebensart ist er diät, und scheint vorzüglich ein chevalereskes Leben zu lieben. In allen diesen Zügen hat er viel mehr Aehnlichkeit mit dem lebhaften Pernambucaner, als mit dem schwerfälligen Paulisten. Gleich jenem scheint auch er eine gewisse Vorliebe für ausländische Producte und Tracht zu haben. Wie der Engländer hält ebenfalls der Mineiro sehr auf reine Wäsche und weiße Kleidung, besonders an Festtagen. Seine gewöhnliche Nationaltracht ist von der des Paulisten verschieden. Gemeiniglich trägt er eine kurze Jacke von Kattun oder schwarzem Manchester, eine weiße Weste mit goldenen Knöpfen, das Beinkleid von Sammt oder Manchester und lange Stiefel von ungefärbtem Leder, die oberhalb des Knies mit Schnallen befestigt werden; ein Filzhut mit breiter Krempe dient als Sonnenschirm; der Degen und nicht selten die Flinte sind nebst dem Regenschirme seine untrennbaren Begleiter, sobald er sich vom Hause entfernt. Die Reisen, auch die kürzesten, werden nicht anders als auf Maulthieren gemacht. Steigbügel und Zügelstangen sind hiebei von Silber, und von gleichem Metalle ist der Griff des großen Messers, welches un-

ter dem Knie im Stiefel steckt. Die Frauen werden auf diesen Reisen in Portchaisen (Liteiras) mittelst Maulthieren oder Negern getragen, oder sitzen, in einen blauen langen Ueberrock und runden Hut gekleidet, in einer auf dem Maulthiere befestigten Lehne. Außerdem ist ihre Kleidung, den Kopf ausgenommen, der nur durch den Sonnenschirm geschützt wird, nach der französischen Mode, wobei der untere Saum der weißen Kleider nicht selten mit gestickten oder gedruckten Blumen und galanten Versen geschmückt ist.

Wir verweilten nicht lange in S. Joâo d'El Rey, weil wir Alles, was Bezug auf Goldwäscherei hat, in der Hauptstadt Villa Rica vortheilhafter zu erforschen hofften. Der Weg führt von hier an dem westlichen Abhange der Serra de S. Jozé hin, die im Ganzen ein kahles Ansehen zeigt. Jenseits dieses Gebirges liegt das Städtchen S. Jozé, das außer seiner Hauptkirche, der schönsten in ganz Minas, keine besondere Merkwürdigkeit darbietet. Diesseits des Gebirges längs der Straße war keine Spur von Agricultur wahrzunehmen, sondern alle Campos lagen ausgetrocknet und öde bis zur Fazenda Canduahy, drei Meilen von S. Joâo, und bis zu dem eben so fern liegenden Ort Lagoa doirada, in dessen Nähe mehrere, sonst sehr reiche, Goldwäschereien betrieben werden. Es war an letzterem Orte gerade das Kirchweih- oder ein Heiligenfest. Einige Standbuden stellten Kattune, Baumwollenzeuge, Hüte, Eisenwaaren, Schießpulver u. s. w. zum Verkaufe aus; die anwesenden Neger gruppirten sich zusammen und ließen auf einem hölzernen, mit einigen gedrehten Seidenfäden überzogenen Instrumente in Begleitung zweier durch Reiben knarrender Stöcke ihre klägliche Musik vernehmen. Allmählig kamen die Nachbarn einzeln auf Maulthieren zur feierlichen Messe an; sie schienen sich aber mehr an dem Ankaufe feilgebotener Waaren zur Befriedigung häuslicher Bedürfnisse, als an gemeinschaftlichen Ergötzlichkeiten zu erfreuen. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, setzten wir unsere Reise fort, und gelangten zu unserem Vergnügen aus den, der Sonne sehr ausgesetzten, trockenen Campos heraus in einen niedrigen, einige Meilen langen Wald.

Der Weg führt über diese schönen Berge immer mehr aufwärts, und entfaltet den Augen des Wanderers bei jedem Schritte neue Gegenstände vom höchsten Interesse. Mannichfaltige Ansichten

der Thäler, in welchen die zerstreuten Meierhöfe an Menge zunehmen, je näher man Villa Rica kommt, wechseln mit einander ab; besonders aber wurden wir, als wir den steilen Morro de Gravier, eine Fortsetzung der Serra de Oiro Branco, hinaufstiegen, durch den Anblick baumartiger Lilien überrascht, deren starke nackte Stämme, gabelförmig in einige wenige, mit einem Büschel langer Blätter endigende Aeste getheilt und oft durch die Abbrennung der Fluren an der Oberfläche verkohlt, zu den wunderbarsten Formen der Pflanzenwelt gehören.

Aus den dunklen, tief liegenden Urwäldern in diese freien, offenen Gefilde versetzt, wie ganz anders wird es dem Reisenden zu Muthe! Hier, auf den heiteren und friedlichen Höhen verstummen die lauten Kinder des Waldes; hier vernimmt man nicht mehr das Geheule der in Heerden versammelten Affen, das immer lärmende Geschrei zahlloser Papageien, Pirolen und Tukane, das fernschallende Klopfen der Spechte, die metallisch klingenden Töne der Uraponga, die vollen Laute der Pipren, das Rufen der Hoccos, Jacús u. s. w. Um so häufiger summen still gleich Bienen die Colibri an blumenreichen Stauden, bunte Schmetterlinge flattern um die rieselnden Quellen, zahlreiche Wespen fliegen in ihre von den Bäumen lang herabhängenden Nester ein und aus, große Hornissen schwärmen über dem weit umher zu Wohnungen durchlöcherten Boden. Der rothkappige und der gehäubte Fliegenschnäpper, die Barbudos, kleine Sperber, und die sich während der Mittagshitze auf Gesträuchen sonnende, rostrothe oder getupfte Caboré lauern zwischen Aesten verborgen auf die vorüberfliegenden kleinen Vögel und Insecten; die Zabelés spazieren langsam zwischen den Ananasstauden, die Enapupés und Vambús im Grase umher; einzelne Tukane hüpfen, Beeren suchend, zwischen den Aesten, und die purpurrothen Tanagren verfolgen sich von Baum zu Baum; der Caracará und der Caracarai folgen, ganz zahm auf den Wegen einherfliegend, dem Hornviehe oder den Lastthieren, um auf dem Rücken derselben auszuruhen; indessen klettern kleine Spechte still die Bäume hinauf, und suchen Insecten in der Rinde; der rostrothe João de Barros kittet sorgenlos sein backofenförmiges Nest ganz niedrig zwischen die Aeste; der zeisigartige Klettervogel schlüpft unvermerkt aus seiner, gleich jener der Tauben von Reisig erbauten, viele Schuh lang von den Zweigen herabhängenden Wohnung hervor, um sie für dieses Jahr gleichfalls mit einer neuen

Abtheilung zu vermehren; ruhig schaut der Sáoha von der Spitze der Bäume, um die sich auf Wegen sonnenden Schlangen, selbst die giftigen, zur Nahrung auszuspähen, und erhebt bisweilen sein menschenähnliches, ängstliches Geschrei, sobald er Leute sieht. Nur höchst selten wird die Ruhe der Gegend unterbrochen, wenn geschwätzige Pirolen, kleine Papageien und Periquiten heerdenweise aus den Mais- und Baumwollenpflanzungen in dem benachbarten Gehölze auf die einzelnen Bäume der Campos niederfallen, und unter fürchterlichem Geschrei gleichsam noch um die Ausbeute zu kämpfen scheinen, oder Banden von immer beweglichen, gehaubten Anús, dicht auf Zweigen zusammensitzend, unter lärmendem Gekrächze ihr gemeinschaftliches Nest voll grünmarmorirter Eier vertheidigen. Durch solches Geräusch, oder durch vorüberziehende Reisende aufgeschreckt, fliehen dann zahlreiche Familien kleiner, öfters sperlingsartiger Tauben von Busch zu Busch, die einsam zwischen Stauden umhersuchenden größeren Tauben eilen beunruhigt den höchsten Spitzen des benachbarten Waldes zu, und prangen dort in den Sonnenstrahlen mit ihrem metallisch glänzenden Gefieder; zahlreiche Heerden von kleinen Affen jagen pfeifend und zischend nach dem Dickicht des Gehölzes zurück, und die an den Felsklippen herumlaufenden Mocós verkriechen sich schnell zwischen das verwitternde Gestein; die familienweise zusammenweidenden americanischen Strauße galopiren bei dem geringsten Geräusche gleich Pferden über Gesträuche, durch Hügel und Thäler, von ihren Jungen begleitet; die den Schlangen nachstellenden Siriemas fliehen, theils im Grase niedertauchend, theils auf Bäume fliegend, oder pfeilschnell die Gipfel der Hügel erklimmend, von wo sie ihr weitschallendes, betrügerisches dem des Auerhahnes ähnliches Falzen vernehmen lassen; das bestürzte Armadill rennt furchtsam umher, um einen Schlupfwinkel zu finden, oder verbirgt sich bei nächster Gefahr in seinem zusammengerollten Panzer; der abentheuerliche Ameisenfresser galopirt schwerfällig durch die Fluren hin, und droht im Nothfalle, sich auf den Rücken legend, dem Verfolger mit seinen spitzigen Klauen. Fern von allem Geräusche weiden am Waldsaume das schlanke Reh, der schwarze Tapir, oder ein zutrauliches Pecari. Ruhig und über alles dieses erhaben wiegt sich der rothköpfige Aasgeier in den höhern Lüften; die gefährliche Klapperschlange schreckt, im Grase verborgen, durch ihr zischendes Rasseln; die Riesenschlange spielt, vom Baume mit dem Kopfe auf die Erde herabhängend, und das Krokodill sonnt

sich, einem Baumstrunke ähnlich, an dem Ufer der Teiche. Nachdem während des Tages diese abwechselnden Erscheinungen vor den Augen des Wanderers vorübergegangen sind, vollendet mit dem Eintritt der Nacht das Schwirren der Cicaden, das monotone Geschrei des Ziegenmelkers, das Bellen des herumziehenden Wolfes und des scheuen Fuchses, oder das Brüllen der Onzen das seltsame Bild der Thierwelt in diesem friedfertigen Campos.

Von dem Morro de Gravier steigt man nur wenig abwärts, um zu der schönen Fazenda Capão und der eine Viertelstunde weiter entfernten Fazenda Lana zu kommen. Diese Gegend ist die Fundgrube der bekannten brasilianischen gelben Topase.

Von Lana aus gelangten wir durch enge Bergschluchten, an zerrissenen Bergabhängen und steilen Felsenwänden vorüber, an eine Stelle, wo sich plötzlich die bisher beschränkte Aussicht öffnete, und ein Labyrinth von in einander laufenden Thälern und Bergen zeigte. Durch immer steilere Berge stiegen wir weiter, und gelangten endlich nach Trepui, einer lebhaften Venda, eine Meile von Villa Rica, wo sich gewöhnlich die von dort kommenden oder dahin ziehenden Trupps nochmals organisiren. Hier ließen wir gleichfalls still halten, theils um uns zu dem Einzuge vorzubereiten, theils um den unten im Thale von dem nächsten Hügel herfliessenden Bach, welcher Zinnober mit sich führt, zu untersuchen. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, bestiegen wir die letzten Vorberge des hohen Itacolumi, und genossen von hier aus das unaussprechliche Vergnügen, den vorderen Theil der schon längst ersehnten Stadt Villa Rica ganz nahe vor Augen zu haben. Freudig ritten wir den Berg hinab, und gelangten so, einen Monat nach unserer Abreise von Ypanema, am 28. Februar wohlbehalten in der Hauptstadt des Minenlandes an.

Aufenthalt in der Stadt Villa Rica.

Villa Rica, die Hauptstadt der Provinz Minas Geraës, Residenz des Generalgouverneurs und Sitz des Ouvidors der Comarca Oiro preto, ist auf zwei Hügeln erbaut. Die Straßen, die von dem im Thale do Oiro Preto liegenden Theile der Stadt zu dem auf den Hügeln gelegenen führen, sind sämmtlich gepflastert, mit vierzehn Röhrbrunnen versehen, und durch vier steinerne Brücken verbunden; die Hauptstraße läuft eine halbe Stunde längs dem Abhange des Morro hin. Die Häuser sind von Steinen erbaut, zwei Stockwerke hoch, mit Ziegeln gedeckt, größtentheils weiß angestrichen, und wenn auch nicht äusserlich von gutem Ansehen, doch bequem und der hohen Lage der Stadt angemessen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich zehn Capellen, zwei ansehnliche Pfarrkirchen, die Schatzkammer, das mit herumziehenden Schauspielern besetzte Theater, die lateinische Schule, das Stadthaus nebst dem Gefängnisse, welches größtentheils Mörder verwahrt, besonders aber das mit einigen Kanonen versehene und von dem Gouverneur bewohnte Castell, welches auf dem höchsten Vorsprunge des Hügels liegt, einen Theil der Stadt und den Marktplatz beherrscht und die schönste Aussicht über die ganze Gegend darbietet. Obgleich in einer engen Gebirgsschlucht verborgen und ringsum von Bergen und unfruchtbaren, steinigen, an Schönheit aber künstlichen Gärten gleichenden Campos umgeben, war doch dieser Ort von jeher das Ziel, wohin nicht nur Paulisten, sondern selbst auch Portugiesen häufig einwanderten. Man giebt jetzt die Völkerzahl von ganz Minas Geraës auf eine halbe Million, die der Stadt auf achttausend fünfhundert an. Beinahe alle Handwerke werden hier ausgeübt; unter diesen zeichnen sich besonders die Sattler, Blech- und Hufschmiede aus; auch gibt es eine Pulver-, Filzhut- und Töpferwaarenfabrik. Von allen Städten im Innern Brasiliens hat keine einen so lebhaften Handel wie Villa Rica. Es gehen von hier Straßen über S. João d'El Rey nach S. Paul, über Minas Novas nach Bahia, über S. Romão, Tejuco, Mal-

hada nach Paracatú, Goyaz und Matto-Grosso; keine aber ist mit hin- und herziehenden Trupps so sehr besetzt, als die, welche nach der siebenzig Meilen entfernten Residenzstadt Rio de Janeiro führt. Beinahe in jeder Woche, oder in jedem Monate des Jahres gehen große Züge mit Producten des Landes: Baumwolle, Thierhäuten, Marmelade, Käse, Edelsteinen, Goldstangen u. s. w. beladen nach der Hauptstadt, und kehren mit Salz, Wein, Kattun, Tüchern, Schinken, Spiegeln, Eisenwaaren, mit neuen Negersclaven zum Betriebe der Goldwäschereien u. s. w. wieder zurück. Die Witterung war sehr angenehm, häufig aber durch plötzliche Donnerwetter abgekühlt. Während der kalten Monate Junius und Julius treten bisweilen den Pflanzungen sehr schädliche Nachtreife ein; so war in dem Jahre vor unserer Ankunft ein beträchtlicher Theil der Erndte von Bananen, Zuckerrohr und Kaffee erfroren. Der Ackerbau wird zwar in dem größten Theile dieser gebirgigen Capitanie, aus Mangel an Waldung und wegen des steinigen, der Sonnenhitze ganz preisgegebenen Bodens in den unfruchtbaren Campos, nicht stark betrieben, zum Ersatze sind jedoch diesem Gebirgslande andere Schätze verliehen. Man findet hier beinahe alle Metalle: Eisensteine zu neunzig Procent giebt es fast überall, und sie machen gleichsam den Hauptbestandtheil langer Gebirgszüge aus; Blei wird jenseits des Rio de S. Francisco in Abaité, Kupfer in S. Domingos nächst Fanado in Minas Novas, Chrom und Mangan im Paraópeba, Platina bei Caspar Soares und in anderen Flüssen, Quecksilber, Arsenik, Wismuth, Antimonium, rothes Bleierz um Villa Rica, Diamanten werden in Tejuco und Abaité, gelbe, blaue, weiße Topase, gras- und bläulich-grüne Aquamarine, rothe und grüne Turmaline, Chrysoberile, Granaten, Amethyste vorzüglich in Minas Novas gefunden.

Das Gold wird in der Gegend von Villa Rica als Pulver und feiner Staub, oder in größeren oder kleineren Blättchen, in Krystallform gewaschen, endlich, wiewohl seltener, auch in ganzen Knollen gefunden. Man hat ein Beispiel von einem massiven Stücke, das sechszehn Pfunde wog. Von Farbe ist es gelb, schwarz oder weißlich, nach den verschiedenen Verhältnissen der Beimischung und Beimengung von Platina, Eisen und anderen Metallen. Bis jetzt wird es aus Bächen und Flüssen, aus der thonigen Erdoberfläche, oder aus gepochten goldhaltigen Quarzadern und dem Eisensteinflötze ausgewaschen. Man erzählt sich,

dieses Metallsogar beim Ausreissen von Pflanzen unter den Wurzeln derselben aufgehäuft gefunden zu haben, wohin es zufällig durch Regen geschlemmt worden war. Wir sahen hier vor Allem das Goldwaschen in dem Ribeirão de Oiro Preto, in welchem, da die Flüsse nicht Privateigenthum sind, fast immer einige Neger beschäftigt waren. Von freien Menschen unterziehen sich nur Schwarze dieser Arbeit, und auch diese nur dann, wenn sie gerade Geld zur Befriedigung der Bedürfnisse, namentlich des Branntweins, nöthig haben. Die Goldwäscher (Faiscadores) sind in eine lederne Jacke gekleidet, mit einer runden, aus dem Holze des Feigenbaumes (Gamelleira) geschnittenen Schüssel von anderthalb bis zwei Fuß Durchmesser und einem Fuß Tiefe (Gamella, Panella, Patea), und einem ledernen, am Vorderleibe befestigten Beutelchen versehen. Sie suchen sich gewöhnlich nur solche Stellen aus, wo der Fluß nicht zu reissend ist, Krümmungen macht und tiefe Löcher hat. Die großen Steine und die oberen Sandschichten schürfen sie zuerst mit dem Fuße oder der Schüssel weg, und heben dann von dem tieferen, älteren Flußkiese eine Patea voll heraus. Mit Schütteln, Abspülen und Abstreifen der oberen Steine und Sandschichten wird nun so lange fortgefahren, bis der schwere Goldstaub unten im vertieften Centrum des Gefäßes rein in seinem Metallglanze erscheint, worauf mit der Hand etwas Wasser zugegossen, und das Gold endlich rein in das lederne Beutelchen gestreift wird. Diese Art des Goldwaschens wird hier Mergulhar, Untertauchen, genannt. Jede Schüssel voll Cascalho, zu deren Ausschwemmung etwa eine Viertelstunde Zeit erfordert wird, liefert gewöhnlich eine Ausbeute von einem bis zwei Vintem (Goldgroschen), und ein Mann kann auf diese Art täglich mehrere Gulden gewinnen.

Hier in dem berühmten Mittelpuncte des Goldlandes angelangt, hegten wir den lebhaften Wunsch, recht bald die eigentlichen Minen selbst zu besichtigen. Unser Freund und Landsmann Hr. v. Eschwege führte uns auf den östlichen Abhang des Morro de Villa Rica, welcher bis jetzt die größte Ausbeute geliefert hat. Von dem südlichen Hügel des Berges aus kamen wir zu einer kahlen Felsenschlucht, die unregemäßig zerrissen und voll von herabgestürzten Felsentrümmern, ein Bild der wildesten Zerstörung darbot. Wie erstaunten wir, als unser Freund uns bedeutete, dies sey die reiche Goldmine von Villa Rica! In mehreren aus der Höhe herabgeführten Wassergräben befanden

sich in gewissen Entfernungen Siebe und rohe Ochsenhäute angebracht; erstere dienen um den gröberen Schutt abzuhalten, letztere um in den aufwärts gerichteten Haaren den Goldstaub aufzufangen. Hie und da sah man auch einzelne Gruben (Mondeos), in denen sich der goldhaltige Schlamm oder Sand ansammelt. Sobald die Regenzeit beginnt, werden diese einfachen Vorrichtungen in Thätigkeit gesetzt. Das künstlich herbei- und in die Gräben geleitete Wasser schlemmt das Gold aus dem Gesteine aus, und bringt es entweder in die Gruben herab oder zwischen die Haare der Ochsenhäute. Das Metall wird hierauf aus dem Schlamme in jenen Behältern von Negersclaven, die bis an den Gürtel entblößt, auf hölzernen Bänken darin sitzen, mittelst der Gamella ausgeschlemmt, und das in den Ochsenhäuten aufgefangene Gold in eigenen Kufen ausgewaschen und ausgeklopft. Die früheren Besitzer haben diese Mine immerhin durch mehrere hundert Sclaven bearbeiten lassen, und ungeheure Summen daraus gewonnen; jetzt scheint sie aber ziemlich verarmt zu seyn, so daß nur wenige Goldwäscher darauf unterhalten werden, und die Arbeit größtentheils an freie Neger gegen einen täglichen Pacht von einer Patacca überlassen wird.

Alles Gold, das nun auf diese Weise gewonnen worden ist, muß nach einem strengen Gesetze in die königliche Goldschmelze (Casa Real de Fundição do Oiro) gebracht, und dort geschmolzen werden. Früherhin cursirte Goldstaub als Münze; dieses ist aber jetzt nicht mehr erlaubt und nur gewisse Besitzer von Branntweinschenken (Vendeiros) hier in der Stadt dürfen geringe Quantitäten hievon statt baarer Münze, meistens von Negern gegen Branntwein, annehmen, welche sie sodann ebenfalls an das Schmelzhaus abliefern müssen. Um uns auch von der Art des Goldschmelzens zu unterrichten, benützten wir die von dem Gouverneur gegebene Erlaubniß, und besuchten jene Werkstätte des unterirdischen Reichthums, welche sich in dem Erdgeschosse des Pallastes befindet, und worin achtzehn besoldete Beamte arbeiten, von denen der Escrivão contador die stärkste Besoldung, nämlich dreitausend Crusados, erhält. Aller Goldstaub, der aus der Comarca do Oiro Preto überbracht wird, kommt zuerst in das Wägezimmer, wo der Escrivão da Receita ihn wiegt, und den fünften Theil, als dem Könige zufallend, davon absondert, der Escrivão da Conferencia aber die Quantität eines jeden Besitzers ohne und mit Abzug in die Listen einträgt. Die

dem Könige gehörenden Procente werden zusammengeschüttet, vermengt und zu großen Barren, die den Privaten eigenthümlichen vier Theile aber in einzelne kleinere Barre eingeschmolzen. Zu diesem Ende wird der Goldstaub in einen Schmelztiegel von verhältnißmäßiger Größe eingesetzt, und sobald er in Fluß gerathen ist, mit dem Zusatze von Quecksilbersublimat einige Zeit darin erhalten. Wenn die Zeichen eines vollkommenen Flusses vorhanden sind, wird das Metall in einen eisernen, viereckigen, mit Handhaben versehenen Model ausgegossen, worin es erkaltet. Diese Model sind an Größe sehr verschieden, da sie von zehn Octaven bis zu einer Arroba Goldes enthalten. Ein sehr reines Gold wird in drei Stunden vollkommen ausgeschmolzen. Die Farbe des hier eingeschmolzenen Goldes ist von größter Mannichfaltigkeit, von dem schönsten Goldgelb bis zur röthlichen Kupferfarbe, zum hellen Gelb oder sogar zum Graugelb. Man bewahrt von jeder Farbe eine Probe auf, und zeigte uns hievon mehrere hundert. Die fertige Goldbarre kommt in die Hände des Probierers (Ensayador). Ist das Gewicht und das Korn, somit auch der Werth der Barre ausgemittelt und in die Liste eingetragen, so wird das königl. brasilianische und portugiesische Wappen, die Nummer der Liste, das Zeichen des Gußhauses, die Jahrzahl, so wie der Grad der Reinheit darauf gestempelt, und der Goldstange ein gedruckter Zettel beigegeben, welcher, nebst allem diesen, auch den Werth in Reis, das Gewicht, welches der Eigner an Staub übergeben hatte, und wie viel für den König davon abgezogen worden sey, beurkundet. Ohne dieses, von den Beamten des Gußhauses unterzeichnete Instrument gilt die Barre, welche nun dem Eigner zugestellt wird, legal nicht als Münze.

Die Indianer hatten früher die goldreichen Länder der Provinz inne gehabt, wurden aber bald fast überall von den nach Gold suchenden Einwanderern vertrieben. Diejenigen, so sich noch in Minas Geraës befinden, haben sich allmählig besonders in die undurchdringlichen Urwälder, welche die längs der Meeresküste hinlaufende Serra do mar in einer Breite von dreißig bis fünfzig Meilen landeinwärts bedecken, zurückgezogen. Auf der westlichen Seite der Capitanie, jenseits des Rio de S. Francisco, bemerkt man bisweilen einzelne herumziehende Horden von Cajapós. Diese Stämme haben, bis auf einen Theil der Botocudos und Cajapós, insgesammt die Oberherrschaft der Portugiesen

anerkannt, und werden durch mehrere, von der Regierung an der Grenze der Wälder aufgestellte Militärposten im Zaume gehalten oder regiert. In dieser Absicht sind alle von den Indianern bewohnte Gegenden in sieben Districte (Divisoès) getheilt, deren jedem ein Commandant, meistens ein Officier oder Gefreiter des Dragonerregimentes von Minas, vorsteht. Die unruhigsten und den Mineiros gefährlichsten Indianer sind die menschenfressenden Botocudos, welche vorzüglich die Ufer des unteren Rio Doce inne haben. Wir hatten schon Vieles von diesen Söhnen des Waldes gehört, und unsere Sehnsucht, endlich auch einen Stamm derselben in ihren eigenen Wohnsitzen zu beobachten, wurde immer reger. Nur vier bis sechs Tagreisen von den zunächst wohnenden Indianerstämmen der Coroados, Puris und Coropós entfernt, faßten wir den Entschluß, solche am Rio Xipotó, einen Arm des Rio da Pomba, aufzusuchen.

Reise von Villa Rica zu den Coroados-Indianern am Rio Xipotó.

Am 31. März verließen wir Villa Rica mit einem einzigen Lastthiere und einem Treiber in unserem Gefolge, weil man auf solchen Ausflügen so wenig als möglich Gepäcke mitzunehmen pflegt. Der Morgen war frisch, und der sich an den Gebirgen niederschlagende Nebel ließ einen schönen Tag erwarten. Wir stiegen durch den nördlichen Theil der Stadt und über einen steilen Vorsprung des Morro auf einer breiten, zum Theile gepflasterten und über die Felsen geebneten Straße in die Höhe, von wo aus sich eine schöne Aussicht auf den majestätischen, die ganze Gegend beherrschenden Itacolumi eröffnet. In der tiefen Thalschlucht, welche von den Abhängen dieses Berges und des Morro gebildet wird, rauscht zwischen grünenden Matten und romantisch wilden Felsentrümmern der goldreiche Ribeirão do Oiro Preto oder do Carmo hin. Dem Morro entlang führte uns der Weg durch eine wildschöne Landschaft, an blumigen, mit kühnen, Ruinen ähnlichen Felsenmassen, geschmückten Gehängen hin. Eine Menge kleiner Häuser stehen an der Straße, und die bedeutende Zahl von hin- und herziehenden Reisenden und belasteten Maulthieren verleihen

der Gegend den Charakter von Wohlhabenheit und europäischer Betriebsamkeit. Wir setzten über eine kleine steinerne Brücke auf das rechte Ufer des Ribeirão do Carmo, und stiegen in vielerlei Windungen einen Berg hinan, von dessen Gipfel aus wir die Cidade de Mariana erblickten.

Diese Stadt von viertausend achthundert Einwohnern, aus kleinen reinlichen Häusern, in ziemlich regelmäßigen und breiten Gassen erbaut, macht einen freundlichen Eindruck. Seit 1745 ist sie Stadt und Residenz des Bischofs und des Capitels von Minas Geraes, scheint aber, seitdem die benachbarten Minen, besonders auf dem Morro de S. Anna, minder ergiebig wurden, von ihrem Wohlstande sehr verloren zu haben. Es giebt hier ein Carmeliten-, ein Franziscanerkloster und ein Seminarium theologicum, welches die meisten in Minas angestellten Geistlichen bildet. Der Bischof hatte ein geräumiges Haus im Grunde des Thales bewohnt, war aber kurze Zeit vor unserer Anwesenheit gestorben. Man rühmte uns seine Bibliothek, welche auch viele naturhistorische Werke, und sein Naturaliencabinet, das einige reiche Goldstufen enthalten sollte. In einem Hausgarten hatte er eine Baumschule von europäischen Obstarten angelegt, welche hier sehr gut gedeihen.

Die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen und Alles lag in tiefem Schlafe, als wir unsere ärmliche Herberge verließen, und in der Richtung von N. O. den Weg über ein steiles Gebirge verfolgten. Als wir die Höhe dieses Berges erstiegen hatten, erblickten wir einzelne dem Itacolumi sich anschließende, labyrinthisch durcheinander laufende, großen Theils bewaldete Gebirgszüge, zwischen denen sich tiefe, dunkle Thäler hinschlängeln; ein düsteres Bild, welches durch die melancholische Einsamkeit unserer nächsten Umgebung und durch die häufigen Kreuze am Wege, Denksteine für die von flüchtigen Negern Erschlagenen, noch trauriger wurde. Man begegnet nur wenigen Pflanzungen, aber großen Strecken von abgetriebenen Wäldern, welche, von den Landleuten wieder aufgegeben, sich mit dichtem Gestrüppe bedeckt hatten. Mitten in dieser Wildniß stießen wir auf einen Meierhof, Durives, in dessen Nähe nach Gold gewaschen wird. Allmählig beschränkte sich die Aussicht immer mehr; wir zogen an dicht bewachsenen, schaudervoll tiefen Abgründen hin, und sahen uns aus lichten Feldern auf

einmal wieder in eine düstere Waldnacht versetzt. Dichte Lianengewinde, weit verbreitete, in allen Farben prangende Blumengehänge verbinden die riesenhaften Bäume, zwischen denen sich geschuppte Farnstämme erheben, zu majestätischen, gründunkelnden, kühlen Gängen, die der Wanderer in still feierlicher Stimmung durchzieht, bisweilen nur durch das kreischende Geschrei der Papageien, das Hämmern der Spechte oder das krächzende Heulen der Affen gestört. Wir genossen mit Wohlbehagen der schattenreichen Kühle der Urwaldung, welche uns eine Menge, nun nach einem längeren Aufenthalte in den Campos doppelt angenehmer, Naturschätze darbot. Nach einem Wege von zwei Legoas stiegen wir endlich in ein üppiges Thal hinab, das der Rio Mainarde durchströmt. Dieser Fluß war so sehr angeschwollen, daß er die baufällige, wankende Brücke hinwegzuführen drohte, und wir uns glücklich schätzen durften, das andere Ufer erreicht zu haben, wo wir eine gute Herberge in der einsamen, dem Padre Manoel gehörigen Venda fanden.

Des andern Tages führte der Weg über eine bergige Gegend, an tiefen, mit Gesträuchen und Farnkräutern wild bewachsenen oder von dichter Waldung beschatteten Gebirgsschluchten vorbei, bis wir endlich in das einsame Thal und zu den Fazendas von Oiro fino und zunächst zu jenen dos Cristaës und des Coronel Texeira hinabkamen. Das Wetter ward am nächsten Tage trübe, und wir eilten, an einigen stattlichen Meierhöfen auf den Anhöhen, zwischen welchen sich der Ribeirão do Bacalhao schlängelt, vorbei. Wir stiegen gegen Abend in das Dorf S. Anna dos Ferros herab. Das Dörfchen besteht aus wenigen, größtentheils von Mulatten und Schwarzen bewohnten Häusern. Selbst in diesem entlegenen Orte sieht man noch Spuren europäischer Lebensart und Cultur; die Venda war nicht bloß mit einigen der nöthigsten Lebensmitteln, Speck, Zucker, Branntwein, Maismehl, sondern auch mit Kattun, Spitzen, Eisenwaaren und ähnlichen Artikeln versehen. Am Abend brachte der Capitân des Ortes, ein Portugiese, als besonderes Zeichen der Aufmerksamkeit, frisches Brod, das er uns aus Weizenmehl hatte backen lassen. Man wäscht aus dem Rio Piranga ein so feines Gold, daß es oft ein auf dem Wasser schwimmendes Häutchen bildet.

Am folgenden Tage paßirten wir nächst der Venda das duas Irmãs den sandigen Kiesgrund und ritten in einer bergigen Waldgegend hin. Feuchte Wolken und Nebel hüllten oft um uns her die Spitzen der Waldung ein, und mahnten an die herbstliche Jahreszeit unseres Vaterlandes. Gegen Abend erreichten wir ein hohes, angenehmes Thal und fanden in einer Fazenda nächst der Capella de S. Rita Unterkunft. Eine noch viel beschwerlichere Reise erwartete uns am nächsten Tage; wir hatten kaum das wasserreiche Thal durchschnitten, so standen wir vor dem Dickicht einer Waldung, durch welche nie die Sonne durchgedrungen zu haben schien. Der Pfad ward so schmal, daß kaum ein Maulthier nach dem andern fortzukommen vermochte; immer enger und steiler führte uns der Weg in labyrinthischen Verschlingungen an tiefe, von wilden Bächen durchfurchte, und hie und da mit losgerissenen Felsen besetzte Abgründe hin. Zu dem Grausen, womit diese wilde Einsamkeit unsere Seele erfüllte, gesellte sich noch der quälende Gedanke an einen Ueberfall wilder Thiere oder feindlicher Indianer, welcher unsere Phantasie mit den schaudervollsten Bildern und trübsten Vorahnungen beschäftigte. Unaussprechlich war daher unsere Freude, als wir endlich die andere Seite des Gebirges, der Serra de S. Geraldo, erreichten, und den Schimmer des Tages nach und nach hereindämmern sahen. Nachdem wir einen Theil des schroff abwärtsführenden, einem Rinnsale ähnlichen Weges überwunden hatten, blickten wir über eine ungeheuer ausgedehnte Waldung hin. Kaum waren wir in die weite Thalebene, zwischen diesen beiden, größtentheils aus Gneiß bestehenden, und etwa zweitausend fünfhundert Fuß hohen Gebirgszügen, hinabgestiegen, so wurden wir auf dem engen Pfade von zwei menschlichen Gestalten überrascht. Beide waren nackt, und über die Schultern hingen die kohlschwarzen Haupthaare herab. Sie schlichen in kurzen Schritten, mit eingezogenem Halse, die Augen bald rechts bald links wendend, langsam einher; der Mann ging voran, trug einen Bogen und Pfeil in der Linken, und hatte über die Achseln noch einen Bündel Pfeile hängen. Die Frau nebst den größeren Kindern folgte hinterher und trug auf ihrem Rücken einen aus Palmblättern geflochtenen Korb, welcher, mit einem Bande an der Stirne festgehalten, die häuslichen Geräthschaften und die Bedürfnisse des Lebens, als Mais, Mandiocca, Bataten, ein irdenes Küchengefäß u. s. w. enthielt. Oben auf demselben saß ein kleines Kind, unge-

fähr einige Monate alt, welches mit seinen Armen den Hals der Mutter umklammerte. Kaum hatten wir sie, und sie uns erblickt, so drängten sie sich eiligst in den Wald und verschwanden vor unseren Augen.

Als wir die erste Fazenda in der Ebene erreicht hatten, trafen wir mehrere solcher Ureinwohner theils mit, theils ohne Waffen, welche mit den hier hausenden Mulatten und Negern in gutem Vernehmen zu leben schienen. Wir gingen ihnen mit freundlichem Gruße entgegen; sie kehrten sich jedoch stumm und mißtrauisch von uns ab, nahmen aber endlich die ihnen dargebotenen Glasperlen, Messer und andere Geschenke an. Auch den Braunen und Schwarzen schien unsere Ankunft nicht sonderlich angenehm zu seyn, so sehr theilten sie mit jenen die Verwilderung und Rohheit der Gegend. Wir fühlten uns daher sehr unheimisch in dieser Umgebung, und brachten nicht ohne Furcht vor einem Ueberfalle die Nacht schlaflos in einer Maisscheune zu, die weder uns noch den Effekten hinreichenden Schutz gegen den in Strömen herabstürzenden Regen darbot. Dichte Nebel hingen am Morgen noch an den hohen Bäumen der Waldnng, als wir aufbrachen, um das Ziel unserer Reise, das Presidio de S. João Baptista, zu erreichen, wo wir gegen Mittag anlangten. Dieser kleine Ort aus einigen dreißig Häusern bestehend, ringsum von dichten Urwäldern, oder, wo diese abgehauen sind, von fruchtbaren Pflanzungen umgeben, war das Hauptquartier des damaligen Generaldirectors der Indianer, Marlier; wir fanden hier zwei Soldaten, welche schon die Weisung hatten, uns auf den Streifereien durch die Wälder und zu den Indianern zu begleiten und zu beschützen. Unter dem Generaldirector stehen mehrere sogenannte Directoren, angesehene Gutsbesitzer, deren Jeder die ihm zunächst liegenden Ansiedlungen (Aldeas) in Aufsicht nimmt. Die Grundsätze, nach welchen diese Directoren und die ihnen untergeordneten Cabos die Civilisation der Indianer vermitteln sollen, machen der Regierung Ehre. Im Allgemeinen ist es nämlich das Verhältniß der Tutoren, in welchem die Directoren zu den in Aldas versammelten Indianern (Indios aldeados) stehen sollen. Ihre Hauptpflicht ist, die sich unterwerfenden Indianer zu aldeisiren, sie auf kluge Art zur Bebauung des ihnen als Eigenthum angewiesenen Landes anzuhalten, und ihnen überhaupt in dem neuen gesellschaftlichen Verbande mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Um diese neuen Vasallen zu erhalten, ihren gleichsam eingebornen nomadischen Instinct zu besiegen und sie an eine bleibende Stätte zu gewöhnen, hat die Regierung auch die Fürsorge getroffen, daß die neu aldeisirten Indianer nicht bloß auf zehn Jahre von aller Steuerabgabe frei sind, sondern auch die ersten Jahre einen gewissen Vorrath von Maismehl, Mais, und Ackerbauwerkzeugen, als Messer, Hacken, Beile von dem Director umsonst erhalten. Dem vom Könige Sebastiaô gegebenen, und jetzt allgemein in Brasilien eingeführten Gesetze gemäß, welches alle eingebornen Indianer frei von Sclaverei und als freie Staatsbürger erklärt, ist der Generaldirector sowohl, als jeder der einzelnen Directoren beauftragt, die Indianer gegen die oft gehässigen Eingriffe der benachbarten Colonisten sicher zu stellen, und überhaupt zu wachen, daß ihnen der Schutz des Gesetzes als freien Bürgern zu Statten komme, daß aber auch andererseits ihre Vergehungen unter Rüge und Strafe der Obrigkeiten fallen.

Der Director der nächsten Aldeas der Coroados wohnt nicht im Presidio de S. João Baptista selbst, obgleich er hier ein Haus besitzt, sondern auf seiner, eine Stunde entfernten Pflanzung (Roſſa), von wo aus er uns am nächsten Tage besuchte. Er benachrichtigte uns, daß sich gegenwärtig nur wenige Coroados in den nächsten Aldeas befänden und die meisten nach dem zwölf Legoas gegen Osten entfernten Bache Buhahé gezogen seyen, wo sie Ipecacuanha sammelten. Um jedoch unserem Wunsche, mehrere Indianer in der Nähe zu beobachten, Genüge zu thun, lud er die noch Anwesenden unter vielen Versprechungen in unsere Wohnung ein. Mehrere kamen herbei und ließen sich in dem Eingange des Hauses nieder, wo wir sie mit Branntwein bewirtheten. Sie waren alle mürrisch, stumm und mißtrauisch; wahrscheinlich, weil sie fürchteten, von uns zum Militärdienste entführt zu werden. Weder durch Freundlichkeit, noch durch Geschenke und Musik waren sie zu erheitern, sondern dachten immer nur auf Gelegenheit, in ihre Waldungen zu entfliehen. Wirklich entwischten nach und nach auch Alle; wir sahen uns daher genöthigt, unsere Beobachtungen über diese Naturmenschen bis zur Ankunft in Guidowald, der Fazenda des Generaldirectors, welche fünf Legoas südöstlich von S. João, mitten unter den Aldeas der Indianer liegt, zu versparen, und verwendeten unsern hiesigen Aufenthalt jetzt dazu, die benachbar-

ten Wälder zu durchstreifen. Diese dicht verschlungenen Urwälder, in deren Innerem fast ewiges Dunkel herrscht, sind geschaffen, die Seele mit Schauder und Furcht zu erfüllen; wir wagten nicht, ohne von Soldaten begleitet zu seyn, oder doch wenigstens wohlbewaffnet und uns nahe zusammenhaltend, uns in dieselben zu vertiefen. Selbst zunächst den Rossas läuft man Gefahr, und muß sich vor den grimmigen, Wache haltenden Hunden fast eben so wie vor wilden Thieren des Waldes vertheidigen. Eine Menge der merkwürdigsten Insecten, besonders schöne Rüsselkäfer, Schmetterlinge, neue Waldvögel und mehrere seltene Säugthiere, wie die Tamanduá=biruna, belohnten den Zoologen. Für den Botaniker sind diese Wälder, obgleich durch die beständige Feuchtigkeit für das Einlegen der Pflanzen nachtheilig, durch ihren Reichthum, besonders an vielen arzneikräftigen Pflanzen sehr wichtig. Die ächte Brechwurzel (Poaija) wird hier ziemlich häufig gefunden. Die Einsammlung der Wurzeln geschieht durch Indianer und durch die schwarzen Sclaven der benachbarten Fazendeiros während des ganzen Jahres, vorzüglich aber unmittelbar nach der Regenzeit, weil dann der weichere Boden die Wurzeln leichter ausziehen läßt. Die Indianer nehmen dabei keine Rücksicht auf die Fortpflanzung des Gewächses, sondern sammeln schonungslos alle Wurzeln, deren sie habhaft werden, wodurch in einiger Zeit Mangel dieses geschätzten Arzneikörpers eintreten dürfte, wenn man nicht anfängt, ihn aus Saamen zu erziehen. Die ausgerissenen und gewaschenen Wurzeln werden in Bündel gebunden, an der Sonne getrocknet, und an die benachbarten Fazendeiros, oder an Wurzelhändler, welche von Rio de Janeiro und aus den Campos von Goytacazes hierher kommen, verhandelt. Der Preis ist in den Wäldern sehr gering; die Indianer nehmen jedoch kein Geld, sondern nur Tauschartikel, als Branntwein, Eisengeräthe, baumwollene Tücher u dgl. dafür an. Man versicherte uns, daß diese Natursöhne den Gebrauch der Brechwurzel von dem Irara, einer Marderart, erlernt hätten, der gewohnt sey, wenn er zu viel von dem unreinen oder salzigen Wasser mancher Bäche und Teiche getrunken habe, das Kraut und die Wurzel zu kauen, um sich dadurch Brechen zu erregen. Eine der schönsten Zierden ist die Sapucáya, der Topfbaum. Ihr ungeheurer Stamm ist von mehr als hundert Fuß Höhe und breitet sich in eine majestätische rundgewölbte Krone aus, welche im Frühling beim Ausschlagen durch die rosenfarbenen Blätter, in der Blüthezeit

durch die großen, weißen Blumen die Wälder schmückt. Die dickschaaligen Nüsse sind von der Größe eines Kindskopfes, mit einem oben sich ringsum lösenden Deckel versehen, der endlich, wenn ihn die Schwere der Frucht nach unten kehrt, abspringt, und die Saamen herausfallen läßt. Bei starkem Winde machen diese Nüsse, ihres schweren und hohen Falls wegen, den Aufenthalt im Walde gefährlich. Die Saamen werden von den Indianern als eine Lieblingsspeise in großer Menge gesammelt, und entweder roh genossen, oder geröstet und zermalmt in Töpfen aufbewahrt, die Schaalen selbst als Becher gebraucht. Die Bewohner des Presidio, und namentlich der Geistliche, welcher mit seinen meisten Pfarrkindern die braune Farbe gemein hatte, bemühten sich, uns den Aufenthalt in ihrer Wildniß angenehm und nützlich zu machen; sie brachten uns täglich einige Thiere oder Pflanzen, die sie unserer Aufmerksamkeit werth hielten. Wir mußten bei dieser Gelegenheit die genaue practische Kenntniß bewundern, welche alle diese im Umgange mit der Natur gebildeten Söhne der Einsamkeit entwickelten; fast jedes Thier, jeden Baum, jedes Kraut des Waldes wußten sie mit einem eigenen Namen zu bezeichnen, und von den Kräften vieler derselben ausführliche Kunde zu geben.

Am 10. April verließen wir das Presidio und reisten in Begleitung eines Soldaten nach der Fazenda Guidowald ab. Kaum schien der, obgleich mit etwas mehr Sorgfalt ausgehauene Weg anzuzeigen, daß wir uns der Wohnung des Generaldirectors näherten; im Gegentheile hatten wir einigemal Mühe, ohne Schaden zu leiden, über die tiefen Gruben und Löcher zu setzen. Ein finsterer Urwald überschattete uns, und die sonderbarsten Töne verschiedener Thiere drangen aus der Ferne zu uns heran. Die zauberhafte Einsamkeit und der bewunderungswürdige Reichthum des Waldes hielten unser Gemüth gleichsam schwebend zwischen den Gefühlen von Furcht und Freude. Mit Erstaunen erblickten wir in den Wipfeln der Bäume mancherlei buntes Gefieder und reiche Guirlanden der schönsten Schlingpflanzen und Parasiten; wir mußten uns aber begnügen, sie in der unerreichbaren Höhe nur zur Schau prangen zu sehen. Gegen Mittag befanden wir uns in der Nähe der Aldea do Morro Grande, wo mehrere Familien der Coroados wohnen, und schlugen auf den Rath unseres Soldaten den Seitenweg zu ihnen ein, nachdem wir Maulthiere und Waffen

in der benachbarten Fazenda eines Weißen zurückgelassen hatten. Nur das Vertrauen auf die Erfahrung des leitenden Soldaten vermochte uns auf dem engen, vielfach verschlungenen Wege zu erhalten, bis wir endlich aus dem Dickicht in eine etwas lichtere Gegend an einen Bach gelangten, in welchem wir eine nackte, mit allerlei Zeichen schwarzblau bemalte Indianerin erblickten. Sie war beschäftigt, sich mit Wasser zu übergießen, und bei unserer Erscheinung eben so sehr vom Staunen ergriffen, wie wir. Ihr schwarzglänzendes Haupthaar hing wie ein Mantel auf die rothbraunen Schultern herab, und mannichfaltige Zeichnungen und schwer zu deutende Figuren zierten Gesicht und Brust. Auf den Wangen hatte sie einen Kreis und darüber zwei Striche, unter der Nase mehrere einem M ähnliche Züge, von beiden Mundwinkeln bis in die Mitte der Wange zwei parallele Striche und unter diesen zu beiden Seiten viele gerade Streifen gemalt; längs den Armen herab die Figur einer Schlange dargestellt. Außer einer Halsschnur von Affenzähnen trug diese Schöne keinen weiteren Schmuck. Kaum hatte sie sich bei unserer Erscheinung von dem ersten Erstaunen erholt, so eilte sie schleunigst zur Hütte zurück. Wir bemerkten, daß auf ihre Nachricht von unserer Ankunft die meisten Indianer sich in die Hangmatten warfen oder in der Hütte sich verbargen, einige Andere aber in den benachbarten Wald entflohen. Als wir bei den Hütten ankamen, war außer einigen alten Frauen keine weibliche Person zu sehen; die Männer lagen stumm, bewegungslos und uns den Rücken zukehrend in ihren Hangmatten. Unser militärische Führer ging in die Wohnungen voraus; grüßte die Wilden, und gab ihnen, soweit es seine Fertigkeit in ihrer Sprache erlaubte, zu verstehen, daß wir aus weiter Ferne gekommen seyen, sie zu besuchen, und uns mit Einsammeln von Vögeln, Schmetterlingen und Pflanzen beschäftigten. Diese Erklärung schien wenig Eindruck auf sie zu machen; wie vorher schaukelten sie stumm in ihren Hangmatten, und sahen uns nur mit verstohlenen Blicken an. Selbst gute Worte und Geschenke vermochten nichts über sie. Auf unsere Bitte um einen Trunk frischen Wassers drehte Einer von ihnen den Kopf herum, und zeigte mit rüsselartig vorgeschobenem Munde, unter einer verdrüßlichen Pantomime auf den benachbarten Bach hin. Während dieser stummen Unterhaltung hatten wir Zeit, die häusliche Einrichtung dieser Waldmenschen zu beobachten. Ihre Hütten waren über dem kahlen Boden auf vier Eckpfeilern von

zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe erbaut, und etwa dreißig bis vierzig Fuß lang. Die Wände aus dünnen, mit Flechtwerk verbundenen Latten bereitet, und zuweilen mit Lehm beworfen, hatten auf zwei Seiten mannshohe, mit tragbaren Thüren aus Palmwedeln versehene Oeffnungen; das Dach war aus Palmblättern und Maisstroh; auf der Windseite war die Hütte geschlossen, oder das Dach lief, wo die Seiten ganz offen waren, viel weiter und tiefer und herab. In jeder Hütte befanden sich an mehreren Plätzen des Bodens Feuerstellen für die verschiedenen, hier wohnenden Familien. Einige hatten auch zeltähnliche Hütten aus bloßen Palmblättern. Für den Rauch war kein anderer Ausgang, als durch das Dach und die Thüre gelassen. Hangmatten aus baumwollenen Schnüren verfertigt, welche die Stelle des Tisches, Bettes und der Stühle vertreten, hingen einen Fuß über dem Boden ringsum an den Pfosten der Hütten; sie sind das vornehmste Hausgeräthe, und dienen dem Mann, der Frau und dem Kinde oft zur gemeinschaftlichen Schlafstätte. Einige irdene Töpfe, einige Körbe von Palmblättern, mit Bataten, Mais, Mandioccawurzeln und anderen Früchten des Waldes angefüllt, Trinkschaalen (Cujas), Schaalen mit Orlean- und Genipapofarbe, ein ausgehöhlter Baumstamm, um Mais zu stampfen, war Alles, was noch in den Kreis ihrer häuslichen Bedürfnisse gehörte. Die Waffen der Männer, Bogen und Pfeile, lehnen an den Wänden umher. In der Hütte des Häuptlings hängt ein an der Spitze abgeschnittenes Ochsenhorn, durch dessen Ton er den zerstreuten Nachbarn Nachricht von der Ankunft eines Weißen oder von einem andern Ereignisse giebt, oder sie zu Festen und Krieg herbeiruft. Die Maracá, eine mit Maiskörnern gefüllte, an einem Handgriffe befestigte, längliche Kürbisschaale, womit sie bei ihren Tänzen wie mit Kastagnetten klappern, einige Büschel, oder Kränze von bunten Federn, um bei Festlichkeiten den Kopf und die Arme zu zieren, vollenden den einfachen Hausrath. Viele schöne, uns bisher unbekannte Papageien, einige Arten von Waldhühnern, besonders das niedliche Jacú, Schildkröten und frei herumlaufende Affen schienen mit zur Familie gerechnet zu werden. Unser Wunsch, die selteneren dieser Vögel zu besitzen, den der Soldat mit eifrigen Vorstellungen unterstützte, blieb unbefriedigt, bis dieser die Thiere fing und sie dem Eigenthümer in der einen Hand, ein glänzendes Geschenk in der andern vorhielt. Nach langem Hin- und Herschielen

griff der Indianer gierig nach dem Geschenke, und so blieben wir gleichsam durch einen stillschweigenden Vertrag im Besitze unserer Beute.

Nach und nach kamen die Indianer, welche sich in den Wald und hinter die, wie in allen Aldeas, weit von einander entfernt stehenden Hütten geflüchtet hatten, wieder zum Vorscheine, fuhren jedoch fort, nur Seitenblicke auf uns zu werfen. Ein altes Mütterchen kehrte indessen zu ihrer Arbeit zurück und stampfte eifrig Maiskörner in einem ausgehöhlten Baumstamme; ein anderes knüpfte mittelst eines Hölzchens an einer halbvollendeten Hangmatte; die jüngeren Weiber blickten neugierig hinter den benachbarten Palmstämmen hervor; sie waren theils ganz nackt, theils mit einem Stück weißen Baumwollenzeuges um die Lenden bekleidet; einige trugen Glasperlen, andere Schnüre von schwarzen und rothen Saamen, oder von Affen- und Onzenzähnen um den Hals. Die unmündigen Kinder wurden von den Müttern, auf dem Rücken festgebunden, mit hin- und hergeschleppt; auch diese Säuglinge waren schon mit rothen und schwarzblauen Strichen und Puncten, besonders im Gesichte, geziert, denn die Zärtlichkeit der Mütter übt sich, sobald sie nur vom Schlafe erwacht sind, in dieser Malerei. Die hier wohnenden Indianer pflegen jedoch, wie die meisten Stämme im südlichen Brasilien, nur verwischbare Malereien aufzutragen, und die Sitte des Tatuirens findet sich mehr bei den Völkern am Amazonenstrome. Nachdem wir unsere stummen Wirthe noch mit mehreren Geschenken erfreut hatten, die alle ohne Aeußerung von Dankbarkeit angenommen wurden, kehrten wir zu der Fazenda zurück, um unsere Waffen und Maulthiere abzuholen. Einige Indianer, durch die Geschenke angereizt, folgten uns hieher nach, und ließen sich nochmals mit Branntwein und Maismehl bewirthen. Unter ihnen befand sich nebst seiner Frau ein bejahrter Indianer, der sich durch einen ziemlich starken Bart auszeichnete. Nach einem etwas vertraulicheren Abschiede verließen wir unsere Gäste und ritten durch eine dichte Urwaldung nach Guidowald fort, wo wir noch vor Sonnenuntergang anlangten.

Dieser Meierhof ward von dem Commandanten in der Absicht, die zu civilisirenden Indianer immer vor Augen zu haben, ganz nahe bei einigen Aldeas derselben erbaut. Er liegt in ei-

ner engen, dicht bewaldeten Gegend, am westlichen Abhange der Serra da Onça, eines Theiles der Serra do mar. Wo der Wald umgehauen und bebaut ist, liefert er reichliche Erndten von Mais, Mandiocca, Bohnen und auch Baumwolle. Wir waren nur einige Stunden in Guidowald angelangt, so sahen wir eine Horde von Coropós, welche mit getrockneter Brechwurzel gekommen waren, um solche bei Capitán Marlier gegen Kattun und Eisenwaaren zu vertauschen. Sobald sie hörten, daß hier Fremde seyen, schlichen sie zerstreut um das Haus her und schauten ganz verstohlen hinein, um zu sehen, was hier vorging. Der Stamm dieser Coropós zählt zur Zeit kaum dreihundert Individuen, welche in vielen kleinen Wohnorten (Aldeas) die Ufer des Rio da Pomba inne haben. Sie sind mit den Portugiesen, welche seit 1767 als Herren von ihnen anerkannt werden, in gutem Vernehmen, und zeigen unter den Indianern von Minas Geraës die meiste Bildung. Diejenigen, welcher wir hier ansichtig wurden, waren insgesammt von mittelmäßiger Statur, breiten Schultern und Kinnbacken, sehr mager, besonders an den Waden, und von sehr unangenehmer mongolischer Physiognomie. Sie gingen fast ganz nackt; einige Weiber banden, als sie uns erblickten, kurze Schürzen von Kattun vor, welche sie, in Palmblätter eingewickelt, bei sich geführt hatten. Ihre Sprache zu erforschen war uns, troß aller Bemühung, sowohl wegen ihrer unüberwindlichen Scheu vor uns, als wegen des Mangels eines geübten Dollmetschers unmöglich. Unter den wenigen Worten, welche wir ihnen entlockten, fiel uns „Handú" (Handtuch!) auf, womit sie ein Schnupftuch bezeichneten, und „Ja', womit sie, wie im Deutschen, bejahten. Nachdem diese Horde ihre Ipecacuanha abgesetzt hatte, und von den Leuten des Meierhofes abgefüttert war, zog sie am Abend nach dem Walde zurück.

Die nächsten Hütten der Coroados liegen nur einige hundert Schritte von Guidowald entfernt. Wir besuchten sie am Abende, und fanden die aus Palmblättern bestehenden zeltenförmigen Hütten ganz menschenleer und kaum noch hie und da einen Alten. Ihre Bewohner hatten sich aus Furcht, daß wir gekommen wären, um sie als Soldaten wegzuführen, über den Rio Xipotó zu den Nachbarn in die Wälder geflüchtet. Erst nachdem sie sich von der Friedfertigkeit unserer Absichten durch ausgeschickte Spione überzeugt hatten, kamen sie nach

und nach wieder herbei. Ein junger Coroado, den Capitán Marlier in sein Haus genommen und etwas gebildet hatte, gewann uns vorzüglich das Zutrauen dieser Natursöhne, und allmählig sahen wir uns von einer großen Menge derselben, welche sich mit und ohne Waffen in Guidowald versammelten, umgeben. Durch mehrere kleine Geschenke, unter denen gemalte Soldaten von Blei den größten Eindruck machten, versicherten wir uns ihrer Zuneigung, und unser Soldat erhielt auf sein Versprechen, sie mit Mandiocca, Mais und Branntwein zu bewirthen, die Zusage, daß sie an dem folgenden Tage in großer Anzahl erscheinen würden, um vor uns einen festlichen Tanz aufzuführen. Mit Einbruch der Nacht schlichen sie sich leise davon. Ein Theil derselben schlief in der Scheune, ein anderer in den benachbarten Hütten, von wo aus er früh morgens sich wieder einstellte, um die Vorbereitungen zum Feste zu treffen. Diese bestehen namentlich in der Bereitung eines berauschenden Getränkes (Eivir, Virú, Vinhassa der Portugiesen) aus einem Absude von Mais. Wir verfügten uns scheinbar zufällig an den gewählten Versammlungsort, um Zeuge der Bereitungsart dieses Getränkes zu seyn, und fanden daselbst mehrere Weiber beschäftigt: einige stampften die Körner in einem ausgehöhlten Baumstamme, andere brachten das Maismehl in ein thönernes, mehrere Fuß hohes, nach unten schmales, nach oben breites, ungebranntes Gefäß, worin es mit einer großen Menge Wassers gekocht wurde. Bei unserer Erscheinung flohen sie, kehrten aber, als wir freundlich scherzende Minen zeigten, zu ihrem Geschäfte zurück. Eine alte und mehrere junge Indianerinnen nahmen mit den Händen das grob geschrotene und abgekochte Mehl aus dem Topfe, kauten es, und brachten es darauf wieder in den Topf zurück. Durch diese Zubereitung wird bewirkt, daß der Absud binnen vier und zwanzig Stunden in eine geistige Gährung übergeht, und berauschend wird.

Während wir dieser so wenig einladenden Vorbereitung zusahen, bemerkte Einer von uns eine kleine Schlange aus dem Boden kriechen, welche man hier zu Lande wegen des dicken Schwanzes zweiköpfige, Cobra da duas cabeças nennt. Die Indianer fürchteten sie als giftig, und flohen entsetzt vor dem Naturforscher, der sie am Kopfe gepackt hatte, und damit spielend sie ihnen entgegentrug. Nichts hätte diesen Natursöhnen eine größere Ehrfurcht vor uns einflößen können; sie betrachte-

ten uns von nun an mit derselben Scheu, welche sie vor den Pajés (ihren Zauberern, Priestern und Aerzten) hegen, ein Gefühl, das wir bei ihnen nicht ungerne unterhielten.

Gegen Abend vernahmen wir aus dem Walde den wiedertönenden Schall des Ochsenhorns. Allmählig schlichen sich die Gäste ganz leise zur Hinterthüre herein, und in Kurzem füllte sich die Scheune, wohin das Getränk gebracht worden war, mit einer Menge Indianer. Nach und nach kamen auch die ferner Wohnenden in einzelnen Trupps, jeder mit der ganzen Familie, und mit Sack und Pack gleichsam wie bei einer Auswanderung an; die Männer, welche ihre Pfeile und Bogen noch nicht in der Nähe des Waldes versteckt hatten, verbargen sie hier; die Weiber setzten ihre Körbe nieder, nahmen die Kinder auf den Nacken, und suchten das Trinkgefäß (Cuja) hervor. Ohne unter sich oder mit anderen zu reden, durchforschte jedes Glied der Familie mit einem unstäten Blicke die Umgebung; die Männer näherten sich einander, und begrüßten ihre Nachbarn höchstens durch Vorschiebung des Mundes und einen kaum vernehmbaren Nasenlaut. In der Mitte der Anwesenden und dem Topfe zunächst stand der Anführer, welcher durch Stärke, Schlauheit und Muth einige Herrschaft über sie erlangt, und durch Marlier den Titel eines Capitão erhalten hatte. In seiner Rechten hielt er die Maracá, die schon erwähnte Kastagnette, welche sie Gringerina nennen, und klapperte damit, indem er zugleich taktmäßig mit dem rechten Fuße stampfte. Mehr gehend als tanzend bewegte er sich hierauf langsam, mit eingebogenen Knien und vorwärts geneigtem Leibe um den Topf, wohin er stets die Augen gerichtet hatte. Der Tanz, welcher im Rhythmus einen Dreischlag beobachtete, wurde von ihm mit einem leisen, monotonen, und wenn er stampfte, stärker betonten Gesange begleitet. Je öfter sich der Gesang wiederholte, desto feierlicher und feuriger ward der Ausdruck in Stimme und Mienen. Alle Uebrigen standen unbeweglich um den Topf her, gafften ihn schweigend an, und nur bisweilen, wenn die, wie es schien, improvisirten Worte des Tänzers sie reizten, brachen sie in ein unmäßiges Schreien aus. Nach diesem abgemessenen Kreistanz, wodurch wahrscheinlich eine Beschwörung und Abhaltung böser Geister bezweckt werden sollte, näherte sich der Anführer dem Topfe, nahm dem Nachbar die Trinkschaale, welche dieser bereit hielt, aus der Hand, schöpfte damit gravitätisch aus dem

Topfe und nippte davon. Das Klappern mit der Gringerina und der einförmige Gesang begannen von neuem; der Anführer trank hierauf die Hälfte der Schaale aus und reichte sie den Anderen; nun schöpfte jeder beliebig aus dem Topfe, und der Dreischlag und die monotone Musik wurden allgemein und immer tumultuarischer, je länger die Schaalen die Runde machten. Auch uns reichte man eine volle Cuja, und wir mußten, obgleich mit Ekel erfüllt, doch dem Rathe unseres Geleitsmannes folgen, sie zu leeren, um den Indianern keine Ursache zu Mißtrauen zu geben. Das Getränke ist an Geschmack unserem Malzbiere ähnlich und, in Menge genossen, berauschend, welche Wirkung sich gegen das Ende des Trinkfestes auch nur zu deutlich durch das wilde Springen, das tobende Singen von Hyl ha-ha! zu erkennen gab. Man hatte uns Hoffnung gemacht, bei dieser Gelegenheit auch die Tänze der Coroados sehen zu können; allein gegen Abend, nachdem der Kopf und Magen überfüllt waren, schlich sich ein Trupp derselben nach dem andern davon, gleichsam als hätten sie Abrede genommen.

Am Tage nach unserer Ankunft in Guidowald hatte sich hier auch eine Horde von Puris blicken lassen, welche in diesen Gegenden umherzieht. Sie schlichen scheu um die Häuser, faßten jedoch endlich den Muth einzutreten, und schienen, nachdem wir ihnen einige kleine Geschenke gemacht hatten, Zutrauen zu gewinnen, indem sie nicht ungerne bei uns verweilten. Man konnte leicht bemerken, daß sie roher, aber deshalb auch minder mißtrauisch waren, als die schon längere Zeit von den Portugiesen unterjochten Coroados. Während des Trinkfestes der letzteren hielten sie sich im benachbarten Walde verborgen; als sie aber nach Beendigung desselben von unserem Begleiter eingeladen wurden, kamen sie noch spät in der Nacht, nachdem alle Coroados sich in ihre Hütten zurückgezogen hatten, herbei und zeigten sich, durch Geschenke ermuntert, zum Tanze bereit. Sie gingen ganz nackt, wie sie von der Natur geschaffen waren. Einige Weiber hatten Schlangen ähnliche Zeichnungen auf den Armen und andere Figuren von schwarzer und rother Farbe im Gesichte. Wir gaben ihnen Stecknadeln, schmale Bänder, bleierne Soldaten und Reiter u. s. w. Sie banden letztere an Fäden und hingen sie um den Hals. Hiebei hatten wir Gelegenheit, die Unmündigkeit dieser Leute zu bedauern. Nachdem sie dieses Geschenk mit gierigen Blicken empfangen und lange betrachtet hat-

ten, befühlten sie den Kopf, den Mund, die Füsse des Pferdes und der Bleisoldaten, und schienen sich allmälig durch immer neues Betrachten und Betasten überzeugen zu wollen, ob das Vorgestellte Täuschung oder Wahrheit wäre. Als sie durch reichliche Gaben von Branntwein, den sie wie alle Indianer leidenschaftlich lieben, zutraulich gemacht und erhitzt waren, begannen sie Nachts auf einem freien Platze nicht weit von der Fazenda Guidowald ihren Tanz. Hatte schon vorher der gedrungene kleine Wuchs, die braunrothe Farbe, das kohlschwarze, unordentlich herabhängende Haar, die unangenehme Bildung des breiten, eckigen Gesichtes und der kleinen schief einwärtsstehenden, unstät blinzelnden Augen, endlich der trippelnde, kurze, leise Gang dieser Waldmenschen in uns die wehmüthigsten Gefühle über die Verkümmerung des Menschlichen an ihnen erregt, so steigerten sich diese noch durch den melancholischen Ausdruck ihrer Festlichkeit bei dem nächtlichen Dunkel. Die Männer stellten sich neben einander in Linie; hinter ihnen standen gleichfalls in Linie die Weiber. Die männlichen Kinder, oft zwei und drei, umfaßten sich und die Väter, die weiblichen die Mütter von hinten um die Lenden. In dieser Stellung, begannen sie ihr düsteres, „Hán-jo-há, há-ha-há." Unter schwermüthigem Affecte wurden Gesang und Tanz einigemal wiederholt, und beide Reihen bewegten sich langsam in einem gemessenen Dreischritt vorwärts. In den ersten drei Schritten setzten sie den linken Fuß vor und neigten die linke Seite; beim ersten und dritten Schritt stampften sie mit dem linken, beim zweiten mit dem rechten Fuße; in den folgenden drei Schritten setzten sie zuerst und zuletzt den rechten Fuß vor, indem sie sich rechts neigten. Auf diese Weise bewegten sie sich abwechselnd in kleinen Schritten etwas weniges vorwärts. Sobald ihr Thema zu Ende war, liefen sie, die Weiber mit den Töchtern zuerst, und dann die Männer mit den Knaben, wie in einer Flucht, unordentlich rückwärts. Sie stellten sich hierauf von neuem und begannen so wiederholt dieselbe Scene. Ein Neger, welcher lange Zeit unter den Puris gelebt hatte, legte uns die bei diesem Tanze gesungenen Worte als eine Klage aus, wie sie nämlich eine Blume vom Baume hätten pflücken wollen, aber herabgefallen seyen. Keine Deutung hätte uns bei diesem melancholischen Auftritte näher liegen können, als die von dem verlornen Paradiese. Je länger die Puris ihren Tanz fortsetzten, desto lebhafter wurden sie dabei und desto lauter erhoben sie die Stimme. Später begannen sie die Melodie mit einigen

anderen zu verwechseln, und der Tanz nahm allmälig einen andern Charakter an. Die Männer sprangen vom Gesange besonders hingerissen, aus ihrer Reihe zu den Umstehenden, um sie mit einem Stoße mittelst des Bauches zu begrüßen. Dieses geschah einmal gegen Einen von uns mit solcher Heftigkeit, daß er sich durch die Freudenbezeigung halb ohnmächtig hinwegbegeben mußte, worauf unser Soldat an dessen Stelle den Stoß, wie es die Sitte erheischte, zu erwiedern sich angelegen seyn ließ.

Alle Indianer, welche wir hier von den Stämmen der Puris, Coropós und Coroados zu sehen bekamen, waren von einander in Körperbau und Gesichtsbildung auffallend wenig unterschieden, und die individuellen Züge derselben schienen, vermuthlich aus Mangel an Ausbildung, von dem allgemeinen Raçezug viel mehr beherrscht, als dieses bei den übrigen Raçen jetzt noch der Fall ist. Die Indianer sind von kleiner oder mittlerer Statur, die Männer vier bis fünf, die Weiber im Allgemeinen etwas über vier Fuß hoch; alle von stämmigem, breiten und gedrungenen Körperbau. Nur selten bemerkt man unter ihnen Einige von höherem schlankeren Wuchs. Ihre Brust ist breit, der Hals kurz und stark; der Bauch stark hervorhängend, jedoch weniger als bei dem Neger; die Extremitäten sind kurz, die unteren nichts weniger als voll, namentlich die Waden, die oberen rund und musculös. Der Fuß ist hinten schmal, nach vorn hin sehr breit, die große Zehe von den übrigen abstehend; die Hände sind fast immer kalt, die Finger verhältnißmäßig dünn, die Nägel, welche sie sich beständig abzunagen pflegen, sehr kurz. Die Hautfarbe ist ein mehr oder weniger tiefes Kupferbraun, nach dem Alter, der Beschäftigung und dem Gesundheitszustande des Individuums etwas verschieden. Neugeborne Kinder sind gelblich weiß, wie Mulatten; Kranke erhalten eine bräunlich gelbe Farbe; äußerst selten trifft man unter ihnen Kakerlacken oder Dunkelgefleckte. Im Ganzen sind sie um so dunkler gefärbt, je kräftiger und thätiger sie sind. Gegen den Unterleib und an den Extremitäten geht die rothbraune Farbe bisweilen in eine schwärzlichere über; im Innern der Gelenke dagegen wird sie blasser oder weißlich. Erröthen kann der Indianer eigentlich nicht. Nur nach langem Umgange mit den Weißen und nach erhaltener Bildung bemerkten wir bei den Indianern Farbenwechsel als Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Uebrigens ist ihre Haut sehr fein, weich, glänzend, und der Sonne ausgesetzt zum Schweiße

geneigt. Die langen, harten, straffen, glänzend schwarzen Haare hängen dicht und unordentlich vom Haupte herab. Am Kopfe zeichnen sich, der breiten Brust entsprechend, besonders das Mittelhaupt und die hervorstehenden Backenknochen durch Breite aus. Die Stirne ist niedrig, durch die hervorstehenden Stirnhöhlen höckerig am Grunde, oben enge und stark zurückgelehnt. Das Hinterhaupt hängt bei weitem weniger nach hinten, wie bei dem Neger, dessen Schädel überhaupt schmäler und viel länglicher ist, als der des Indianers. Das Antlitz ist breit und eckig, und springt nicht so sehr hervor wie beim Neger, aber mehr als bei dem Kalmucken oder dem Europäer. Die Ohren sind klein, nett, etwas auswärts gerichtet, die Ohrläppchen nicht durchbohrt und durch schwere Körper verunstaltet, die Augen klein, schwarzbraun, seitwärts stehend, mit dem innern Winkel gegen die Nase gekehrt, und von dünn behaarten, in der Mitte hoch nach oben gezogenen Augenbraunen beschützt; die Nase ist kurz, nach oben sanft eingedrückt, nach unten platt, jedoch nicht so breit gedrückt wie bei dem Neger; die Nasenlöcher sind breit, kaum ein wenig nach außen stehend, die Lippen bei weitem nicht so dick und wulstig wie bei dem Neger; nicht die untere, sondern die obere ist etwas hervorragend oder beide sind gleich; der Mund ist kleiner und geschlossener als beim Neger. Die Zähne sind sehr weiß, die Schneidezähne breit, und in gleiche Linie gestellt; die Eckzähne ragen hervor. Im Allgemeinen ist der Körperbau des Indianers stämmig, breit und kurz, während der des Negers lang und schlank ist; er nähert sich somit mehr dem der übrigen Raçen, besonders der Chinesen und Kalmucken, wenn gleich diese von hellerem Teint sind, und gebildetere Züge haben. Mißgebildete und Verkrüppelte haben auch wir unter den Indianern nicht getroffen, weshalb Einige glauben, daß sie solche gleich bei der Geburt umbringen.

Das Temperament des Indianers ist beinahe noch unentwickelt und spricht sich als Phlegma aus. Alle Seelenkräfte, ja selbst die höhere Sinnlichkeit scheinen sich wie in einem Zustande der Erstarrung zu befinden. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, Demuth, dem Ehrgeize und überhaupt allen zarten und edlen Regungen, welche die menschliche Gesellschaft zieren, theilnahmslos, verschlossen, gebraucht der Indianer nichts, als seine von Natur aus scharfen Sinne, seine Schlauheit und sein zuverläßiges Gedächtniß, und zwar nur da, wo es Krieg

oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angebt. Gefühllos für die Reize des Gaumens, besonders zur Fleischnahrung geneigt, ist der Indianer im Allgemeinen mäßig, und folgt ohne bestimmte Zeitordnung nur dem Bedürfnisse, ja hungert oft seiner Bequemlichkeit zu Gefallen; leidenschaftlich dagegen ist er dem Trunke seiner Vinhassa oder, wenn er dessen theilhaftig wird, des Branntweins ergeben. Still, folgsam im Dienste des Weißen, hartnäckig ausdauernd in der angewiesenen Arbeit, durch keine Behandlung zum Zorne, wohl aber zu langwieriger Rachsucht reizbar, ist er, wie die Colonisten zu sagen pflegen, nur geboren, um befehligt zu werden. Weder diebisch noch betrügerisch, und zu Nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln und von der Familie abgesondert. In der Krankheit von den Colonisten auch noch so sorgfältig verpflegt, oder überhaupt mit Wohlthaten begünstigt, fühlt er während der Genesung nur um so lebhafter seinen nomadischen Instinct, und flieht, aller Dankbarkeit beinahe unfähig, selbst ohne nähere Veranlassung in seine finstern Wälder zurück. Nichts weniger als gesprächig, schläft er auch während eines Theils des Tags, spielt außer der Jagdzeit mit seinen Hausthieren, oder stiert gedankenlos vor sich hin, zuweilen wie im Traume von gespensterhaften Phantasien geschreckt. Fest gewurzelt in der Gegenwart, erhebt er fast nie sein Auge zu dem gesammten Sternenhimmel. Jedoch beherrscht ihn eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor einzelnen Gestirnen. Es ist aber nicht die Sonne, welche seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, sondern der Mond, von dem er insbesondere, wie seine Zeitrechnung, auch Gutes und Schlimmes abzuleiten pflegt. Da alles Gute unbemerkt an ihm vorübergeht, und nur das Widerwärtige Eindruck auf ihn macht, so erkennt er keine Ursache des Guten, oder keinen Gott, sondern nur ein böses Princip, welches ihm bald als Eidechse, als Mann mit Hirschfüßen, als Krokodill, Onze begegnet, bald sich in einen Sumpf u. s. w. verwandelt, ihn irreführt, neckt, in Schaden und Gefahr bringt, oder gar tödtet.

Den nächsten Verkehr mit den Dämonen schreiben sie ihrem Pajé zu, der viele wirksame Kräuter kennt, zugleich ihr Arzt und Priester zu seyn scheint, und sich durch allerlei zauberhafte Gaukeleien bei ihnen in Ansehen zu erhalten weiß. In ungewöhnlichen Fällen wird er um Rath gefragt, den er nach gepflo-

gener Rückſprache mit dem Dämon, wozu er finſtere, ſtürmiſche Nächte auswählt, ertheilt. Gewiſſe Thiere, wie eine Art Ziegenmelker und die klagenden Geierarten, Caracaraí und Cáoha, ſind dem Pajé Boten von Verſtorbenen, und deshalb von Allen hochverehrt. Auch trägt der Indianer Gehänge von Eckzähnen der Onzen, Affen, von gewiſſen Wurzeln, Früchten, Muſcheln und Steinen um den Hals, indem er glaubt, daß er ſich hiedurch gegen den Anfall wilder Thiere und gegen Krankheiten ſchützen könne. Der Pajé giebt allerlei Arzneimittel, die oft unter Zauberformeln bereitet werden, und erhält die Geſpenſterfurcht der Indianer durch abergläubiſche Gebräuche und Erzählungen; oft aber werden die Unglücksfälle, Krankheit und Tod der Nachbarn ſeinen Hexereien zugeſchrieben, und er bezahlt dann ſein Amt mit dem Leben. Uebrigens hat der Pajé eben ſo wenig Einfluß auf den Willen der Menge, als irgend ein Anderer, denn ſie ſind ſich alle gleich, und leben außer allem geſellſchaftlichen Verbande, weder in republicaniſcher noch in patriarchaliſcher Verfaſſung. Selbſt das Familienverhältniß iſt unter ihnen ſehr loſe; nur ſelten nimmt ſich der Aelteſte ſeiner Abkömmlinge an, und ſchlichtet ihre Streitigkeiten und Raufereien. Zwiſchen Aelteren und Jüngeren herrſcht keine Rangordnung, denn das Alter ſcheint bei ihnen keine Würde zu geben. Oft ſahen wir Kinder und Jünglinge vor den Aeltern ſich die größten Unanſtändigkeiten erlauben, noch ehe die Aeltern von den Speiſen genommen hatten, von denſelben nehmen, den beſten Platz an der Feuerſtelle beſetzen, vorlaut entſcheiden, ſich zanken u. ſ. w., ohne daß es Jemanden von ihnen aufgefallen wäre. Der Einfluß der Portugieſen hat unter ihnen die Klügſten hervorgehoben, welche ſich geſchmeichelt fühlen, Capitão genannt zu werden, und eine gewiſſe Suprematie über die Anderen ausüben. Wenn ſie Krieg führen, iſt der beſte Jäger, welcher am meiſten Feinde oder Onzen u. ſ. w. erlegt hat, und am meiſten Schlauheit beſitzt, ihr Anführer. Zu Hauſe wird ſein Befehl nicht gehört, oder der Einzelne folgt ihm da, wo es ihm gefällt, und weil jener ſich die Mühe nimmt für ihn zu denken, oder etwas Vortheilhaftes, wie z. B. einen ergiebigeren Jagdplatz, einen Austauſch von Waaren mit den Weißen zur Sprache bringt. In ſeinem Hauſe ſchaltet Jeder nach Gefallen; oft leben mehrere Familien in einer Hütte, und dennoch ganz getrennt und unabhängig von einander. Sie achten ihr Beſitzthum gegenſeitig, haben, was Speiſe und Getränk angeht, größtentheils ge-

meinsames Gut, und kommen deshalb selten mit einander in Streit.

Ihre Ehen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen, die einzige Ceremonie ist die Ueberreichung von Wildpret oder Früchten, welche der Bewerber den Aeltern seiner Braut bringt, wodurch er sich stillschweigend anheischig macht, die Frau durch Jagd zu ernähren. Während der Mann sich bloß mit Jagd, Krieg und der Bereitung seiner Waffen beschäftigt, liegt den Weibern alle Sorge für das Hauswesen ob. Sie pflanzen und erndten, wenn diese Art von Cultur bei ihnen schon eingeführt ist; sie suchen Bataten und Früchte im Walde für die Haushaltung, und besorgen den nöthigen Hausrath an irdenen Geschirren und an Flechtarbeit. Die Weiber sind im Allgemeinen die Sclavinnen des Mannes, und müssen sich bei dem nomadischen Umherziehen mit allem Nöthigen wie Lastthiere bepacken, ja selbst das von den Männern erlegte Wild aus dem Walde abholen. Das Kind wächst, vom Vater gar nicht, von der Mutter instinctartig geliebt, jedoch wenig gepflegt auf. So lange es noch nicht laufen kann, wird es von der Mutter auf dem Rücken herumgeschleppt, und schläft zwischen den Aeltern in der Hangmatte; später geht es seine eigenen Wege, ruht in der Asche am Feuer oder in einer eigenen Hangmatte, und zeigt sich bald geschickt genug, Insectenlarven und Früchte aus dem Walde zu holen. Sich selbst so überlassen wachsen die Kinder heran; der Knabe folgt bald dem Vater auf die Jagd, lernt mit Bogen und Pfeil umgehen, übt sich, Schnüre aus Palmblattfasern geschickt zu flechten, ahmt durch lockere Verschlingung der Schnüre allerlei Thiere, schwimmende Fische, Schlangen nach, und unterhält sich mit der Bodoque, einer Art Schleuder, woraus sie Thonkugeln werfen, um kleine Vögel zu erlegen. Die Jünglinge heirathen mit fünfzehn bis achtzehn, die Mädchen mit zehn bis zwölf Jahren. Die Heirath bildet keine besondere Epoche in ihrem Leben, und die hiesigen Indianer, welche nicht, wie die am Amazonenflusse, die Periode der Mannbarkeit der Jünglinge sowohl als der Mädchen mit eigenen Festen bezeichnen, haben in ihrem Leben wenige Abschnitte. Nur die Geburt und der Tod geben Veranlassung zu eigenen Ceremonien. Ihre Feste werden ohne Rücksicht in jeder Jahreszeit gehalten, die Veranlassung dazu wird besonders von dem Reifen der Früchte genommen. Gar häufig verlassen daher mehrere Familien ihre bisherigen Woh-

nungen und lassen sich da nieder, wo neue Früchte reifen, oder wo es bessere Jagd giebt. Nach einem glücklichen Feldzuge werden die Siege in lärmenden Tänzen und Gesängen gefeiert, und die Coroados pflegen dabei die erbeuteten Gliedmassen ihrer Feinde, der Puris, mit Pfeilen zu durchbohren und bei der Vinhassa herumgehen zu lassen, um daran zu saugen.

Die Indianer sind wenig krank und erreichen gemeiniglich ein hohes Alter, welches sich jedoch äußerst selten durch graue Haare verräth. Häufig nehmen sie durch Gewaltthätigkeit oder Unglücksfälle ein Ende.

Stirbt ein Indianer, so wird er in der Hütte begraben, welche hierauf, wenn es ein Erwachsener war, verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird in einer hockenden Stellung, entweder in einen großen Topf von Thon gesteckt, oder in Bast oder altes Baumwollenzeug gewickelt, unmittelbar in die Erde gegraben, die sodann unter jämmerlichem Geheule mit den Füßen stark eingestampft wird. Auf das Grab legen sie eine Zeitlang die Waffen der Verstorbenen, auch Speisen, Wildpret, und pflegen die Todtenklage täglich zweimal zu wiederholen, wobei sie sich die Haare kurz abschneiden, oder sehr lang wachsen lassen, die Weiber sich auch am ganzen Körper schwarz färben sollen. Noch lange nach dem Hinscheiden feiern sie das Gedächtniß der Todten, wenn sie zufällig an die Stelle kommen, wo sie begraben liegen, durch Klagegeheul. Bei den Puris soll auch eine Art Leichenrede gehalten werden Die Seele des Abgeschiedenen ist nun nach ihrer Ansicht in einem angenehmen Walde voll von Sapucajabäumen und Wildpret, wo es ihr in Gesellschaft aller Verstorbenen sehr wohl geht. Welche Vorstellung die Indianer von der Natur der Seele haben, ist nur nach langem Umgange mit ihnen, und durch Eingehen in ihre Denkweise zu erforschen möglich; so viel schien uns aber gewiß, daß sie an eine Fortdauer derselben nach dem Tode glauben. So verlassen sie aus einer gespensterartigen Furcht die Hütten, worin sie ihre Verwandten begraben haben, geben dem Leichnam Victualien gleichsam als eine Wegzehrung mit, und scheuen sich den letzten Ruheort der Todten zu stören, aus Furcht, daß diese ihnen sonst erscheinen und sie quälen möchten.

Wir besuchten die Aldeas der Coroados zu allen Stunden,

und erhielten so einen lebendigen Eindruck von dem ganzen Tageslaufe dieser Naturmenschen. Sobald das Sonnenlicht die Hütte des Indianers erhellt, erwacht er, steht sogleich auf und tritt unter die Thür, wo er gewöhnlich einige Zeit mit Ausrecken und Reiben der Glieder hinbringt, bis er sich endlich in den Wald begiebt. Hierauf geht er zur Hütte zurück, wo er die noch fortglimmenden Kohlen des gestrigen Feuers hervorsucht, oder es mittelst zweier trockenen Holzstäbe, deren einen er quirlend auf dem andern bis zur Entzündung reibt, und durch Vorhalten dürren Grases oder Strohes von neuem anmacht. Der gesammte männliche Theil der Bewohner nimmt hierauf Theil an dem Geschäfte: die Einen schleppen Holz aus dem Walde herbei, die Anderen schüren das Feuer zwischen einigen großen Steinen an, und sämmtliche hocken sich dann, auf die Spitzen der Zehen gestützt, ringsum dasselbe nieder. Ohne einander anzusehen, oder mit einander zu sprechen, bleiben sie oft mehrere Stunden in dieser Stellung und nur beschäftigt, das Feuer zu unterhalten, oder zum Frühstücke Bataten, Bananen, Maiskolben u. s. w. in der Asche zu rösten. Ein heimischer Affe oder irgend ein anderes ihrer zahlreichen Hausthiere, womit sie spielen, dient ihnen dabei zur Belustigung. Der Weiber erstes Geschäft, nachdem sie die Hangmatte verlassen, besteht darin, daß sie sich und ihre Kinder bemalen, und darauf geht eine Jede an die bestimmte häusliche Arbeit, an das Abziehen der Fäden von Palmblättern, das Stricken der Netze, die Verfertigung irdener Geschirre, das Reiben der Mandiocca und das Stoßen der Maiskörner, woraus sie mittelst sauerer Gährung ein kühlendes Getränke zu bereiten wissen. Andere gehen in ihre kleinen Pflanzungen, um Mais, Mandiocca, Bohnen zu holen, oder in den Wald, um wilde Früchte und Wurzeln zu suchen. Haben die Männer ihr sehr frugales Frühstück eingenommen, so richten sie ihre Bögen, Pfeile, Schlingen und Lanzen u. s. w. zu. Die ersteren werden aus dem rothen Holze mehrerer Schotenbäume, oder aus dem schwarzen einiger stachligen Palmarten von der Gattung Astrocaryum, mit steinernen Aexten geschnitten, und mit dem scharfkantigen Bambusrohre polirt, oder mit den eingehandelten eisernen Messern zurecht gemacht, die Pfeile selbst von einem Rohre bereitet. Erst wenn die Sonne hoch steht und die Hitze sehr zugenommen hat, liebt der Indianer sich im Bache zu baden, und geht dann gewöhnlich zwischen neun und zehn Uhr auf die Jagd, meistens von der Frau begleitet. Er verfolgt

hiebei die schmalen, kaum bemerkbaren Fußsteige, oder geht quer durch die Waldung. Ist das Ziel seiner Reise entlegen, so bricht er, um den Rückweg leichter zu finden, Zweige von den Gesträuchen ab, die er hängen läßt, oder in den Weg streut. Der Mann trägt in der Hand seine Waffen, und wenn er es eingehandelt hat, ein kurzes Messer mittelst einer Schnur am Halse; die Frau folgt leer, oder mit einem aus Schnüren geflochtenen Beutel, der einige Lebensmittel enthält. Mit vorwärts geneigtem Leibe gehen sie kurzen Schritts, immer sich schmiegend und niedertauchend, durch das Dickicht, und spähen mit Ohr und Auge aufmerksam nach allen Seiten. Bei dem geringsten Geräusche halten sie still, oder verkriechen sich. Wird ein Wildpret erblickt, so schleicht der Indianer äußerst vorsichtig mit gespanntem Bogen näher, und schießt endlich den Pfeil ab, ohne zu fehlen. Die Frau sucht gewöhnlich die Beute und den Pfeil in dem Gebüsche auf. Ihre Pfeile sind von verschiedener Form nach der Größe der Thiere, zum Theile mit Widerhacken versehen; niemals aber haben wir bei diesen Indianern vergiftete Pfeile wahrgenommen. Vögel, welche sie als Hausthiere zu besitzen wünschen, fangen sie mit der Schlinge an einem sehr langen Stocke. Der Indianer schleicht hiebei behutsam hinzu, oder klettert still am Baume hinauf, und hält dem Thiere die Schlinge so lange und so geschickt vor, bis es endlich darin hängen bleibt. Den Gebrauch der Fischangel kannten diese Indianer vor der Einwanderung der Portugiesen nicht, und sie erlegten die Fische durch Pfeilschüsse oder mit langen Wurfspießen. Sind einige kleine Thiere oder ein größeres erbeutet, so hat die Jagd für diesen Tag ein Ende, und die Frau trägt das Wildpret in dem mit Baumbaste an der Stirne festgehaltenen Beutel nach Hause. Die Bereitung des Mittagsmahles ist, wie die Unterhaltung des Feuers, den Männern überlassen. Schweine werden gesengt, andere haarige Thiere mit Haut und Haaren angespießt und ans Feuer gebracht, Vögel oberflächlich gerupft, dann ausgeweidet. Der Körper wird ganz oder theilweise an Stöcke gespießt, am Feuer gebraten, oder in den Topf mit Wasser gesteckt. Will der Indianer einen Theil des Fleisches aufbewahren, so wird dieses auf ein hölzernes Flechtwerk über das Feuer gelegt, und durch Hitze und Rauch so lange gedörrt, bis es so dürr wie Holz ist. Als besonderen Leckerbissen braten sie auch die Gedärme, nachdem sie solche über runde Stöcke gezogen haben. Salz wird bei dieser einfachen Kochkunst nicht angewendet.

Der Indianer liebt gebratenes Fleisch, besonders wenn es noch blutig ist, mehr als gesottenes. Der Tapir, die Affen, Schweine, Armadille, Paca, Agouti sind seine Lieblingsspeisen; er ißt aber auch das Goati, Reh, die Vögel, Schildkröten und Fische sehr gerne, und nimmt im Nothfalle mit Schlangen, Kröten und großen gebratenen Insectenlarven fürlieb. Das Mittagsmahl wird gemeiniglich nach der Jagd gegen vier Uhr genossen. Die Bewohner der Hütte, oder auch jeder Nachbar und Stammverwandte, welcher eben gegenwärtig ist, nimmt Antheil an dem Mahle; ein Jeder reißt sich dabei ohne Rangordnung ein Stück von dem Braten, und hockt sich damit, entfernt vom Feuer und abgesondert von den Uebrigen, in einen Winkel der Hütte, oder unter einen Baum. Vor allem theilen sie ihren Hühnern und Hunden mit, welche sie von den Colonisten sich angeeignet haben, und sehr schätzen, und dann beginnen sie das Fleisch nach den Längenfasern abzuzupfen, um es zu essen. Ihr Gewürz ist gewöhnlich eine Beere von der Malaquetta. Die Frau bringt zu diesem Mahle in die Nähe des Feuers die Cuja mit Mandioccamehl, wovon sich ein Jeder eine Hand voll nimmt, um das Mehl mit derselben Geschicklichkeit, wie die Colonisten, behaglich sich in den Mund zu werfen. Ist das Mahl vollendet, so holt ein Glied der Familie aus dem benachbarten Bache, eine Cuja Wassers, woraus dann Jeder beliebig trinkt. Gleich nach dem Essen liebt der Indianer in der Hangmatte zu schaukeln, oder darin zu schlafen. Ausser dem Mittagsmahle hält er keine Mahlzeit, wohl aber ißt er inzwischen Früchte des Waldes, Bananen, Wassermelonen u. s. w., die er in der Nähe der Aldea baut, oder oft auch aus den benachbarten Anpflanzungen der Colonisten entwendet. Ist ein Trinkfest veranstaltet, so beginnt vor Sonnenuntergang das Trinken der Vinhassa, und dauert unter tumultuarischem Tanz und Gesang bis gegen Tagesanbruch, worauf sie halb berauscht den Morgen bis zehn Uhr in dem Netze zubringen. Derjenige, welcher am meisten Mais gebaut und vorräthig hat, ist der Wirth für die Bewohner der benachbarten Aldeas, und während jedes Gelages wird Ort und Tag zu dem nächsten verabredet. Man will bemerkt haben, daß die Coroados am häufigsten den Sonnabend zu dieser Lustbarkeit wählen. Auch über die Fehden und Kriegszüge gegen einen benachbarten Stamm und über gemeinschaftliche Jagd wird meistens bei diesen Festlichkeiten berathschlagt.

So geben dem Indianer unter Jagd, Krieg, wilden Festen und mechanischen häuslichen Beschäftigungen in einer rohen, gefühllosen Lebensweise Monate und Jahre hin, ohne daß er sich eines höheren Berufes der Menschheit bewußt wird. Wenn er auch allmälig anfängt, mit den Herren des Landes einigermassen in Verkehr zu treten, so sind ihm doch gesellschaftliche Tugenden unbekannt. In der Nähe der Colonisten verläßt er sich mehr auf ihren, als auf seinen eigenen Fleiß, und raubt, wenn ihn Mangel drückt, in dessen Pflanzungen und Viehstand. Das Christenthum zu verbreiten sind zwar der Geistliche und überhaupt die Portugiesen in S. João Baptista sehr bemüht; allein selbst die gebildeteren Coroados und Coropós haben bis jetzt keine Ahnung von dem Wesen der christlichen Religion, und nehmen höchstens an den äußeren Gebräuchen und auch hierin nicht ausdauernden Antheil. Es ist zwar nichts Seltenes, daß diese Naturmenschen sich zur Trauung in der Kirche einfinden, oder ihre Kinder zur Taufe bringen; jedoch reizt sie hiezu nur die Ceremonie, welche sie staunend angaffen, ohne dabei irgend eine Gemüthsbewegung oder Nachdenken zu verrathen. Sie unterscheiden sich auch hierin sehr von dem Neger, der nichts mehr liebt, als die Ceremonien und die Function der Geistlichen selbst nachzumachen.

Obgleich wir in kurzer Zeit das Vertrauen der uns umgebenden Coroados erlangt hatten, und ohne Furcht unter ihnen verweilen konnten, ward doch in uns der Wunsch allmälig lebhafter, den düsteren Aufenthalt zu verlassen, wo wir uns gleichsam wie von Wahnsinnigen umgeben fühlten. Unsere Sammlungen waren schon mit den Seltenheiten der Umgegend bereichert, und durch die Gefälligkeit des Directors erhielten wir auch das Skelet eines vor nicht langer Zeit im Kampfe erschlagenen Coroado, das wir als ein wichtiges Document mit großer Sorgfalt vor den abergläubischen Wilden verbargen. Da die Directoren bisweilen einige Indianer in die volkreicheren Orte schicken, um durch ihre Aussagen bei der Rückkehr auf ihre Landsleute günstig zu wirken, so machte uns derselbe im Presidio den Antrag, einige Indianer als Begleiter nach Villa Rica mitzunehmen. Am Abend vor der Abreise brachte er daher zwei junge Coroados in unsere Wohnung, und ermunterte sie zur Abreise mit uns durch Branntwein und durch die Hoffnung, als Capitão mit einer bunten Kleidung zurückzukehren. Es war hiebei lächer-

lich anzusehen, welche Wirkung eine glänzende Uniform auf diese Naturmenschen machte. Man zog sie Einem derselben an, setzte ihm einen Dressenhut auf, und hielt ihm den Spiegel vor. Betroffen und stolz begaffte er bald sich bald sein Bild, und befühlte die neue Kleidung und den Spiegel von allen Seiten; obgleich er sich das zauberhafte Bild nicht erklären konnte, so schien doch ein wohlgefälliges stolzes Gefühl über alle seine Zweifel die Oberhand zu behaupten. Von diesem Augenblick an war sein Entschluß gefaßt, und er freute sich uns zu folgen. Er gewöhnte sich bald an uns, begleitete uns auf einem großen Theile der Reise, und erhielt von uns wegen seiner Anhänglichkeit den Namen Custodio. Am 17 April verließen wir Guidowald. Die Furcht, daß die Indianer Kunde von dem Skelete, welches wir mit uns führten, haben, und uns feindlich überfallen könnten, beschleunigte unseren Entschluß und unsere Schritte, um aus diesen nächtlichen Urwäldern in die freundlichen Campos zurückzukehren. Schon hatten wir das Presidio de S. João Baptista eine gute Strecke hinter uns, als wir in der dichtesten Waldung plötzlich vor einem Zuge von dreißig bis vierzig Indianern standen, welche familienweise in einzelnen Trupps, Männer, Weiber und Kinder, mit Sack und Pack, alle nackt einherzogen, um, wie wir später erfuhren, einem Trinkfeste einige Stunden seitwärts von hier beizuwohnen. Kaum hatten sie uns wahrgenommen, so machten sie sogleich Halt, beobachteten uns unschlüßig mit unsicheren Blicken, und versteckten sich dann, die Männer mit Pfeil und Bogen in der Hand, einzeln hinter Bäume. Erschreckt durch diese plötzliche Erscheinung befürchteten wir Anfangs, daß es auf einen Ueberfall abgesehen wäre; nachdem sie aber zögerten, uns anzugreifen, legten wir unsere Waffen bei Seite auf den Boden nieder, und gingen ihnen mit freundlichen Mienen und unter dem pantomimischen Ausdrucke, daß wir dort die Waffen niedergelegt hätten und ihnen nichts zu Leide thun würden, entgegen. Sobald wir uns dem Ersten des vordersten Haufens näherten, klopften wir ihm auf die Schultern, zeigten nochmals auf die fern liegenden Schießgewehre, ließen ihnen unsere Ausbeute an Thieren und Pflanzen sehen, und bedeuteten ihnen, daß wir uns nur hiemit beschäftigten, und sie daher ruhig fortwandern könnten. Einer derselben, der uns schon früher in der Fazenda Guidowald gesehen hatte, wurde hierauf etwas freundlicher gegen uns, schien durch einige Worte seinen Kameraden unsere Aussage zu bestätigen, und so schieden wir

denn beiderseits in Frieden. Ein anderes Abentheuer begegnete uns, noch ehe die Serra de S. Geraldo, oder de S. Jozé erreicht war. In einem dichten Gehäge zogen wir an einer indianischen Hütte vorüber, aus der ein altes, nacktes Mütterchen, und, wie Custodio uns später sagte, seine Verwandte, ihm einige Worte zurief. Sie fragte ihn nämlich besorgt, wohin er ginge, und ob man ihn vielleicht mit Gewalt wegführe? als er aber fröhlich antwortete: er ginge den großen Capitão zu sehen, und würde bald selbst als Capitão zurückkommen, rümpfte sie den Mund und entließ ihn. Wir überstiegen hierauf eiligst das Gebirge, und gelangten in der Richtung von N. W. nach dem kleinen Arraial de S. Jozé Barboza, um hier zu übernachten. Am nächsten Tage führte uns der Weg immer durch dichte Waldung bis nach Sitio, einer ansehnlichen Zuckerfabrik, wo man besonders braune Zuckerbrode fabricirt, welche im Innern am häufigsten mit Wasser genossen werden. In dem kleinen Orte S. Rita hatten wir endlich alle Gefahren überstanden, und konnten uns freuen, wieder in den lichteren Campos und unter menschlicheren Gesichtern zu wandeln. Erst zunächst Oiro fino lenkten wir in die auf der Hinreise betretene Straße ein, und kamen am 21. April wohlbehalten über Mariana nach Villa Rica zurück.

Wanderungen in der Umgegend von Villa Rica.

Der Itacolumi ist die höchste Kuppe der Serra de Oiro Preto. Um diesen Berg zu besteigen, setzten wir Morgens acht Uhr im Thale über den Ribeirão do Oiro Preto, und erreichten Mittags den Gipfel desselben. Der Weg führt durch freundliche Wiesenabhänge, bisweilen durch niedriges Gehölz in die Höhe. Allmälig erweitert sich die Fläche des Berges, und man befindet sich auf einer ausgedehnten, sanft ansteigenden Ebene, in deren Hintergrunde sich der letzte Felsengipfel erhebt. Gegen Mittag standen wir am Fuße der höchsten konischen, theils mit Gras und niedrigem Gebüsche bewachsenen, theils öde Felsenwände darstellenden Kuppe; wir ließen die Maulthiere, auf welchen wir bisher bequem reiten konnten, in den mageren Campos weidend zurück, und erklimmten den letzten Theil des Berges zu Fuße. Von dem Gipfel aus bot sich uns eine herrliche weite Aussicht über alle umgebende Gebirgsrücken dar, welche der colossale Itacolumi, als der höchste Berg der Comarca von Oiro Preto, wie der Kern eines großen Bergsystemes, überragt. Auf dieser Höhe herrschte ringsum tiefe Ruhe und Stille, durch die Bewegung oder den Laut auch nicht eines Vogels gestört; selbst die vorlauten Cicaden dringen mit ihrem monotonen Schwirren nicht hieher. Eine einfache, bescheidene Pflanzenwelt erfreut sich der Alpenfrische dieser Gegend.

Schon in Europa waren wir auf das chromsaure Bleierz, welches in Brasilien sich finden sollte, aufmerksam gemacht worden. Bei näherer Nachfrage erfuhren wir, daß es bei Congonhas do Campo vorkäme. Wir wählten dahin den Weg über Capão, wo wir Gelegenheit hatten, unsere früheren Untersuchungen über die dasige Topasformation zu bestätigen. Von hier aus ritten wir gegen Westen über eine schöne, hügelige, an Abwechslung reiche, aber menschenleere Camposgegend, in welcher wir nur zwei kleine Fazendas, Laranjal und Pires, antrafen.

Mittags erreichten wir die, fünf Legoas westlich von Capão gelegene Eisenhütte de Prata.

Der Aufseher der Eisenhütte begleitete uns am folgenden Tage nach der anderthalb Legoas südsüdöstlich gelegenen Lavra des Senhor Romualdo Jozé Monteiro de Barros, dem Ziele unserer Reise. Hier wurden wir von dem Besitzer, mit jener liberalen, dem Mineiro eigenen Gastfreundschaft aufgenommen.

Am Abende besuchten wir die gegenwärtig verlassene Mine auf einem Felde, Cujabeira genannt, in welcher das chromsaure Blei entdeckt worden ist.

Einige Tage nach dieser Excursion brachen wir nach dem fünf Legoas nördlich entfernt liegenden Dorfe Antonio Pereira auf, um uns von dem Zustande unserer Maulthiere zu unterrichten, die während unseres Aufenthaltes in Villa Rica größtentheils dorthin auf die Weide geschickt worden waren. Die Goldminen von Antonio Pereira haben vor wenigen Jahren eine sehr reiche Ausbeute geliefert; unter Anderen erbaute ein Mineiro mit einem Schacht von sechzig Fuß Tiefe in zwei Monaten vier und zwanzigtausend Crusados; da aber das Werk ohne Kunde und Vorsicht unternommen worden war, verschüttete die plötzlich eingestürzte Grube vierzehn Arbeiter, und die einbrechenden wilden Wässer machten endlich den ferneren Betrieb unmöglich.

Nordwestlich von Antonio Pereira hat Hr. v. Eschwege eine kleine Eisenhütte angelegt, die er durch einen deutschen Schmelzmeister leitet.

Von der Eisenfabrik gingen wir nach dem, in der Richtung von N. O. zwei und eine halbe Legoa entfernten, Arraial de Bento Rodriguez. Die Gegend ist bergig, und die Oberfläche des Bodens beurkundet durch häufige Gräben und Schürfarbeiten den Fleiß der Goldwäscher. Um so befremdender war es uns, in diesem Dorfe wie in vielen anderen wenige Spuren von Wohlhabenheit anzutreffen. Die Häuser sind baufällig, im Innern ärmlich, und die Bewohner sehen sehr kümmerlich aus; Alles verräth, daß die Blüthezeit dieses Districts schon vorüber, und nur noch zerstreute Reste des ehemaligen Reichthums übrig sind. Die Sonne war schon untergegangen, und die dunkle

Tropennacht eingetreten, als wir über ein sehr ungleiches und deshalb gefährliches Terrain bis zu dem bedeutenden Dorfe Inficionado gelangten, wo wir übernachten wollten. Wir fanden eine große Menge der Bewohner unter den erleuchteten Marienbildern versammelt, um das Ave zu beten. Diese Sitte des Mutterlandes wird jeden Abend überall in Brasilien mit Eifer und mit einer fast theatralischen Feier geübt; die Mulatten, denen im Allgemeinen eine eben so bewegliche Zunge, als starke Lunge zu Gebote stehen, übernehmen dabei das Amt des Vorsängers oder des Geistlichen.

Bei Anbruch des folgenden Tages verließen wir den, mit dem Nachlassen der Minen allmälig verarmenden Ort, und machten uns nach der Serra do Caraça auf. Durch einen uns von Rio de Janeiro aus bekannten Steinhändler, der, wie man uns später erzählte, durch Häscher verfolgt, sich eiligst von dem Diamantendistricte entfernte, erfuhren wir unter Wegs, daß es gut sey, die Nacht in dem Hause des Guarda-Môr Innocenzio, am nordwestlichen Abhange des Gebirges zuzubringen, und des andern Tags den Berg zu besteigen. Das Gebirge der Serra do Caraça lag zu unserer Linken. Wir umgingen mehrere steile Abhänge desselben, und erblickten endlich die Fazenda des Guarda Môr, welche auf einem Vorsprunge, von weitem einem stattlichen Castelle ähnlich, die Gegend beherrscht. Als wir auf dem geräumigen Hofe ankamen, hieß uns der Hausherr mit Herzlichkeit willkommen, und führte uns, nachdem er die schöne Aussicht auf das zu unseren Füßen liegende Arraial de Catas Altas, auf die an Amethysten reiche Serra de Itaberava und auf den fernen Itambé gezeigt hatte, in einen Vorsaal, dessen Wände mit geographischen und historischen Karten behangen waren. Ein Globus und mehrere Bücher verriethen, daß der Besitzer sich auch mit wissenschaftlichen Studien beschäftige. In dem Betragen unseres Wirthes, eines ehrwürdigen Greises, lag etwas Feierliches, und unwillkührlich mußten wir an die Quäker denken. In der That gehörte er auch der Secte der Sebastianistas an, welche die Wiederkehr des in der Schlacht von Alcazar gegen die Mauren gebliebenen Königs Don Sebastiaô, und damit die glorreichste Epoche des portugiesischen Reiches noch immer erwarten. Die Anhänger dieser Secte, die sich durch Fleiß, Sparsamkeit und Wohlthätigkeit auszeichnen, sind in Brasilien, und namentlich in Minas Geraës zahlreicher als selbst im Mutter-

lande. Senhor Innocenzio bemühte sich, uns aus einem großen Vorrathe handschriftlicher Prophezeihungen von dem nahen Glücke Brasiliens zu überzeugen; wir versicherten hiebei, wenn auch nicht auf Don Sebastiaô hoffend, dieselbe Ueberzeugung mit ihm zu theilen, daß Brasilien seiner schönsten Blüthezeit noch entgegengehe.

Nach dem frugalen Mahle führte uns der Guarda-Môr in seine Lavra, unmittelbar hinter dem Hause. Diese Goldmine wird schon seit achtzig Jahren, und zwar früher mit sehr vielen, jetzt nur mit achtzig Negern betrieben.

Nachdem wir in der schönen Hauscapelle des wackeren Sebastianista in Gesellschaft der versammelten Nachbarn einer feierlichen Messe beigewohnt hatten, gab er uns einen des Weges kundigen Mulatten zum Führer nach dem Hospicio da Mâi dos Homens im oberen Theile des Gebirges mit, und entließ uns unter herzlichen Segnungen. Ueber grasreiche, von vielen Gräben durchschnittene Abhänge führte uns der Weg an der Westseite des Berges in die Höhe. Allmälig wird die Gegend kahler und steiler; immer fremdartigere Pflanzenformen treten an dem einsamen, felsigen Wege auf, düster bebuschte Hügel und Rinnthäler wechseln mit lachenden Wiesenabhängen oder weißschimmernden Felsenriffen ab, und rauschende Quellen, die zwischen dichten Gehägen von Farnkräutern, Orchiden und Aroiden herabstürzen, laden hie und da zur Ruhe ein. Endlich gelangt man auf einem engen Steige, durch dichte niedrige Waldung, in ein hohes amphitheatralisch geschlossenes Thal, aus dem das freundliche Gebäude des Hospicio hervorglänzt. Die ganze Natur athmet hier Zufriedenheit, und ein unaussprechliches Gefühl von milder Ruhe und Wohlbehagen erfüllt hier die Seele des Wanderers. Auf einer breiten steinernen Treppe steigt man bis zu dem Kloster hinan, welches schon aus der Ferne durch den Kranz wallender Palmenwipfel, die es beschatten, zu verkündigen scheint, daß sich hier dem Unglücklichen ein sicheres Obdach, dem Lebensmüden ein friedliches Asyl öffne. Kein Ort der Erde vermag mehr das Gemüth von irdischen Neigungen und Sorgen zu entfesseln, als diese einsame Wohnung frommer Beschaulichkeit. Den angenehmen Eindrücken, welche die Gegend in der Seele des Reisenden hervorruft, überläßt sich derselbe um so lieber, je seltener sie in einem noch so wenig bevölkerten und so

kunstarmen Lande anzutreffen sind. Das Hospicio de Nossa Senhora Mâi dos Homens steht als Triumph der frommen Beharrlichkeit eines einzigen Mannes da, welcher bloß mit milden Spenden im Jahre 1771 den Bau begann, und nach und nach die Kirche mit Malereien, Schnitzwerk, Silber-, Gold- und Edelsteinschmuck verzierte, die für die Brüder bestimmten Nebengebäude mit bequemem und vollständigem Hausrath versah, und überhaupt das Institut in einen blühenden Zustand setzte. Noch lebte der ehrwürdige Eremit, ein blinder Greis von mehr als hundert Jahren, von Geburt ein Portugiese. Er freute sich innigst, in dieser entlegenen Einsamkeit von europäischen Landsleuten begrüßt zu werden. Da er ohne Beistand anderer Brüder, deren sich damals Keiner hier befand, die Verwaltung zu leiten nicht mehr im Stande war, so wurde diese einem Administrator von der Regierung übertragen. Man nahm uns gastfreundlich auf, und wir erstaunten, reinliche Betten, Tischzeug und andere Bequemlichkeiten im Ueberflusse zu finden. Die Anstalt hat durch fromme Beiträge schon einiges Vermögen erhalten; acht Negersclaven bauen das Land in der Nachbarschaft, oder liegen der Zucht des Rindviehes ob, welches hier trefflich gedeiht. Die hier bereitete Butter übertrifft an Wohlgeschmack und Milde die der Schweizeralpen. In der Nähe des Hospiz hat man auch mehrere europäische Obstarten, wie Pfirsiche, Quitten, Aepfel, Kastanien und Oliven gebaut; die Olivenbäume bringen jedoch, der hohen und kühlen Lage des Ortes ungeachtet, niemals Früchte hervor.

Ungerne verließen wir nach einem zweitägigen Aufenthalte diesen paradiesischen Ort, und stiegen das Hauptjoch des Gebirges hinan, um von da auf der Ostseite nach Inficionado hinabzukommen. Auch auf diesem Wege bot jeder Schritt neue Gegenstände und neue Schönheiten dar. Längs einem krystallhellen Waldbache gingen wir in einem frischen Nebenthale, von steil anstrebenden Felsen eingeschlossen fort, bis sich ein Durchgang zwischen den beschränkenden Felsen öffnete, und wir eine hohe Felsenterrasse mit Vellosien bewachsen erreichten, die uns noch den letzten Blick nach dem einsamen Kloster gestattete. Von nun an ward der Weg abwärts immer steiler, so daß es nicht räthlich schien, auf dem Maulthiere zu bleiben. Höhere Gebüsche und Bäume verließen allmälig den Wanderer, der sich zwischen niedrigen Gesträuchen mühsam durchzuarbeiten hatte. Von

der Höhe des Gebirges aus sahen wir in S. O. den Itacolumi sein Felsenhaupt erheben, in O. und N. O. mehrere niedrige Gebirgszüge. Auf der Ostseite ist der Abhang der Serra do Caraça so steil, der schmale Steig mit so vielen losen Felsentrümmern bedeckt, daß man nur mit Gefahr in das Thal hinabkommt. Wir erreichten endlich glücklich Inficionado, wo unsere Leute unserer schon mit Ungeduld harrten. Unser Nachtlager war voll von Mineiros aus Minas Novas, die mit Baumwolle nach Rio de Janeiro zogen, und stellte uns das Leben der wandernden Trupps in einem recht lebendigen Bilde dar. Wir säumten nicht, auf der Hauptstraße, die nach der drei Legoas südlich von Bento Rodriguez gelegenen Cidade de Mariana führt, nach Villa Rica zurückzukehren, wo wir den 28. April glücklich wieder anlangten.

Unsere Sammlungen waren seit der letzten Versendung von Sorocaba sehr angewachsen, und wir mußten jetzt, bevor wir eine weitere Reise antraten, darauf denken, solche an die nächste Küstenstadt, Rio de Janeiro, abzuschicken. Der Generalgouverneur, Manoel Conde de Portugal e Castro, erwarb sich auch dadurch unsere Dankbarkeit, daß er sich anheischig machte, unsere, an Seine Majestät den König von Bayern gerichtete Sendung zur ferneren Beförderung an Seine Majestät den König von Brasilien zu übernehmen. Wir genossen hiedurch des Vortheils, daß die lästige Eröffnung und Untersuchung der Kisten und der so leicht zerstörbaren Naturalien an den Grenzzollämtern unterblieb. Nicht ohne innige Rührung verließen wir die romantische Gegend und die theilnehmend gastfreundlichen Bewohner des uns unvergeßlichen Villa Rica, um uns von dem Goldlande zu dem der Diamanten zu wenden.

Reise von Villa Rica nach dem Diamantendistrikte.

Es war in den ersten Tagen des Maimonats 1818, als wir die Hauptstadt von Minas Geraës verließen, und unsere Reise nach dem Diamantendistrikte antraten.

Gewöhnlich wählt man von Villa Rica, nach Tejuco, dem Hauptorte des Diamantenlandes, den Weg über Inficionado und Cocaës; da wir jedoch einen Theil dieser Gegend auf unserm Ausfluge nach der Serra do Caraça schon kennen gelernt hatten, zogen wir vor, einen Umweg über Sabará zu machen. Als wir mit unserer Karavane den Abhang des Morro de Villa Rica hinanstiegen, ging eben die Sonne auf, und beglänzte die zwischen malerischen Hügeln am Fuße des majestätischen Itacolumí vor uns liegende Stadt, an welcher wir zum letztenmale unsere Augen weideten. Nachdem wir den reichen Goldberg umgangen hatten, führte uns der Weg durch die Serra da Caxoeira, ein hohes und steiles Gebirge. Auf die Höhe des Berges gelangt, sahen wir zunächst einige armselige Hütten, Bandeirinha, und rechts vor uns mehrere niedrigere, mit Gras und Gebüsche besetzte Bergrücken, deren Aeußerste mit unregelmäßigen, jedoch nicht großartigen Umrissen den Horizont begrenzen. Nach einem Wege von vier Legoas öffnete sich das Gebirge, und wir standen mitten auf den freien Campos, und im Angesichte der Serra de Campanema, vor dem kleinen Arraial de S. Antonio da Casa branca, in dessen, bei der Nähe der Hauptstadt wohl bestellter Venda uns ein gutes Nachtquartier erwartete. Der sandige Boden ist hie und da so locker, daß es am andern Tage den Thieren schwer wurde, sich bei der drückenden Hitze durch diese schattenlose Einöde hindurchzuarbeiten. Zu dieser Unannehmlichkeit gesellt sich oft eine andere, daß nämlich die Wege im Sande nicht sichtbar bleiben, und der Reisende daher solche nur mit Mühe und Vorsicht aus den alten Fußstapfen der Maulthiere erkennen, auch öfters sich blindlings der Führung der Thiere

oder der Landeskundigen überlassen muß. Noch diesen Abend bestiegen wir den steinigen, durch zerstreut umherliegende Felstrümmer beinahe unwegsamen Gebirgsrücken, und erreichten endlich jenseits mit Einbruch der Nacht die einsame Fazenda Coxe d'agoa, wo uns der Eigner, ein Neger, aufnahm und von den reichen Goldminen des Padre Freitas bei Congonhas do Matto dentro unterhielt. Am andern Tage passirten wir die rechts und links des Rio das Velhas zwischen Bananengärten gelegenen Orte S. Antonio de cima und S. Rita, und hatten bald hierauf das Vergnügen, jenen uns schon von ferne angerühmten Mineiro persönlich kennen zu lernen. Er empfing uns mit aller Gastfreundschaft, zeigte uns — eine große Seltenheit des Landes — seine Handbibliothek, und befahl, uns das Innere seiner geräumigen Oekonomiegebäude sowie die benachbarten Goldwäschereien zu zeigen. Die abgelegenen Fazendas entbehren aller Hülfe großer Gesellschaft; jeder einzelne reiche Fazendeiro ist daher in die Nothwendigkeit versetzt, für alle Bedürfnisse seines Hauses Sclaven abrichten zu lassen. Gewöhnlich befinden sich so in einem Hause alle Handwerker und die Anstalten für sie, als Schuster, Schneider, Weber, Schlosser, Schmiede, Maurer, Ziegelbrenner, Jäger, Mineiros, Ackersleute u. s. w. beisammen, während solche in einem bevölkerten Staate an eigene Zünfte vertheilt sind. An die Spitze der Geschäfte ist ein Aufseher, Feitor, Mulatte oder vertrauter Neger, gestellt, und die Ordnung des Tages wie in einem Kloster festgesetzt. Der Eigenthümer stellt gleichsam den Regenten, Richter und Arzt in seiner Besitzung vor. Oft ist er selbst Geistlicher, oder ausserdem läßt er die Hauskapelle durch einen benachbarten Geistlichen besorgen. Seine Hauptrücksicht geht dahin, die zahlreichen Sclaven, das Kapital des Hauses, zu vermehren und vor Krankheiten zu bewahren.

Des andern Tages besuchten wir die in dem benachbarten Berge befindlichen Goldminen Die sogenannte Mine besteht in Gruben und Löchern, aus denen das goldreiche Material durch Sprengen und durch den Hammer gewonnen und von den Negern in die Pochwerke hinabgebracht wird. Letztere, ganz einfache Pochmühlen, liegen etwas tiefer an einem aus der Höhe herabgeleiteten Bache; zunächst jeder derselben ist ein unvollkommenes Schlemmwerk angebracht, Tröge nämlich, mit Kühhäuten belegt, in welchen der durch Gitter vom Gröberen abgesonderte

Schlich mit Schaufeln und den Füßen umgerührt wird. Längs dem Bache hinab sind ebenfalls Kühhäute mit den Haaren nach oben ausgespannt, um so den herabgeführten Goldstaub aufzufangen, und von Zeit zu Zeit auszuklopfen. Damit jedoch sowohl die gröberen Steine als der übrige Goldstaub nicht entführt werde, sind noch mehrere Gitter und drei große tiefe Reservoirs vorhanden. Die Mine soll in der letzten Zeit jährlich fünfzigtausend Crusados abgeworfen haben. Als wir von dem Besuche der Minen zurückkamen, konnten wir unserem gastfreundschaftlichen Wirthe nicht schnell genug das Lob seiner erfindungsreichen Werkstätte aussprechen.

Noch an demselben Abende schieden wir von dem praktischen Philosophen und dessen wildschöner Einsamkeit, und verfolgten den Weg bis zu einer einsamen Hütte nächst der drei Legoas entfernten Villa Real do Sabará. Dieses Städtchen liegt sehr angenehm zwischen Bananengärten in einem von malerischen Bergen gebildeten Thale am Abhange eines niedrigen Hügels, am Rio das Velhas, welcher, hier etwa dreißig Fuß breit, dem Rio de S. Francisco zufließt. Eine hölzerne Brücke führt über den anmuthigen Strom zu der, aus niedlichen und reinlichen, zerstreuten Häuserreihen bestehenden, Villa, deren reichlich mit Waaren versehene Kaufläden und zum Theil gut gepflasterte Straßen von der Wohlhabenheit der Einwohner zeugen. Man zählt hier achthundert Häuser und fünftausend Einwohner. Es befindet sich hier ein Ouvidor, als Vorstand der Comarca von Sabará, ein Juiz de fora, nebst den übrigen Beamten einer Comarca, ein Vigario, eine lateinische Schule und eine königliche Goldschmelze. Die hiesige Goldschmelze liefert gegenwärtig eine größere Menge von Goldbarren, als irgend eine der übrigen drei in der Provinz bestehenden, und man darf die jährlich hier geschmolzene Summe zu drei bis viermal hundert tausend Gulden annehmen. Es war noch nicht Mittag, als wir Sabará erreichten. Da wir es für unzweckmäßig hielten, die gewohnte Tagreise der Lastthiere abzukürzen, so wurde der Trupp nach dem drei Legoas ostsüdöstlich entfernten Flecken Caité voraus beordert, wir selbst aber besuchten den Juiz de fora, an den wir Empfehlungsbriefe von Rio de Janeiro und Villa Rica zu übergeben hatten. Unser freundliche Wirth beredete uns, bei ihm dem Mittagsmahle in Gesellschaft einiger einheimischen Beamten beizuwohnen; die Gesellschaft enthielt, den Juiz de fora und uns

ausgenommen, lediglich eingeborne Brasilianer. Die Tafel war mit geschmackvollem Silbergeräthe und den Leckerbissen aller Art, nicht blos Brasiliens, sondern auch Europa's besetzt. Es dauerte nicht lange, so ward die Vergleichung Europa's mit Brasilien Gegenstand des Gespräches. So sehr auch wir beide uns bemühten, die Vorzüge unseres europäischen Vaterlandes vor jenen Brasiliens darzuthun, so bestand doch die Mehrzahl der Stimmen darauf, daß Brasilien, sowohl seiner Lage als dem Reichthume seiner Produkte nach unabhängig sey, und sich die von uns angerühmte Vorzüge des Geistes und der Industrie allmälig aneignen werde.

Nur ungerne nahmen wir von der muntern Gesellschaft und dem geistreichen Wirthe Abschied und ritten noch am Abende dem Trupp bis Caeté nach.

Caeté, ein kleiner, sehr unregelmäßig und ausgedehnt gebauter Flecken, liegt in einem schönen fruchtbaren Thale, nahe am Fuße der Serra de Piedade. Mit Anbruche des nächsten Tages machten wir eine Excursion auf die nahe Serra de Piedade.

Von Caeté aus hatten wir auf der weiteren Reise große Wälder zu passiren. Dieser Ort soll eben davon seinen Namen haben; denn Caeté bedeutet einen dichten Wald. Diese Gegend hat einen traurigen, öden Charakter, und nur auf den Kuppen der Berge, welche mit Camposvegetation besetzt sind, war uns die Aussicht auf die majestätische Serra do Caraça und ihre im Sonnenstrahl wie Silber glänzenden Felsenabhänge, eröffnet. Als wir aus dem Walde des ersten Berges, den wir überstiegen, heraustraten, schimmerte uns das Dorf S. João do Morro Grande, mit seinen Zwillingsthürmen, aus einem melancholischen Thale entgegen. Vor Sonnenuntergang bestiegen wir den zweiten Berg, und langten nach einem Marsche von fünf Stunden in der kleinen Ortschaft Cocaës an, deren Kapelle, von Palmen umgeben, anmuthig auf einem Hügel liegt. Dieser Ort ist vorzüglich berühmt wegen der Menge und Reinheit des hier gewonnenen Goldes. Von hier an wurde der Weg immer einsamer und menschenleerer; er führt über ein bergichtes Land durch Wälder, die hie und da mit Zuckerrohr und Maispflanzungen abwechseln, und wo abgetriebene verlassene Plätze in weiten Strecken von der Samambaya eingenommen werden. Nach Busceda

und Dôs Pontes, zwei kleinen Hütten, passirten wir einen Bach, welcher aus einem Lager von Eisenglimmer entspringt, und Platinakörner enthalten soll. Des andern Tages kamen wir von der Faz. Cabo d'Agosta, an üppig umgrünten Teichen vorbei, über die Faz. Tangue und eine reiche Zuckerfabrik nach dem kleinen Rio das Onças, welcher ringsum von hoher Waldung umgeben ist. Papageien und Affen, besonders der Chiquo-Affe und Onzen erfüllen diese Wildniß mit ihrem Geschreie. Das Nachtlager war sehr schlecht, und der durch das Dach unseres Rancho hereinströmende Regen ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Wie bisher schienen auch auf der folgenden Tagreise Urwald und Fluren um die Oberherrschaft mit einander zu ringen. Als wir um Mittag längs einem See aus dem Walde heraustraten, lag vor uns das Gebirge der Serra do Itambé, und in demselben nächst einem Flusse das Arraial gleichen Namens. Um in dieser feuchten, neblichten Gegend nicht zu übernachten, bestiegen wir noch denselben Abend das steile Gebirg. Durch die einbrechende Nacht gezwungen, beschlossen wir, in einer seitwärts liegenden Hütte, Patos, zu übernachten. Als wir durch das hohe Gras dahin zogen, hatten wir das Mißgeschick, auf einen runden Sandhügel zu treten, der von einem Schwarme großer Wespen (Marimbondos) aufgeworfen und durchlöchert war; von ihnen überfallen, konnten wir dem grausamen Stachel derselben nur dadurch entgehen, daß wir uns, dem Rufe der Führer folgend, horizontal niederwarfen. Diese Thiere bewohnen Löcher und Höhlen in der Erde, und pflegen in ihrem Neste bei weitem nicht so zahlreich als die Bienen zu seyn. Sie haben fast die Größe unserer Hornisse, sind von grünlicher Farbe, und ihr Stich verursacht eine sich oft entzündende Geschwulst, Fieber, ja selbst Manie.

Am andern Tage erreichten wir frühzeitig das kleine, im Thale gelegene Arraial do Rio do Peixe, und gegen Abend den Morro do Gaspar Soares. Manoel Ferreira da Camara, Generalintendant des Diamantendistriktes, hat hier im Jahre 1812 auf königliche Kosten eine Eisenfabrik errichtet. Sie liegt auf der Höhe an einem Vorsprunge des Berges, und besteht aus einem Hochofen und zwei Frischfeuern. Die Oefen, die Pochwerke, die Magazine, die Wohnhäuser des Hüttenmeisters und der Werkleute sind großartig angelegt, und sollen zweimalhunderttausend Crusados gekostet haben. Man hat zu den Einsätzen

der Oefen, da der inländische Quarzschiefer durch das Feuer leicht mürbe wird, Sandsteine aus Newcastle in England kommen lassen. Wir fanden den Hüttenmeister, einen Deutschen, nicht gegenwärtig. Er war eben erst nach Villa Rica gereist, und deshalb standen die Werke ohne Betrieb. Uebrigens ist der Hochofen schon seit einigen Jahren unthätig, weil man mehrere Schmelzer aus Deutschland erwartet. Inzwischen liefern die beiden Frischöfen so viel Eisen, als zum Gebrauche der Umgegend und des Diamantendistriktes nöthig ist.

Eine Legoa nordöstlich von Gaspar Soares passirten wir den kleinen Bach Corrego das Lages, aus dessen Quarz- und Glimmerschiefer-Geröllen Geschiebe von Platina, theils rund, theils abgeplattet, ausgewaschen werden. Ueber Soumidoro, eine einsame Fazenda, stiegen wir in das ausgedehnte Arraial da S. Conceição am Rio de S. Antonio herab, und übernachteten in der einsamen Fazenda des Padre Bento. Eines unserer Lastthiere hatte sich bei dem Bergsteigen das Rückgrad verrenkt, ein Fall, welcher schleunige Hülfe bedarf. Der Arieiro suchte durch Klystiere, warme Kataplasmen und Auflegung eines Pflasters dem Uebel abzuhelfen. Während dieser Anstalten besuchten wir die zunächst der Serra Coati liegenden Wälder, und da wir uns ganz rücksichtslos in den Naturreichthum vertieften, und uns unversehens von einander trennten, stieß Einer von uns, von dem Indianer begleitet, und zum Glück wohl bewaffnet, mitten im Walde auf eine abgelegene Maispflanzung. Der Indianer hatte eben seinen Pfeil auf einen rothen Arara abgeschnellt, und war mit dem Aufsuchen desselben beschäftigt, als ein starker Mulatte mit drohender Gebärde und einen dicken Knotenstock schwingend, herbeilief, und mit ihm über das Recht auf seinem Grund und Boden zu jagen, zu streiten begann. Er suchte sich gütlich zu entschuldigen, und zeigte ihm auch, bei weiterem Ungestüm, den königlichen Reisepaß; der Fazendeiro antwortete jedoch ganz erboßt: der König gebietet in seinem Hause und ich in dem meinigen; indessen waren die Negersclaven mit Flinten in der Hand im Dickicht des Grases herbeigeschlichen, und schienen nur des Winkes ihres Herrn gewärtig, um auf den Fremden abzuschießen. In dieser gefährlichen Umgebung galt schleuniger Entschluß und Muth; der Reisende ließ in der Stille Kugeln in die Flintenläufe fallen, und trat hierauf, da nun alles gütliche Vertheidigen nichts half, seinem Feinde mit gespanntem Gewehre ent-

gegen, worauf dieser sammt seinen bewaffneten Sclaven schleunigst die Flucht ergriff; — ein treffendes Beispiel von der Poltronerie der Mulatten, und der Herrschaft eines Europäers über viele Neger und Mulatten.

Von unserm Standquartiere lag die Villa do Principe noch acht Legoas entfernt. Der Weg führt immer noch durch Bergschluchten, Wildniß und unfruchtbare Strecken.

Villa do Principe, der Hauptort der Comarca do Serro Frio, liegt 3200 Fuß hoch, auf einem langgestreckten Hügel, in einem von höheren grasigen Bergen gebildeten Kessel. Die Straßen sind hüglicht, krumm, und schlecht gepflastert, die Häuser klein und ärmlich. Zur Zeit unserer Anwesenheit war man eben mit dem Baue einer neuen Kirche beschäftigt. Die Zahl der Einwohner hat seit mehreren Decennien mit dem geringeren Ertrage der Goldminen immer mehr abgenommen, so daß man gegenwärtig nur zwei tausend Einwohner zählt, und in diesem ehemaligen Lande des Reichthums überall nur Spuren von Dürftigkeit antrifft. Wir wurden von dem hier residirenden Ouvidor, einem gebildeten Manne, und dem Pfarrer aufs freundschaftlichste empfangen. Letzterer nahm uns in sein Haus auf, dessen Inneres mit französischen und englischen Kupferstichen geziert war, und ihn zu unserer Freude als einen Kunstfreund offenbarte. Sein Pfarramt erstreckt sich über den größten Theil der Comarca, namentlich auch über den Diamantendistrikt, zählt 28,000 Seelen, und wird durch ihn und einige von ihm besoldete Coadjutoren versehen. Der Ouvidor ist zugleich Intendant der Goldschmelze, welche an seine Amtswohnung angebaut, im Vergleiche mit jener von Villa Rica sehr unbedeutend ist, und nur einen einzigen Schmelzofen, ein Zimmer zum Wiegen und Probiren der Barren, und ein anderes zum Stempeln und zur Abscheidung des königlichen Fünftheiles enthält. Das im Diamantendistrikte aufgefundene Gold muß ebenfalls hier ausgeschmolzen werden. Die Summe des in den letzteren Jahren gewonnenen Goldes beläuft sich im Durchschnitte jährlich nicht über zwanzig bis vier und zwanzig Contos de Reïs (gegen fünf und siebzig tausend Gulden). Das hier aufgefundene Metall ist von besonderer Reinheit, gewöhnlich von zwei und zwanzig bis drei und zwanzig drei Viertel Karat und von schöner Farbe. In dem rothen Letten, welcher die herrschende Formation des Quarzschie-

fers in großen Strecken deckt, hat man früher einige große Massen gediegenen Goldes bis zur Schwere von mehreren Pfunden gefunden, und auch jetzt bemerkt man besonders viele Goldkrystalle darin. Ehemals soll man bei dem Goldwaschen auch Diamanten entdeckt haben. Leider fehlt aber zur Bearbeitung der meisten Lavras hinreichendes Wasser, welches selbst in der Nähe des Fleckens auf der Anhöhe durch einige künstliche Gräben gesammelt wird. Man nahm uns hier als Aerzte sehr in Anspruch, und wir mußten eine Menge Kranker besichtigen, welche besonders an chronischen Brustübeln, an Wassersucht u. s. w. litten.

Da ein ausdrücklicher königlicher Befehl den Eintritt in den Diamantendistrikt, welcher vier bis fünf Legoas von hier beginnt, nur dann gestattet, wenn der Generalintendant desselben den Grenzposten durch einen schriftlichen Vorweiß ermächtigt, so hatte der Ouvidor die Gefälligkeit, einen eigenen Amtsboten (Pedestre) mit unserm Gesuche und dem Beischlusse der königlichen Erlaubniß von hier nach Tejuco abzusenden. Wir verfolgten indessen den Weg, in der Richtung von N. W., durch waldige Hügel, und machten in dem Rancho das tres Barras, wo eine vor wenigen Tagen verspürte Onze allgemeinen Schrecken verbreitet hatte, Halt, um die nachgesuchte Erlaubniß abzuwarten. Der Bote kam noch an demselben Abende zurück, und übergab uns die schriftliche Antwort, daß uns der Intendant da Camara des folgenden Tages in Tejuco an seiner Tafel zu sehen wünsche. Freudig über diese, unter bangen Gefühlen sehnlichst erwartete Erlaubniß, brachen wir sogleich nach dem noch anderthalb Legoas entfernten Grenzposten, dem Arraial Milho Verde auf. Solcher Piquets (Destacamentos, Registros) befinden sich im Umkreise des Diamantendistriktes (Demarcação diamantina) in einer Entfernung von fünf bis sechs Legoas zehn. Die hier stationirenden Soldaten von dem Dragonerregimente von Minas haben die Verpflichtung, Niemand, woher und wessen Standes er auch immer sey, ohne speciellen Befehl des Generalintendanten eintreten zu lassen. Selbst die Bewohner des Diamantendistriktes müssen, wenn sie über die Grenze hin- und herreisen, jedesmal die schriftliche Erlaubniß des Intendanten vorweisen. Von dieser Vorschrift ist selbst der Gouverneur der Provinz von Minas nicht ausgenommen. Bei dem Austritte aus dem Diamantenbezirke muß sich Jedermann einer genauen Untersuchung

durch die Soldaten unterwerfen. Letztere sind befugt, mit der sorgfältigsten Strenge nicht blos alle Habseligkeiten des Reisenden, alle Ritzen und Winkel seines Gepäckes, sondern auch die zugänglichen Theile seines eigenen Körpers und jene der Lastthiere zu durchspähen, ob irgendwo Diamanten verborgen seyen, ja die Reisenden im Falle des Verdachts, vier und zwanzig Stunden zurückzuhalten, um zu sehen, ob keine jener edlen Steine verschluckt worden seyn möchten. Von dieser Untersuchung kann Niemand dispensiren; sie hängt jedoch von den wachthabenden Soldaten ab. Damit diese Registros von Fußgängern nicht umgangen werden können, durchstreifen noch fliegende Patrouillen das Innere und die Grenzen des Distriktes, und sind gleichfalls ermächtigt, Jedermann anzuhalten. Sobald der den Posten commandirende Korporal unsere Erlaubnißkarte in Augenschein genommen, durften wir von dem Quartel aus über den Bach setzen, und befanden uns nun in dem schon so sehnlich herbeigewünschten Diamantendistrikte.

Fast scheint es, als hätte die Natur zur Geburtsstätte jener edelsten Steine auch die herrlichste Campos-Gegend ausgewählt, und sie mit dem Schmucke des schönsten Pflanzenflors ausgestattet. Alles, was wir bisher von Landschaften Liebliches und Großartiges gesehen hatten, schien weit zurückzubleiben, im Vergleiche mit den Reizen, die sich hier unseren erstaunten Blicken darboten. Der ganze Diamantendistrikt gleicht einem künstlich angelegten Garten, in dessen abwechselnden Hügeln und Thälern romantische Alpenscenen mit freundlichen Bildern einer idyllischen Natur gepaart sind. Von der Meeresküste an war zuerst ein Urwald (Matto Geral) mit ungeheuer hohen, an der Spitze zur Krone ausstrahlenden, dicht verschlungenen Bäumen unsere Umgebung gewesen; hierauf folgten, gegen die Gipfel des Küstengebirges hin, schmälere Strecken mit Bambusrohre und Farrenkräutern besetzt; auf diese, mit dem Eintritte in das tiefere Binnenland, besonders gegen Süden hin, mit anmuthigen Grün bedeckte Grasebenen hie und da von einzelnem Gesträuche unterbrochen; auf der Höhe der, im Innern des Hochlandes von dem Wendekreise gegen Norden fortlaufenden, Gebirgsrücken wechselten unübersehbare Alpengefilde, bald mit dichtlaubigen immergrünen Thalwäldern (Capoês), bald mit lichten (Taboleiro) oder engverschlossenen strauchartigen Baumgruppen (Serrado), bald mit niedrigem, undurchdringlichem Gestrüppe (Carrasco) ab. In

der Gegend aber, in welcher wir jezt reisten, schienen sich alle jene Formen wie zu einem schönen harmonischen Ganzen vereinigt zu haben. Die romantisch sich dahin schlängelnden Hügel und Thäler, von einzelnen isolirten Bergen unterbrochen, sind rings um den Fuß längs ihren durch klare Bäche belebten Rinnthälern mit einem Walde dickbuschiger immergrüner Bäume eingefaßt; gegen die Abhänge setzten sich grüne Wiesenflächen, von Gesträuchen aller Art unterbrochen, fort, und über den flach auslaufenden Rücken liegen die schönsten Grascampos ausgebreitet, auf welchen lilienartige Gewächse, niedrige Gebüsche und einzelne kleine Bäume mit mannigfachen Blüthen geschmückt, so herrlich vertheilt sind, daß man zwischen ihnen wie zwischen künstlichen Spalieren wandelt. Der Boden selbst, worauf diese natürlichen Gärten grünen, ist mit weissem glänzenden Geschütte von elastischem Sandsteine bedeckt, durch welches hie und da kleine Quellen hinrieseln. Die letzten Kuppen des Gebirgsrückens endlich stehen, vielfach zertrümmert und zerklüftet, als Reste der immer neuschaffenden Zeit, in den sonderbarsten romantischen, mit einzelnen Gesträuchen und Flechten bewachsenen, Ruinen da. Der Reisende sieht sich in diesen lieblichen Gärten überall von neuen Reizen angezogen, und verfolgt, immerhin auf Höhen einherwandelnd, mit Entzücken die schlängelnden Wege, welche ihn von einer Naturschönheit zur andern führen. Wendet er seine Blicke aus der friedlichen bunten Umgebung in die Ferne, so sieht er sich ringsum von hohen Felsgebirgen eingeschlossen, welche, durch die Sonnenstrahlen grell erleuchtet, ein schimmerndes Licht von ihren weißen Scheiteln zurückwerfen; in wunderbaren Formen ausgezackt, drohen sie hier nahen Einsturz, oder streben, terrassenförmig auf einander gethürmt, gegen den ätherisch blauen Himmel, oder eröffnen sich in tiefe Thäler und lassen dunkle Abgründe erblicken, durch welche sich ein Bergstrom braußend den Weg bahnt. In dieser herrlichen Umgebung kamen wir, eine Legoa von Milho Verde nach der ersten Diamantenwäscherei Vão, in einem einsamen Gebirgsthale am Rio das Pedras gelegen. Es befinden sich hier auf einem Hügel mehrere Hütten für die Negersclaven, welche aus dem Gerölle des Flusses und aus dem lettigen, mit vielen Quarz- und Glimmerschiefertrümmern gemengten Boden, der zu diesem Behufe regelmäßig abgestochen wird, die Diamanten auswaschen müssen. Wir konnten an jenem Tage das Ziel unserer Reise, Tejuco, nicht erreichen, und waren gezwungen, in einer seitwärts gelegenen, ärm-

lichen Fazenda, Palmital, zu übernachten. Nachdem wir des andern Tages zwei Bergrücken überstiegen hatten, traten wir in das Thal des Diamanten- und Gold-reichen Rio Jequetinhonha, passirten die Brücke über denselben, nächst welcher ehemals eine sehr ergiebige Diamantenwäscherei bestand, und hatten endlich die Freude, in dem Arraial de Tejuco anzulangen.

Aufenthalt in Tejuco und Ausflüge in dem Diamantendistrikte.

S. Antonio do Tejuco, vierzig Legoas von Villa Rica entfernt, liegt an dem östlichen terrassenförmigen Abhange eines Berges, an dessen Fuß der Ribeirão de S. Antonio fließt, und und ist eines der blühendsten Arraiale von Brasilien. Die Häuser sind zweistöckig, reinlich und bequem gebaut, die Kaufläden reichlich mit Waaren aller Art versehen; das Straßenpflaster ist sehr gut, und neuerdings auf dem Hauptwege eine halbe Stunde weit außerhalb des Ortes fortgeführt worden. Es ist der Hauptort des Diamantendistrikts, Sitz des Generalintendanten und der ganzen Junta diamantina, welche nebst jenem obersten Beamten aus dem Kronfiskal (Corregedor Fiscal), zwei Kassieren (Caixas), einem Generalinspector (Inspector geral) und einem Buchhalter (Escrivão dos Diamantes) zusammengesetzt ist. Zur Bewachung des Ortes, zur Besetzung der Registros und zum militärischen Dienste der Junta liegt hier ein Militärcommando von dem Dragonerregimente von Minas. Man zählt über 6000 Einwohner.

Tejuco verdankt seine Entstehung und seinen gegenwärtigen Flor lediglich dem Vorkommen der Diamanten. Diese Steine wurden im ersten Decennium des vorigen Jahrhunderts, als man nördlich von Villa do Principe auf Gold zu waschen anfing, gefunden, und geriethen anfänglich als Spielmarken in Gebrauch, an deren Glanze man sich ergötzte, ohne den Werth zu kennen. Ein Ouvidor der Comarca, welcher in Goa rohe ostindische Diamanten gesehen hatte, erkannte zuerst die hiesigen Steine für

identisch mit jenen, sammelte im Stillen eine große Menge derselben, und ging endlich nach Portugal zurück, nachdem er der Familie des Bernardino da Fonseca Lobo das Geheimniß mitgetheilt hatte. Letzterer übergab vorerst seinen Fund dem Gouverneur von Minas Geraës, brachte aber endlich, als er von diesem die erwartete Belohnung nicht erhielt, den Rest seiner Steine nach Lissabon. Die Regierung, hiedurch aufmerksam gemacht, erklärte im Jahre 1730 die Diamanten als Regale, und befahl, daß dieselben Abgaben hievon, wie vom Golde, bezahlt werden sollten. Als sich dieses Verfahren unausführbar erwies, wurde für jeden Sclaven, welcher Diamanten wüsche, eine Kopfsteuer von zwanzig bis fünfzig tausend Reis jährlich festgesetzt; die Grenzen des Diamantendistrikts wurden genauer bestimmt, und im Jahre 1741 ward die Gewinnung der Diamanten gegen eine Summe von 230,000 Reïs (gegen 700 fl.) für einen jeden Neger, und die Erlaubniß, mit sechshundert derselben zu arbeiten, auf vier Jahre an João Fernandez de Oliveira und Francisco Ferreira da Silva verpachtet. Dieser Pacht ward, unter ähnlichen Bedingungen, zweimal mit Joaô Fernandez de Oliveira, und dazwischen einmal mit der Familie der Felisbertos Caldeira Brant von Paracatú erneuert, wobei das Aerar von Villa Rica auf königlichen Befehl beträchtliche Zuschüsse zu machen hatte. Die Pachtsumme stieg dabei immer höher, bis zu 450,000 Crusados jährlich. Die Pächter (Contractadores) erlaubten sich dagegen mit einer viel größeren Anzahl Neger zu arbeiten, als ihnen contractmäßig gestattet war. Man will wissen, daß Oliveira statt der bedungenen sieben hundert Sclaven deren zehn tausend beschäftigt, und durch ein System der Bestechung, welches sich von Minas aus über ganz Brasilien bis an den Hof in Lissabon erstreckte, seine sträflichen Arbeiten verborgen habe. Aehnliche Vergehen und der Stolz, zu welchem sie der Reichthum verleitete, waren vielleicht die Ursache gewesen, warum die Familie der Caldeiras, mit Verlust ihres Vermögens eingezogen wurde, und ihr Leben im Kerker zu Lissabon endigte. Die fortwährenden Raubarbeiten hatten so die Minen ziemlich erschöpft; durch mancherlei Ursachen bewogen, übernahm daher der König selbst im Jahre 1772 die Administration der Diamantwäschereien. Die Gegend, in welcher bisher die Diamanten gefunden worden waren, wurde nun innerhalb genauer Grenzen gewissermassen zu einem abgesonderten Staate im Staate, zur Demarcação diamantina erhoben, und für die, außerdem Jedermann streng ver-

botene Gewinnung der Diamanten ein zahlreiches Dienstpersonale organisirt. Von dieser neuen Anstalt behielt sich Marquis Pombal, die oberste Leitung vor. Unter ihm standen drei Directoren in Lissabon und drei Administratoren in Brasilien. Diesem Intendanten ward, gleichsam als einem unumschränkten Herrn, der ganze Diamantendistrikt unterworfen, worin er als Stellvertreter des Königs mit beispielloser Gewalt befiehlt. Der Intendant erhielt nicht nur die oberste Leitung aller zur Gewinnung dieser Steine nothwendigen Arbeiten, sondern ward auch oberster Justiz- und Polizeibeamter. Er kann jeden Einwohner nach Gutdünken, und auf einen blossen Verdacht aus der Demarcation verweisen, und bei Befund von Diamanten in Händen eines Einwohners des Distriktes ihn mit Verlust seines Vermögens aus dem Distrikte verbannen. Er richtet in Civil- und Criminalangelegenheiten; von seinem und der ihm untergeordneten Junta diamantina Rechtssprüche gilt keine Appellation, als an die Gnade des Königs. Uebrigens setzte ein streng consequentes System alle Beamte dieser Anstalt gegen einander in Controlle. Die Beamten der Junta waren verpflichtet, im Falle sie eine Person im Besitze von Diamanten wußten, solche sogleich dem Intendanten anzuzeigen, welcher die Verhaftungs- und Untersuchungs-Befehle ausgehen ließ; jedoch war es auch Jedem der im Distrikte garnisonirenden Soldaten erlaubt, bei dringender Gelegenheit ohne weitere Anfrage oder Befehl die Untersuchung vorzunehmen, und den schuldig Befundenen vor den Intendanten zu bringen. Wer keine genügende Auskunft geben konnte, mußte den Distrikt verlassen; kehrte er dahin zurück, so sollte er im ersten Betretungsfalle in eine Geldbuße von fünfzig Octaven Goldes und in eine sechsmonatliche Haft verfallen, im zweiten aber auf sechs Jahre nach Angola verwiesen werden. Die Sclaven, die sich im Distrikte befanden, kamen ebenfalls unter die strengste Aufsicht. Kein Sclave durfte ohne Nachweisung triftiger Gründe aufgenommen werden; wurde ein nicht verzeichneter Sclave gefunden, so sollte sein Herr im ersten Falle auf drei, im zweiten auf zehn Jahre nach Angola in die Galeren verurtheilt werden. General-Intendant des Diamantendistriktes war zur Zeit unseres Aufenthaltes in Brasilien, Manoel Ferreira da Camara Bethancourt e Sá. Er bemühte sich vorzüglich, uns den Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen; ließ uns ein eigenes Haus zur Wohnung einräumen, und bestand darauf, daß wir an der Tischgesellschaft seiner liebenswür-

digen Familie immerhin Theil nehmen möchten. Einen vorzüglichen Beweis seiner literärischen Theilnahme gab er uns, indem er den Ertrag der Diamantenwäschereien vom laufenden Jahre, welcher nun nach Rio de Janeiro abgeschickt werden sollte, noch einige Tage zurückbehielt, um uns davon wissenschaftliche Einsicht nehmen zu lassen. Es ward deshalb eine Sitzung des Verwaltungsrathes (Junta diamantina) angeordnet, zu der wir eingeladen wurden. Der gesammte Vorrath ward aus dem Verschlusse genommen, und der Versammlung vorgelegt. Er betrug 9396 Karat und 2 Gran, war nach dem Herkommen in zwölf Klassen (Lotes) getheilt, und in mehreren rothseidenen Beuteln enthalten. Diese Abtheilung geschieht mittelst einer messingenen Kapsel, in welcher eilf Siebfächer von verschiedener Größe der Löcher angebracht sind, so daß die kleinsten Diamanten sich in dem untersten Fache ansammeln, die größten im obersten zurückbleiben. In der zugleich vorgelegten Liste, die am Ende des Kapitels beigefügt ist, war die Zahl der Stücke derjenigen Diamanten angegeben, welche gezählt werden. Es sind dieses die der drei ersten Lotes, deren jeder mehr als drei Karat schwer seyn muß. In dem ersten Beutel befanden sich die größten Steine, von mehr als acht Karat Gewicht. Derselben waren eilf, und unter ihnen einer von der Größe einer starken Haselnuß, der drei Oct. vierzehn und einen halben Gran wog. Er stellte ein regelmäßiges Octaëder dar, welchem am einen Ende ein Drittheil fehlte, und war von schönem Feuer und grünlicher Farbe. Unter den Steinen, welche im Diamantendistrikte gefunden worden, und notorisch bekannt sind, nimmt er, nach seiner Größe, den vierten Rang ein.

Die Verschiedenheit in der Färbung der vor uns liegenden Diamanten war sehr beträchtlich. Wir sahen deren ganz farblose, weingelbe, ochergelbe, lauchgrüne, hellbouteillengrüne, hellbläulichgrüne, schwärzlichgrüne, schwarze, röthliche und karmoisinrothe. Die Oberfläche der Steine ist bald ganz glatt, und von einem, dem halbmetallischen sich nähernden, Glanze, bald mit einer rissigen, schuppigen oder höckerigen, mehr oder minder durchsichtigen und schimmernden Rinde (Casco) bedeckt. Der Kern ist ebenfalls nicht immer rein, sondern zeigt bisweilen schwärzliche oder grünliche Flocken, Punkte oder moosartige Zeichnungen, wie in dem sogenannten Moosachate; letzteres ist besonders bei den grüngefärbten Steinen oft zu bemerken, und zwar scheint

die grüne Farbe des ganzen Steins von jenen gefärbten Partheen herzurühren, welche oft ringsum von ganz wasserklarer Masse umgeben sind. Manche Diamanten zeigen sogenannte Federn oder Sprünge, die den Durchgang des Lichtes ebenfalls modificiren. Einzelne Steine gleichen rücksichtlich ihrer Oberfläche einem mattgeschliffenen Glase, und haben neben dem Glanze auch alle scharfen Kanten verloren.

Mit den Diamanten werden in denselben Minen auch noch andere edle Steinarten gefunden, und der Junta bisweilen zugleich mit eingeliefert, von dieser aber, nach erfolgter Prüfung, als unächt zurückgelegt. Die Junta hatte die Gefälligkeit, uns letztere zum Geschenke mitzutheilen, um sie in Europa noch genauer untersuchen zu lassen. Sie befinden sich gegenwärtig in dem Museum brasilianum zu München. Nachdem der ganze Vorrath der in diesem Jahre aufgefundenen Diamanten von den gesammten Mitgliedern der Junta durchmustert, und das Protokoll hiruber abgefaßt war, wurde er in Beuteln in ein mit rothem Saffian überzogenes Kistchen in Gegenwart aller Mitglieder verpackt, durch zwei Schlösser, das eine vom General-Intendanten, das andere vom Kronfiskal geschlossen, hierauf dem eintretenden Detachement Dragoner nebst dem Protokoll der Sitzung, unter der Addresse an Seine Majestät den König, zur Ueberlieferung an den Gouverneur in Villa Rica, und zur Beförderung nach Rio de Janeiro übergeben.

Um die Diamanten aus dem Gerölle auszuwaschen, bedient man sich von jeher der Sclaven. Als die Regierung das Werk übernahm, arbeitete man mit Negern, welche dem Könige gehörten; gegenwärtig werden sie dazu von den Eigenthümern gegen Tagelohn übernommen. Diese Sclaven wohnen zunächst den Wäschereien in kleinen Hütten, welche sie sich aus Latten und Rohrarten bauen, und werden durch die Junta diamantina verköstigt, welche ihnen die Rationen an Bohnen, Maismehl, Speck und Branntwein durch eigens dazu bestimmte Maulthiertruppen wöchentlich zuführen läßt. Da sie hier in großen Gesellschaften vereinigt, eine ihrem Naturel und der afrikanischen Sitte gemäße Lebensart führen, so ziehen sie diese Art von Existenz einer jeden andern vor. Die Eigner dieser Neger erhalten einen wöchentlichen Miethlohn von 300—450—600 Reis, wobei die fehlenden Arbeitstage berechnet werden. Die Zahl der

arbeitenden Neger hat mit Verminderung der Ausbeute abgenommen. Vom Jahre 1771 — 1775 arbeiteten viertausend fünfhundert, ja fünftausend Sclaven; von 1795 — 1801 siebzehnhundert, von 1801 — 1814 zweitausend einhundert bis zweitausend achthundert, von 1814 — 1817 sechzehn bis achtzehnhundert; vom Jahre 1817 bis zur Zeit unserer Anwesenheit eintausend und zwanzig. Um die Neger zum Fleiße anzueifern, erhalten sie bei dem Fund eines beträchtlichen Steines kleine Geschenke von wollenen Mützen, Tüchern, Taback u. s. w., und sobald der Diamant mehr als siebzehn und eine halbe Quilate schwer ist, wird der Finder durch die Administration von seinem Herrn losgekauft, und in Freiheit gesetzt, wobei er jedoch den Theil der Kaufsumme, welcher nach Abzug des Werthes übrig bleibt, noch durch Tagelohn abverdienen muß; übersteigt aber der Werth des Steines den Kaufpreis des Sclaven, so erhält letzterer neben der Freiheit noch Unterstützung zu seiner bürgerlichen Niederlassung.

Ueber die Arbeiten der Neger wachen die sogenannten Feitores oder Aufseher, deren es im Jahre 1818 einhundert gab. Man wählte dazu vorzüglich weisse Leute, und pflegt jedem jährlich dreimalhunderttausend Reis zu zahlen. Ihr Geschäft ist, die Neger zur Arbeit anzuhalten, zu wachen, daß sie die gefundenen Diamanten richtig abliefern, und an Feiertagen in ihren Wohnungen oder bei ihren oft lärmenden Festen Ruhe und Ordnung beobachten. Zehn Oberaufseher (Administradores) müssen die Feitores controlliren, täglich oder wenigstens wöchentlich die gefundenen Diamanten abwägen, sie sodann in einem ledernen Beutel am Leibe so lange mit sich tragen, bis sie in Tejuco dieselben an die Administration abliefern.

Die Regierung hatte früher auf das strengste verboten, innerhalb des Distriktes nach Gold zu waschen, weil sie das Terrain unaufgeschlossen bewahren und die Auffindung der Diamanten sich vorbehalten wollte. Durch wiederholte Vorstellungen jedoch in Rio de Janeiro hat es der Intendant dahin gebracht, daß nun auch in der Demarcation an Orten, die von der Junta ausgewählt sind, Goldwäschereien angelegt werden.

Viel bedeutender als der Verlust durch die im Diamanten-Distrikte erlaubten Goldwäschereien ist derjenige, welchen die

Krone durch Diamantenschleicher oder sogenannte Grimpeiros erleidet. Diese Leute durchsuchen in den entlegensten Theilen des Distriktes das Gerölle der Flüsse und Bäche, oder stehlen sich zur Nachtzeit in die königlichen Serviços an den Ort, wo Gerölle zum Waschen bereit liegt und entwenden von demselben. Nicht selten sind es selbst entlaufene Sclaven, welche ihren Aufenthalt in unzugänglichen Felsenklippen und Gebirgsschluchten nehmen, und von hier aus Diebereien aller Art bewerkstelligen. Die größte Aufmerksamkeit möchte jedoch auf die im Dienste der Junta diamantina selbst arbeitenden Neger nöthig seyn. Unglaublich ist es, welche mannigfaltigen Arten des Betrugs die schon von Natur aus diebischen und hinterlistigen Schwarzen anwenden, um diese kostbaren Steine zu erhalten und zu verbergen. In Gegenwart der Aufseher wissen sie während des Waschens den aufgefundenen Diamanten zwischen den Fingern und Zehen, in den Ohren, dem Munde, den krausen Haaren zu verstecken; ja, wenn ihnen diese Mittel nicht hinreichen, verschlucken sie die Steine, oder werfen sie rückwärts, um sie des Nachts wieder aufzusuchen. Zu diesen Diebereien mögen die Neger nicht blos durch den Instinkt, sondern auch durch die willkommene Aufnahme bei Käufern angereizt werden. Wie das Stehlen, so wird auch das Schmuggeln der Steine über die Grenze größtentheils von Negern betrieben. So emsig auch die stehenden und herumschweifenden Posten gegen den Contraband wachen, so geschieht es denn doch, daß jene der Gegend kundigen Leute auf Nebenwegen über rauhe Berge oder durch Wälder die Posten umgehen, und den wenig voluminösen verbotenen Schatz sicher und wohl verwahrt über die Grenze bringen. Ist Letzteres gelungen, so stehen den Käufern Mittel genug zu Gebote, die Steine in Baumwollenballen und in anderen Kaufmannsartikeln versteckt, ihren Commissären an der Küste nach Rio de Janeiro und Bahia zu übermachen.

Unser vortrefflicher Gastfreund da Camara war immer bemüht, gesellschaftliche Ausflüge nach den verschiedenen Gegenden des Distriktes anzuordnen, und gab uns dabei Veranlassung, sein jugendliches Feuer zu bewundern. Am folgenden Tage holte er uns schon mit Sonnenaufgang zu einem Spazierritt ab, um die Diamantwäscherei Curralinho, welche eben im Betriebe stand zu besichtigen. Wir passirten südöstlich von Tejuco den Bach Rio de S. Francisco genannt, und kamen über mehrere hie und

da mit dichtem blüthenreichen Gebüsche oder einzelnen Bäumchen besetzte Hügel, in eine ringsum von höheren Klippen eingeschlossene Ebene, durch welche sich ein seichter, krystallheller Bach schlängelt. Hier hatte man versuchsweise an mehreren Stellen Löcher von zwei bis vier Fuß Tiefe in den, das derbe Gestein bedeckenden Schutt gegraben, und letzteren auf Diamanten gewaschen. Nur das Bett des Baches selbst hatte man reich genug gefunden; es war daher an den ergiebigsten Stellen ausgegraben, und der Schutt zum Waschen aufgehäuft worden. Zugleich mit diesem Cascalho wurden auch Haufen, die schon vor mehreren Jahren durchsucht worden waren, nochmals ausgewaschen. Unter dem gemeinen Manne ist hier der Glaube sehr allgemein, daß sich die Diamanten in den schon einmal durchgewaschenen Haufen nach und nach wieder erzeugen, und er führt als Beweis den Befund von Steinen in denselben nach zwei- und dreimaliger Behandlung an; jedoch ist dem nicht also, sondern das spätere Auffinden von Diamanten hat seinen Grund blos in der Eile und Unachtsamkeit, womit früher, besonders zur Zeit der Pächter, der Cascalho durchgesucht wurde, weil man, in einem beständigen Raubbaue begriffen, nur die reichsten Stellen einer besondern Aufmerksamkeit würdigte. Uebrigens pflegt man auch jetzt noch bisweilen nach acht bis zehn Jahren den schon gewaschenen Cascalho wieder in Arbeit zu nehmen. Die hier vorgenommene Arbeit ward, während unserer Anwesenheit in Tejuco, nur mit einem fliegenden Trupp von zwanzig Negern betrieben, über welche zwei Feitores die Aufsicht führten. In einer Niederung der Ebene hatte man das Regenwasser auf zwei Fuß Tiefe angesammelt, und ein Brett war mitten durch die Lache zum Sitze für die Negersclaven gezogen worden. Diese saßen, entweder nackt, und lediglich mit einem Gurt von Baumwollenzeug um die Lenden, oder mit anliegendem Kamisol und Beinkleidern von Leder des Sumpfschweines bekleidet, bis an die Kniee im Wasser. Etwa zwölf Fuß entfernt, den Enden der Reihe gegenüber, und im Angesichte der Neger, saßen die beiden Feitores auf erhöhten Sitzen, unter einem rohgearbeiteten, mit Palmenblättern und Schilf gedeckten Sonnenschirme.

Der aus dem Flußbeet heraufgebrachte Cascalho war zwischen den Feitores und den Wäschern aufgeschüttet; eine kleine, mit klarem Wasser gefüllte hölzerne Schüssel stand auf einem Stuhle zwischen beiden Feitores. Die hier vorgenommene Arbeit

hat viele Aehnlichkeit mit der Manipulation des Untertauchens (Mergulhar) beim Goldwaschen. Der Neger füllt seine hölzerne, runde Schüssel, welche gemeiniglich ein und ein Viertel Fuß im Durchmesser hat, mit dem Cascalho, geht auf seinen Platz zurück, und beginnt damit, daß er die größten Stücke des Gerölles aussucht und auf die Seite wirft; er taucht dann die Schüssel unter das Wasser, schüttelt sie hin und her, streift die oberen Geschiebe allmälig hinweg, und wühlt in dem immer feiner gesonderten Cascalho über den er von neuem Wasser rinnen läßt, hin und her. Entdeckt er in dem auf dem Grunde zurückgebliebenen schwereren Sande einen blinkenden Stein, so nimmt er ihn zwischen den Zeigefinger und Daumen, erhebt sich von seinem Sitze, stellt die Schüssel auf denselben, und wadet durch das Wasser zur Schale, in die er den Diamanten fallen läßt. Hat er den in der Patea enthaltenen Cascalho gänzlich ausgewaschen, so läßt er die leere Schüssel auf dem Spülwasser schwimmen, erhebt sich, klatscht dreimal in die Hände, und streckt die Arme und Finger aus, um zu zeigen, daß er Nichts zurückbehalten habe, hebt die Schlüssel endlich wieder auf und füllt sie mit Cascalho, um die Arb.it von neuem zu beginnen. Die Feitores verfolgen, so lange gewaschen wird, mit sorgfältigen Blicken die Bewegungen aller Sclaven, damit diese keinen Unterschleif vornehmen können. Entdeckt man eine Veruntreuung, so hat sie der Schuldige anfänglich mit Ruthenstreichen und Anlegung eines eisernen Halsbandes, mit gefänglicher Haft u. s. w. zu büssen; bei fortgesetztem Vergehen darf er nicht mehr zu dem Geschäfte gebraucht werden. Die Cascalho von Curralinho schien sehr arm zu seyn, denn in einer halben Stunde, während welcher wir der Arbeit zusahen, wurden nur zwei kleine Steine gefunden. Als der Administrator bei dem Serviço erschien, ließ er sich die gefundenen Steine von dem Feitor vorzählen, und schüttete sie in einen ledernen Beutel, worin er sie, bis zur Ablieferung an die Junta, immer bei sich trug.

Die Sonne war noch nicht hoch gestiegen, als wir Curralinho verließen, um die südöstlich gelegene Wäscherei Linguissa zu besuchen. Wir stiegen in ein enges, tiefes Thal hinab, das ringsum von hohen, steilen und seltsam ausgezackten weißen Quarzschieferfelsen gebildet wird. Hier glaubten wir uns in eine schweizerische Alpengegend versetzt. Die Frische des Morgens, welche die blüthenreichen Hecken am Abhange mit großen Thau-

tropfen erquickte, das halbvernehmliche Rauschen eines Bergwassers, das sich zwischen Farnbäumen und grottesken Aroiden durcharbeitete, der dunkelblau ausgebreitete Himmel stimmte zu einem sehr schönen und großartigen Bilde zusammen. In dem Grunde des an sich noch sehr hoch liegenden Thales angelangt, fanden wir gegen fünfzig niedrige Lehmhütten für die hier arbeitenden Neger, welche uns an einen afrikanischen Kraal erinnerten. Diese Wohnungen, welche die Neger in einem oder zwei Tagen zu errichten verstehen, bestanden aus leichten Wänden von Stecken und Reisig mit Thon beworfen, und mit einem Dache von Schilf gedeckt. Zunächst drängt sich der große Diamantenbach Ribeirão do Inferno schäumend zwischen den hohen Felsen von Quarzschiefer hindurch. Um sein Bette, welches Anzeigen eines großen Reichthumes gab, mit Bequemlichkeit und Sicherheit auszuwaschen, war es nöthig, dem Bache einen andern Weg anzuweisen. Am linken Ufer wurden daher Felsen gesprengt, viele Faschinen, besonders von dem hier häufigen Saumfarn gelegt, und das Gewässer endlich durch einen Steindamm zu einem neuen Laufe gezwungen. Das trocken gelegte Flußbett war mehrere hundert Schritte lang, und hatte seit sechs oder sieben Monaten vierhundert Neger beschäftiget. Gegenwärtig sahen wir den Strom, welcher seinen Damm zweimal durchbrochen hatte, wieder in dem ursprünglichen Bette fließen. Große Haufen von Cascalho beweisen, mit welchem Fleiße man dasselbe ausgeräumt hatte. Um denselben nun zu waschen, war eine hundert und zwanzig Fuß lange, offne Bretterhütte erbaut worden, welche ihrer ganzen Länge nach wie ein Stall in Querfächer von anderthalb Fuß Breite abgetheilt ist. In jeder Abtheilung arbeitet ein Neger. Der von den gröbsten Steinen schon gereinigte Cascalho wird in diese Fächer geschüttet und durchsucht, indem ein durch Rinnen herbeigeführtes Spülwasser über ihn herabfließt. Der Abfall geht in einen drei Fuß tiefen Graben hinter den Wäschern. Diese werden in Abtheilungen (Lotes) von zehn Mann durch einen hinter ihnen sitzenden Factor beobachtet.

Noch eine Legoa weiter östlich, ebenfalls an dem Ribeirão do Inferno liegt in einem sehr tiefen Thale das Serviço Matta Matta, wo für uns heute Nachtquartier zubereitet war. Der Weg dahin ist eben so romantisch und bietet gleich herrliche Ansichten dar, als der nach Linguissa. Der Bach hat sich mit großer Gewalt mitten durch massige Quarzschieferfelsen seinen

Weg gebahnt, aus welchem er durch ein sehr mühsames und kostspieliges Wehr von Felsenblöcken und Zimmerwerk in ein anderes durch Felsen gesprengtes Bett abgeleitet werden mußte. Matta Matta war früher eine sehr reiche Goldmine; als in ihr Diamanten entdeckt wurden, gab es unter dem herbeiströmenden Volke blutige Händel, welche dem Orte seinen jetzigen Namen: tödte, tödte gegeben haben sollen.

Schon seit unserer Ankunft in Tejuco hatte man hier Anstalten getroffen, das Krönungsfest des Königs, welches zu gleicher Zeit in ganz Brasilien angeordnet war, in patriotischen Festen zu feiern. Der von Vaterlandsliebe beseelte da Camara, der die Wichtigkeit und Würde eines Ereignisses fühlte, durch welches Brasilien zum erstenmale den Stempel selbstständiger Größe erhielt, wußte auch hier, im Innern des Landes, diesen Feierlichkeiten sowohl durch Pracht als durch sinnvolle Einrichtung Bedeutung zu geben. Wir hatten hiebei Gelegenheit, den richtigen Tact und das feine Gefühl des brasilianischen Sertanejo zu bewundern. Das Fest begann mit einer Vorstellung in einem hiezu eiligst auf dem Markte aus Brettern errichteten Theater, wohin sich die Spielenden und das Volk in feierlichem Zuge begaben. Herolde eröffneten den Zug, ihnen folgten das Musik-Chor und vier Gestalten, welche auf die ausgebreiteten Besitzungen der portugiesischen Monarchie anspielend, mit den Emblemen des Europäers, Indiers, Negers und Amerikaners geziert, eine Weltkugel trugen, auf der das Bild des Königs Don João VI. stand. Den Beschluß machte ein stattlicher Chor von Jünglingen und Jungfrauen, die als Schäfer und Schäferinnen gekleidet, Blumenguirlanden trugen, und hiemit, im Theater angelangt, das unter Zuruf des Publikums feierlich aufgestellte Bild des Monarchen schmückten. Die Chöre führten hierauf portugisische, ostindische und Neger-Tänze auf, und zum Intermezzo erschienen vier Harlekine, die mit seltsam burlesken Sprüngen die plumpen Bewegungen der amerikanischen Wilden parodirend, die zahlreichen Zuschauer belustigten. Ein nicht minder interressantes Schauspiel bot die Aufführung von Ritterspielen (Cavalcadas) dar. Ritter in rothem und blauem Sammt, reich mit Gold geziert, und mit Lanzen bewaffnet, stellten die kriegerischen Scenen zwischen Christen und Mauren dar, und erinnerten in diesem Wettkampfe an die schöne romaneske Ritterzeit Europa's. Ehe diese Kampfspiele begannen, durchkreuzten sich die christlichen

und maurischen Ritter; dann theilten sie sich in zwei Reihen, und fingen nun an, abwechselnd mit Lanzen, Schwerdtern und Pistolen auf einander zu sprengen. In einem hierauf folgenden Ringstechen wußten sie einzeln, von der Loge des Intendanten aus, im schnellsten Laufe nach dem entgegengesetzten Ende der Bahn hin die dort aufgehängten Ringe mit großer Geschicklichkeit abzunehmen. War der Held so glücklich, den Ring mit der Lanze davon zu tragen, so wählte er unter den Zuschauern eine Dame, sendete einen schwarzen Pagen an sie mit der Bitte ab, ihr seine Trophäe überbringen zu dürfen, übergab diese, und zog, die Lanze mit einer Schärpe oder Bandschleife durch die Hand der Auserkohrnen geschmückt, unter dem Schall der Musik triumphirend durch die Chöre der Ritter. In einem andern Manövre wurde nach aufgesteckten Körben, welche künstliche Blumen, Früchte oder Thiere des Landes in sich verbargen, und nach Masken gestochen und geschossen. Ein schönes Spiel, welches besonders an die Galanterie der Ritterzeit erinnerte, war, daß die Ritter aus Wachs bereitete, mit Blumen gefüllte Granatäpfel, als ein Geschenk ihrer Damen küßten, und dann im Laufe der Pferde sich zuwarfen, um so den Kampfplatz ihrer Chevalerie mit Blumen zu bestreuen. In verschlungenen Zügen, Wendungen und Kreisen, worin sich die Ritter als treffliche Reiter bewährten, endigte endlich dieses angenehme Schauspiel, und lösste sich so gleichsam aus dem des kriegerischen Kampfes in das der Freundschaft und christlichen Liebe auf. Den Beschluß sämmtlicher Feste machten fortgesetzte Illuminationen und Bälle.

Auch die Neger bestrebten sich, auf ihre Weise dieses merkwürdige patriotische Fest zu feiern, wozu sie gerade damals in der Wahl eines Negerkönigs die beste Veranlassung fanden. Es ist nämlich eine Gewohnheit der Neger in Brasilien, jährlich einen König nebst Hofstaat zu ernennen. Dieser König hat keine politische oder bürgerliche Gewalt über seine Farbegenossen, sondern genießt nur die leere Würde wie der Bohnenkönig an dem Dreikönigsfeste in Europa, weshalb die portugiesisch-brasilianische Regierung diesem ganzen Akte, als einer leeren Form, kein Hinderniß in den Weg legt. Durch gemeinsame Wahl wurde daher der König Congo, die Königinn Xinga, mehrere Prinzen und Prinzessinnen mit sechs Kammerherren und Kammerdamen von den Negern ernannt, und in feierlichem Zuge zur Negerkirche dem gesammten Publikum vorgestellt. Neger mit Standarten

eröffneten den Zug, ihnen folgten Andere, welche Statuen des heiligen Franciscus, des S. Salvador, der Mutter Gottes, sämmtlich schwarz gefärbt, einhertrugen, hierauf ein Musikchor von einem Neger angeführt, mit rothen und violetten, zerrissenen Mäntelchen angethan, mit hohen Straußenfedern geschmückt, und durch Töne von Tamburins, Schellen, der kreischenden Canzá und der murmelnden Marimba das Freudenfest verkündend; ihnen folgte ein Neger in schwarzer Maske als Hofmarschall mit gezogenem Säbel, dann die schwarzen Prinzen und Prinzessinnen, deren Schleppen von Pagen beiderlei Geschlechts getragen wurden, der König und die Königinn des vorigen Jahres, noch mit Scepter und Krone geziert, und das neuerwählte königliche Paar, mit Diamanten, Perlen, Münzen und Kostbarkeiten aller Art geschmückt, welche sie zu diesem Feste zusammengeborgt hatten; den Schluß machte das sämmtliche schwarze Volk, brennende Kerzen oder mit Silberpapier überzogene Stäbe in den Händen. In der den Negern eigenen Kirche der schwarzen Mutter Gottes angelangt, übergab der König des vorigen Jahres Scepter und Krone seinem Nachfolger, und dieser stattete nun in seiner neuen Würde dem Intendanten des Diamantendistriktes mit dem gesammten Hofstaate eine feierliche Visite ab. Der Intendant, welcher von diesem Besuche schon benachrichtigt war, erwartete seinen hohen Gast im Schlafrock und in der Nachtmütze. Der Neuerwählte, ein freier Neger und seiner Profession ein Schuster, ward bei dem Anblicke des Intendanten etwas verzagt, und ließ, als er ihn einlud, sich auf das Sopha niederzulassen, den Scepter fallen. Der leutselige da Camara hob diesen auf, und gab ihn dem, des Regierens schon müden Könige lächelnd mit den Worten zurück: „Votre Majesté a laissé tomber son sceptre!“ Das Musikchor bezeigte durch lärmende Musik dem Intendanten seine Ehrfurcht, und endlich zog die ganze Menge, nachdem sie in gewohnter Sclavensitte das rechte Knie gebeugt, vor der Gesellschaft des Hauses vorüber, und durch die Straßen feierlich dahinschreitend, begaben sich der König und die Königin in ihre Hütten zurück. Dasselbe Schauspiel ward des andern Tages, nur mit verändertem Thema wiederholt. Der neue Negerkönig empfing nämlich öffentlich den Besuch eines fremden Gesandten an dem Hofe von Congo. Die königliche Familie und der Hofstaat zogen reichlich aufgeputzt, in vollem Pompe auf den Marktplatz; König und Königin ließen sich auf Stühlen nieder, zu ihrer Rechten und Linken sassen auf niedrigern

Schemeln die Minister und Kammerherren, Kammerdamen und übrigen Vornehmen des Reiches. Vor ihnen war die Bande der Musikanten in gelben und rothen Schuhen, schwarzen und weißen Strümpfen, rothen und gelben Beinkleidern, mit durchlöcherten seidenen Mäntelchen geschmückt, in doppelter Reihe aufgestellt, und machte mit Trommeln, Pfeifen, Tamburins, Ratschen und dem murmelnden Marimba ein schreckliches Geräusche; die Tänzer, welche springend und hüpfend den Gesandten unter den sonderbarsten Grimassen und in den erniedrigsten Stellungen ankündigten, und dessen Geschenke überbrachten, stellten ein so bizarres Schauspiel dar, daß man glaubte, eine Gesellschaft Affen vor sich zu sehen. Se. schwarze Majestät lehnten anfänglich den Besuch des Fremden ab, empfingen ihn aber endlich mit den Worten: „daß ihm der Hafen und das königliche Herz offen stünden." Der König von Congo hieß den Gesandten zu seiner Linken Platz nehmen, und theilte unter lärmender Musik spanische Rohre und Orden aus. Endlich schloß sich das ganze Fest mit dem Rufe des Negerkönigs, welchen sein gesammtes Volk wiederholte: Viva El Rey Don João Sexto! — Welche Reihe interressanter Betrachtungen kann der Denker, der die Blicke vor- und rückwärts richtet, an die Beschauung dieses seltsamen Festes knüpfen!

Reise von Tejuco in den Termo von Minas Novas.

Die schönen Umgebungen von Tejuco, der Umgang mit seinen gebildeten Einwohnern, und vorzüglich mit einem Manne wie da Camara, waren triftige Gründe, unsern hiesigen Aufenthalt so sehr als möglich zu verlängern, allein die Nothwendigkeit, zeitgemäß an dem Rio de S. Francisco einzutreffen, was wegen der dort herrschenden Krankheiten nur in den trocknen Monaten der Fall ist, zwang uns unsern Lieblingsaufenthalt zu verlassen. In den Gefühlen von Wehmuth und Sehnsucht, schieden wir, um die Minen der übrigen Edelsteine, welche in dem Distrikte (Termo) von Minas Novas vorkommen, aufzusuchen. Der Weg führte uns nordöstlich über die Serra de Mentanha, einen hohen Quarzschieferberg, welcher den rechten Abhang des Thales bildet, an dessen linker Seite Tejuco liegt. Auf der Höhe des Gebirges, von wo aus wir den freundlichen Ort in der Tiefe vor uns nochmals begrüßen konnten, nahmen wir von den geleitenden Freunden Abschied, und verfolgten unter mancherlei Empfindungen den einsamen Weg. Seitlich an der Straße lag die Lavra dos Cristaes, wo in dem mürben Quarzschiefer nach Gold gewaschen wird. Hier stieß Senhor Jozé Fernandez, ein Factor der Diamantenjunta, und der ganzen Gegend kundig, zu uns, welchem der Intendant aufgetragen hatte, uns einige Tagreisen weit zu begleiten. Unter seiner Anführung stiegen wir das steile Gebirge hinab, passirten, fünf Legoas von Tejuco, die Brücke über den Rio Manzo, und standen nun an dem Ausgange des Diamantendistriktes, vor dem Registro und Arrayal do Rio Manzo. Die wachthabenden Soldaten hatten schon Kunde von unserm Aufenthalte und naturhistorischen Forschungen in Tejuco, und ließen uns, ohne unser Gepäck zu untersuchen, weiter ziehen.

Am 12. Juni gelangten wir nach Buriti, der Fazenda des Capitão Bento Diaz, eines gebornen Portugiesen, welchem uns Da Camara empfohlen hatte, um uns das in der Nähe vorkom-

mende gediegene Kupfer zu zeigen. Dieser Mann hatte in seiner Einsamkeit drei Maschinen zum Kartätschen und Spinnen der Baumwolle nach den in Portugal bekannten, verfertigt, welche durch ein einziges Rad von Menschenhänden in Bewegung gesetzt werden. Wir konnten der Ausdauer und Geschicklichkeit dieses Mannes unsere Bewunderung nicht versagen, obgleich es uns dünkte, daß bei dem dermaligen Stande der Civilisation und des Bedürfnisses im Lande, solche Maschinen noch nicht an ihrer Stelle seyen.

Als wir am nächsten Morgen unsere Reise über das, mit hohem Grase und Buschwerk bedeckte Platteau nach Calumbi, dem Eigenthume unseres Führers Jozé Fernandez fortsetzten, sahen wir sich in der ausgedehnten Einöde einige Bergrücken am Horizonte erheben, welche, bei der Monotonie dieser Gegend, einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf uns machten. Es kam uns vor, als entdeckten wir aus dem grünen Meere, in welchem wir hinritten, einige blaue Inseln hervorragen, denn bisweilen war die Ebene in so weite Ferne gleichmäßig ausgebreitet, daß sie, wie eine unermeßliche Wasserfläche, mit dem Horizonte zusammenfloß. Das zitternde Spiel in der Luft, welches einzelne aus der Ebene hervorragende Bäume in Bewegung zu setzen schien, erhöhte die Magie dieses Anblicks. Soweit das Auge reicht, erblickt man keine einzige Hütte, denn die Ansiedelungen liegen in den Niederungen, und überhaupt begegnet man hier, verwachsene Wege durch das Gestrüppe verfolgend, keiner Spur von menschlichem Daseyn. Um so häufiger entzücken den Reisenden Schwärme von Colibris, welche auf den zartfiedrigen Mimosa- und Acacia-Gesträuchen, den blumenreichen Cassien und den duftigen Paullinien herumschwärmen. Für Botaniker und Zoologen müssen diese Gegenden im Januar und Februar, wenn Alles in Blüthe stehet, ein wahres Paradies seyn.

Gegen Abend stiegen wir aus diesem bebuschten Hochlande etwas abwärts, um in das Arrayal de Barreiras, fünf Legoas von Calumbi zu gelangen. In der Nacht wurden wir und die Einwohner des Ortes durch ein sonderbares Geheul und Geschrei erschreckt, welches sich von dem Gipfel eines Hauses vernehmen ließ. Da die Nacht sehr helle war, und eine Jagd gestattete, so konnten wir das Gespenst erlegen, — es war eine große Eule. Eine andere zoologische Merkwürdigkeit, welche wir hier

erhielten, war das Nest eines Guckucks mit sechs grünlich marmorirten Eiern. Dieser Vogel hält sich in den Campos auf, und läßt sich selbst durch Flintenschüsse nicht von seinem lärmenden Geschreie abbringen In den Serrados findet man hier auch häufig Zabelés wie zahme Hühner herumspatzieren. Ihre Eier sind von der Größe der Hühnereier, schön chocoladebraun gefärbt und wohlschmeckend.

Der Rio Arassuahy, das heißt Fluß der großen Araras, liegt zwei Legoas von Barreiras entfernt. Wir erreichten ihn noch vor Abend, und waren so glücklich, an der Fuhrt (Passagem) einen kleinen Nachen zu finden, auf dem wir mit dem Gepäcke übersetzten. Die Thiere selbst wurden durch den Fluß getrieben. Er ist hier etwa dreißig Schritte breit, von weißem Wasser, und fließt in einem Bette von Eisenglanzhaltigem Glimmerschiefer. Unfern des Ufers übernachteten wir in einer elenden Hütte, deren Besitzer eine Art von Mühle zur Bereitung des Fubá aus Maiskörnern angelegt hatte. Bei dem Gebrauße des nahen Wassers und dem Knarren der Räder, konnten wir, unter einem Vordache dem Nachtthau ausgesetzt, kein Auge schließen, und waren froh, uns mit grauendem Morgen wieder zu Pferde und in den anmuthigen hochgelegenen Campos zu sehen, aus deren unübersehbarer Fläche sich heute abermals die Serra de S. Antonio wie eine blaue Insel erhob. Nachdem wir einen hohen, steilen Hügel überstiegen, und einige Legoas Wegs hinter uns hatten, erreichten wir das wilde Thal des Itamarandiba, eines schnellströmenden Flusses. In den Campos begegneten uns die ersten Rudel des amerikanischen Straußes (Ema), die wir von nun an im Sertão häufig zu Gesichte bekamen. Piedade, ein ärmliches Arrayal, in dessen Kirchsprengel 1500 Menschen wohnen, war das Ziel unserer Tagreise. Es liegt auf der Höhe eines Bergrückens, der sonst mehr als gegenwärtig, auf Gold bearbeitet wurde.

Als wir des andern Tages durch dichtes Taboleiro, auf der sich allmälig absenkenden Hochebene, nach dem Hauptorte des Termo von Minas Novas, der Villa do Bom Successo oder de Fanado hinritten, wurden wir plötzlich durch einen Trupp nackter Indianer, Männer und Weiber, in Erstaunen gesetzt, welche in dumpfem Schweigen ihre Straße zogen. Sie waren von dem Stamme der menschenfressenden Botocudos. Wie alle Indianer,

welche wir bis jetzt gesehen hatten, waren auch sie von hellzimmtbrauner Farbe, mittelmässiger Größe, untersetzter Statur, von kurzem Halse, kleinen Augen, plattgedrückter kurzer Nase und wulstigen Lippen. Die pechschwarzen, straffen, glänzenden Kopfhaare hingen Einigen wild herab; die Meisten jedoch trugen sie rings um den Kopf, von unten bis einen Zoll hoch über die Ohren, glatt abgeschoren. Ihre verwilderten Gesichtszüge waren durch Holzscheiben von mehreren Zollen Durchmesser, welche sie in der durchbohrten Unterlippe und in den Ohrenlappen trugen, auf das Entsetzlichste entstellt. So sehr uns auch die trostlose Physiognomie der Coroados, Puris und Coropós mit Bedauern und Mitleiden erfüllt hatte, so machte doch jetzt einen viel schrecklicheren Eindruck der Anblick von Menschen, die fast keine Spur von Humanität in ihrem wüsten Aeußeren trugen. Indolenz, Stumpfsinn und thierische Rohheit waren in ihren viereckigen, plattgedrückten Gesichtern, in ihren kleinen und furchtsam stieren Augen; Gefräßigkeit, Trägheit und Schwerfälligkeit in den wulstigen Lippen, in dem Hängbauche, wie in dem ganzen Körper und dem trippelnden Gange ausgeprägt. Diese Horde ging zum Theile ohne Waffen, mit einem Bündel Kleider von weissem Baumwollenzeug oder Kattun, die sie von dem Directorium der Indianer oder von mitleidigen Einwohnern auf ihrer Wanderung erhalten hatten, und mit ihrer Mundprovision, einem Bananenblatt voll Mandiocca, unter dem Arme. Die Waffen, welche die bejahrten Männer trugen, waren starke Bögen von dem rothen Holze des Pao d'arco oder Tapicurú und ein Bündel Pfeile. Mehrere hatten auch ein kurzes Messer an einem Faden um den Hals gehängt, und waren im Gesichte roth bemalt, mit einem schwarzen Striche unter der Nase, quer von einem Ohre zum andern. Wie wir später erfuhren, waren diese halbunterjochten Botocudos von dem Rio Doce in die Niederlassungen am Rio Grande oder Belmonte in der Absicht versetzt worden, um in ihren ursprünglichen Wohnorten weniger gefährlich zu werden, und um, nachdem sie die Lebensart der Colonisten und deren Einrichtungen selbst in der Nähe gesehen hätten, bei der Rückkehr vortheilhaft auf ihre Stammgenossen zu wirken; aber eben jetzt waren sie im Begriffe, sich wieder in ihre ersehnten heimathlichen Wälder zurückzubegeben. Durch Geschenke und kluges, freundliches Benehmen hat es auch der Commandant dieses Distrikts soweit gebracht, diese rohen und bisher stets feindseligen Indianer mit den Portugiesen in Verkehr zu setzen. Mehrere Aldeas von

jenen Menschenfressern wurden längs dem Fluße gegründet, und die Botocudos fangen schon an, sich mit etwas Landbau zu beschäftigen; sie bringen den Ansiedlern von Zeit zu Zeit Ipecacuanha, zahme Papageien, Onzenhäute u. d. gl. zum Tausch gegen europäische Geräthe, und leihen ihre Arme als Ruderer bei der Schiffahrt nach der Villa de Belmonte.

Neben der Baumwolle, als dem wichtigsten Erzeugnisse des Landes, werden aus den westlichen Gegenden auch Speck, Häute, etwas gesalzenes Fleisch, Rindvieh und Pferde nach Rio de Janeiro, vorzugsweise aber nach Bahia geführt. In letzterer Stadt haben besonders Pferde, wenn sie recht stark und voll sind, einen hohen Werth, und werden zu zwei bis sechshundert Thalern verkauft, da man weder mit den jährlich aus Süden kommenden Pferdetrupps edle Thiere erhält, noch sie in der Nähe ziehen kann. Endlich sind es die in dem Termo von Minas Novas vorkommenden edlen Steine: weiße und blaue Topasen, Granaten, Spinell, Chrysoberylle, Bergkrystalle, Amethysten, rothe Quarze (Rubins) und grüne Turmaline, womit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben wird. Der größte Theil dieser Steine wird roh nach Rio de Janeiro und Bahia versendet, doch haben sich auch einige Steinschleifer in den Hauptorten niedergelassen, welche die Steine, freilich ohne Geschmack, verarbeiten.

Schon im Jahre 1572 war durch die Entdeckungsreise des Sebastião Fernandez Tourinho von Porto Seguro, welcher auf dem Rio Doce nach Minas Geraës eindrang, die Sage vom Reichthume der Serra Negra verbreitet worden, und der unbekannte See Vupabussú, an dessen Ufern sich Gold und Edelsteine in Menge finden sollten, war eine neue Lagoa doirada, welche die Phantasie und den Unternehmungsgeist mehrerer Abentheurer entflammte. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht, daß das Gerücht von einem goldreichen See sich bis auf den heutigen Tag bei den Bewohnern von Minas Novas erhalten hat, und zwar suchen sie ihn gegen Osten, zwischen dem Rio Jequetinhonha und den drei Quellen des Rio de S. Matheus, an der Grenze der Capitanie von Porto Seguro. In diesen Gegenden, waldigen und fast unzugänglichen Wildnissen, ist es auch, wo gegenwärtig der größte Theil der erwähnten edlen Steine von armen Mulatten und Negern, unter beständiger Furcht vor dem Ueberfall feindlicher Indianer, aufgesucht, und sodann an die Stein-

händler in den Ortschaften verkauft wird. Im Jahre 1808 hatte ein unternehmender Mineiro, Manoel Ruiz Froes mit großer Anstrengung einen Weg dahin durch die Wälder ausgehauen, allein in kurzer Zeit ist dieser wieder verwachsen, und da sich wegen der Einfälle der Botocudos noch keine Pflanzer in den Wäldern angesiedelt haben, so müssen die Steinsammler ihre Provisionen für mehrere Wochen auf dem Rücken mit sich tragen, und sind oft genöthigt, sich durch Früchte und Wurzeln des Waldes vor dem Hungertode zu retten.

Da die Umgegend der Villa de Fanado in gegenwärtiger Jahreszeit, wo die Bäume größtentheils Laub und Blüthen verloren hatten, wenig Stoff für unsere Untersuchungen darbot, so wurde ein Besuch in Alto dos Boys, dem militärischen Posten gegen die Botocudos beschlossen, welcher zehn Legoas südöstlich von der Villa entfernt liegt. Sobald wir daher in letzterer für die Ruhe und Wiederherstellung unseres Trupps gesorgt hatten, machten wir uns dahin auf den Weg, in der Hoffnung, dort eine größere Menge jener Indianer anzutreffen, als wir bisher gesehen hatten. Wenn man den Hügel erstiegen hat, an dessen Abhange die Villa de Fanado liegt, befindet man sich auf einer sehr ausgedehnten Hochebene, welche mit einförmigen Gesträuchen bewachsen ist. Der röthliche, mit vielen Quarztrümmern vermengte Boden ist so eben, daß wir nicht auf einer Straße, sondern auf einer künstlichen Tenne zu reiten glaubten. Der Mangel an Nahrungsstoff in diesem Terrain ist aber auch die Ursache, daß man kaum eine Spur von Anbau trifft. Bem Posto, die Fazenda eines Geistlichen, war unser Nachtquartier. Man beklagte hier die Armuth des Bodens, und versicherte, daß er, drei Jahre hinter einander bepflanzt, zwölf Jahre brach läge, bis er neuen Waldanflug (Capoeira) produciren könne, und daß man deshalb jeden Platz schon nach einjähriger Kultur verlasse, um nach zwölf Jahren darauf zurückzukommen. Man bauet hier Taback, Bohnen, Mandiocca und Mais.

Am folgenden Tage ritten wir noch einige Legoas auf der Chapada fort, welche sich allmälig erhebt. Gegen W. kommen aus diesen Bergen die drei Quellen des Rio Fanado und mehrere andere, welche in den Arassuahy fallen. Der hinterste dieser Gebirgsrücken zeigte sich uns mit dichter Urwaldung bedeckt, die beiden näheren sind minder dicht, und größtentheils mit einer nie-

drigeren, jetzt in der dürren Jahreszeit blattlosen Catingâ-Waldung bewachsen. Ein gewundener Pfad führte uns endlich an den Fuß jener Gebirge in ein enges Bachthal hinab, das hier von steilen dürren Campos, dort von dichten Capoês eingeschlossen ist, und worin die Hütten des Quartel do Alto dos Boys zerstreut liegen. Ein Sergeant des Dragonerregiments von Minas, welcher das kleine Detachement zum Schutze gegen die Einbrüche der Botocudos befehligt, nahm uns in seine ärmliche Behausung auf, äußerte aber sogleich, daß wir uns nicht weit von den Hütten in den Wald hineinwagen möchten, weil erst vor wenigen Tagen ein Soldat unter seiner Hausthüre von einem Botocuden sey erschossen worden, der sich unter dem Schutze der Waldung herbeigeschlichen habe. Wir fanden also dermalen diesen Posten im Kriegsstande gegen jene Anthropophagen, und durften nicht erwarten, andere Indianer als die friedlich gesinnten Macuanis, welche sich hier aufhielten, beobachten zu können. Dieser Volksstamm, auch Maconis genannt, ist einer der schwächsten, welche die gebirgigen Gegenden innehaben, und hat sich aus Furcht vor seinen mächtigen Feinden, den Botocudos, mit den Portugiesen so sehr befreundet, daß er vielleicht in wenigen Jahrzehnten in seiner Eigenthümlichkeit gänzlich wird verschwunden seyn. Durch die Nähe der brasilianischen Ansiedler, welche die Macuanis gerne zum Fällen ihrer Urwälder und zum Kriegsdienst gegen die Botocuden gebrauchen, haben sie schon einen Anstich von Cultur erhalten, und sie pflegen auch hier in dem Alto dos Boys, wo sich gegenwärtig etwa dreißig Köpfe derselben aufhielten, selbstständig das Land zu bauen, und Mais, Bohnen und Mandiocca zu erziehen, wenn schon ihre Lieblingsbeschäftigung die Jagd ist. Diejenigen, welche wir zu Gesichte bekamen, waren wohl gebaut, ihre Gesichtszüge waren von dem ersten Strahle der Bildung erheitert, und ihre Farbe nicht sehr dunkelroth, sondern vielmehr, ähnlich der der Mongolen, gelblichbraun. Sie wohnen in niedrigen Lehmhütten, welche sie mitten in ihren Pflanzungen errichten, schlafen nicht in Hangmatten, sondern auf dem Boden oder auf einem hölzernen Gerüste, und kochen ihre Gerichte in von ihnen bereiteten irdenen Geschirren. Sie glauben an Gott und an viele Unholde; doch sind ihre Begriffe vom höchsten guten Wesen, welchem sie einen Teufel entgegensetzen, sehr undeutlich. Ihre Indolenz beurkundet sich auch dadurch, daß sie keine Epoche des Lebens mit Festen feiern. Die Ehe wird, wenn der Vater des Mädchens das Wildpret

annimmt, welches der Bewerber bringt, ohne weitere Umstände geschlossen. Die Leichname ihrer kleinen Kinder pflegen diese Macuanis in ihren Hütten zu begraben, die der Erwachsenen aber entfernt von der Aldea. Auf die Grabhügel der Letzteren, welche sie mit einem Wassergraben umgeben, stellen sie Fleisch und Früchte, und zünden Feuer an, damit dem Abgeschiedenen keines seiner Bedürfnisse fehle. Späterhin stecken sie einen Spieß auf das Grab, oder bauen eine Hütte darauf. In diesen Gebräuchen findet eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Neger im tropischen Afrika Statt. Bei einem Besuche in den Hütten dieser Indianer fanden wir, obgleich sie den Mehrertrag ihres Feldbaues an die Brasilianer zu verkaufen pflegen, dennoch überall Armuth und Unreinlichkeit; am traurigsten aber war uns der Anblick einer kranken Frau, welche, von den Ihrigen verlassen, und dem Mitleiden der portugiesischen Wachen anheim gefallen, ein wahres Jammerbild darstellte, und bei unserem Erscheinen in ein fürchterliches, anhaltendes Geschrei ausbrach. Wir fanden auch in diesem Falle bestätigt, was uns so oft von Brasilianern ist versichert worden, daß die Indianer nur einige wenige Arzneimittel kennen, die sie fast ohne Unterschied anwenden, und daß sie bei erfolglosem Gebrauche den Kranken alsbald aufgeben und sich selbst überlassen. Die Capoxós sollen von hellerer Farbe, die Pánhames und Comanoxós furchtsamer und unthätiger, als die übrigen seyn, sonst aber kommen sie alle in Sitten, Sprache, die jedoch mehrere Dialecte hat, und in dem Hasse gegen die Botocudos mit einander überein. Das Bild, welches uns ein Brasilianer von ihnen entwarf, der bei Gelegenheit eines Streifzuges (Entrada) gegen die Botocudos längere Zeit mit ihnen lebte, war gerade nicht sehr vortheilhaft. Nach ihm sind sie argwöhnisch und verrätherisch von Natur, furchtsam aus Gewohnheit, indolent aus Faulheit, gefräßig aus Langerweile, falsch aus Kenntniß ihrer Schwäche, unbeständig und sorglos aus kindischem Unverstande. Sie sind deshalb leicht zu lenken, wenn man Strenge mit Milde vereinigt, und ihnen das Denken erspart. Die christliche Religion wurde von ihnen bisher mit Entschlossenheit verschmäht; lieber nahmen sie die Geschenke an Branntwein, Eisenwaaren u. d. gl., die ihnen die Brasilianer zubrachten, und sie erwiederten sie gerne durch Mittheilung ihrer wenigen Geräthe und Nahrungsmittel. Sie wohnen in sehr niedrigen Lehmhütten, die mit den Blättern von Heliconien gedeckt sind. Bei Sternenlicht erheben sie sich oft von ihrem La-

ger auf der Erde, und kehren dahin erst mit Tagesanbruch zurück. Sie schlafen überhaupt nicht sehr viel, aber um so stärker ist ihr Bedürfniß nach Speise, die sie zu jeder Tageszeit und in großem Uebermaaße zu sich nehmen. Die Männer beschäftigen sich lediglich mit der Jagd; den Weibern liegen die Sorgen des Haushaltes ob. Letztere verstehen zweckmäßige Gefässe aus Thon zu formen, und allerlei Geflechte von Palmenfasern zu machen. Ihre Feste werden zur Nachtzeit, mit großem Lärmen gefeiert. Derselbe Indianer, welcher sich ziemlich gut im Portugiesischen ausdrücken konnte, diente uns, um mehrere Worte aus der Macuani-Sprache aufzuzeichnen. Diese Sprache ist sehr verschieden von der der Coroados, wenn gleich sie darin mit ihr übereinkömmt, daß der Mund nur selten viel geöffnet, vielmehr die Zähne mehr oder weniger geschlossen, und die Laute bald zischend, bald als Gaumen-, seltner als Nasenlaute hervorgestossen werden. Der Macuani bildet dabei das Antlitz, gleichsam als wenn er eine geschwollene Zunge hätte, und sich nicht zu reden getraute. Wie die meisten Indianer spricht auch er leise, was uns hier besonders stark auffiel. Wenn der Europäer, welcher gewohnt ist, die Sprache mit Wechsel der Stimme und begleitet von lebhaften Gebärden zu vernehmen, diese Indianer unter einander mit so wenig Betonung, so schlaff und fast ohne alles Muskelspiel redend beobachtet, so könnte er leicht glauben, sie sprächen im Traume. Und ist nicht das ganze Leben dieser Menschen ein dumpfer Traum, aus dem sie fast nie erwachen?

Solche Betrachtungen und die Nähe der furchtbaren Botocudos, waren nicht geeignet, uns den Aufenthalt in einem wilden, felsigen Thale angenehm zu machen. Wir ritten über die Hochebene gen Fanado zurück, waren aber, da wir den Führer vorausgeschickt hatten, auf einmal in dem Taboleiro verirrt, und befanden uns in einer unabsehbaren Ebene, aus der krummästige, mit schwarzen großen Ameisennestern und dichten Büscheln von Misteln besetzte dürre Bäume hervorstarrten, uns in jeder Richtung den Weg versperrend. Das Abentheuer endete glücklicher, als zu vermuthen war, da wir mit Sonnenuntergang die Fazenda eines Negers fanden. Die Umzäunung des Hauses war mit vielen Schädeln erlegter Onzen verziert, und der Eigenthümer bewährte sich als ein geübter Jäger, indem wir, noch ehe es dunkel ward, unter seiner Anführung eine Tigerkatze und einen Mutum erlegten. Dieser schöne Vogel ist in den Urwäldern

von hier aus gegen Bahia hin nicht selten. Die Indianer schätzen sein Fleisch, welches dem des Auerhahns im Geschmacke ähnlich ist, eben so sehr, als seine glänzend schwarzen Federn, die zu mancherlei Schmuck verwendet werden. Man findet den Mutum oft in den indianischen Wohnungen gezähmt, und es scheint, daß er sich in den wärmeren Ländern, selbst Europa's, eben so leicht einheimisch machen könne, als unser gemeines Haushuhn es geworden ist.

Am 13. Junius brachen wir nach dem drei Legoas nördlich von der Villa de Fanado gelegenen Arrayal de N. Senhora da Chapada auf. Dieser Ort, der blühendste des ganzen Termo, welcher in seinem Kirchsprengel etwa 4600 Menschen zählt, liegt zwischen dichtbewachsenen, von engen Thälern durchschnittenen Bergen. Wie im übrigen Minenlande wird hier der rothe Letten nach Gold ausgewaschen, und man hat hier früherhin unter andern einen gediegenen Goldklumpen gefunden, der siebzehn Pfunde wog. Die meisten Steinhändler wohnen hier, und die Masse von Topasen, Chrysoberyllen und Aquamarinen, die wir hier zu Gesicht bekamen, war ungeheuer. Die Topase kommen in Bruchstücken, oder, und zwar häufiger, in Rollsteinen, von der Größe einer Linse bis zu der einer Kastanie vor. Granaten, die vorzüglich zu der Decoration des Christordens gebraucht werden, kommen häufig, und von schönem Feuer, doch selten von bedeutender Größe, vor. Bei der großen Anzahl von Mitgliedern dieses Ordens, dem z. B. fast alle Pfarrer angehören, ist die Nachfrage und der Preiß dieser Steine nicht unbeträchtlich. Chrysoberylle, hier zu Lande Chrysolithen genannt, sind äußerst häufig, aber nur selten findet man sie groß, von reiner wein- oder grünlichgelber Farbe, und ohne zu opalisiren. Die grünen Chrysoberylle sind unstreitig die schönsten Steine, welche hier zu Lande vorkommen. Sie kommen den ostindischen sowohl an Farbe, die häufig das schönste Meergrün ist, als an Glanz und Farbenspiel gleich, wenn sie zweckmäßig geschnitten werden. Der größte dieser Steine, welcher bis jetzt gefunden worden ist, wiegt sechszehn Pfunde, und befindet sich in dem Schatze zu Rio de Janeiro.

Auf der Tafel des gastfreien Pfarrers von Chapada fanden wir eine kleine Art von spanischem Pfeffer, welche hier zu Lande,

wie in ganz Brasilien, nebst der kleinen grünen sauren Citrone das gemeinste Gewürz ist, und sich in reinlichen Porcellanschaalen schon durch die schönrothe Farbe empfiehlt. Ihr Genuß brachte aber, obgleich die Früchte nicht auffallend scharf waren, uns Beiden die übelste Wirkung: plötzliche Kopfschmerzen, Schwindel, Flimmern vor den Augen und alle Zeichen einer narkotisch-scharfen Vergiftung; doch verschwanden diese Symptome alsbald nach dem Einziehen von Essigdampf in die Nase und einigen Löffeln Essigs innerlich genommen. Weder früher, noch später im Verlaufe der Reise, wo wir dieß Gewürz mit Vorliebe gebrauchten, erfuhren wir ähnliche Wirkung desselben.

Zwischen Chapada und Agoa-Suja, welches vier Legoas nördlich davon liegt, ist das bergige Terrain mit dichtem Gesträuche bewachsen, zwischen dem zerstreutes Taboleiro-Gehölz hervorragt. In Agoa-Suja trafen wir den Vorstand des Termo, den Juiz de fora, Senhor Bernadino Pinheiro Camello, auf seiner Geschäftsreise. Mit einer, unter den Brasilianern seltenen Jovialität unterhielt uns der achtungswerthe Rechtspfleger von der Mühsamkeit seines Berufs, der ihn von Zeit zu Zeit zwänge, Monate lang von Hause entfernt zu seyn, um Verhör, Untersuchung, Urtheil und Strafe durch die Einsamkeit seines Gerichtsbezirks zu führen. Ein Diener der Justiz ward uns als Führer und Schützer mitgegeben, als wir von hier aus nach den nordöstlichen Wildnissen an den Flüßchen Piauhy und Calhao aufbrachen. Noch am Abende desselben Tages gelangten wir durch tiefe Thäler dichtbewachsener Berge zu dem Arrayal Sucuriuh d'acima. Die Waldschläge sind mit Baumwollenstauden bepflanzt; am Flüßchen Sucuriuh, der in den Setuval fällt, herrscht eine üppige Vegetation immergrüner Gebüsche und saftiger Waiden. Dieses Flüßchen führt auch bedeutend viel Goldstaub, so wie der rothe Letten in seiner Nähe. Als wir mit Sonnenuntergang in dem Oertchen ankamen, tönte uns eine grelle Musik von Trommeln, Pfeifen und der gellenden Canja entgegen; Prasselfeuer und Raketen verkündeten das Johannisfest, welches besonders von den Negern mit ausgelassener Fröhlichkeit begangen wurde. Das Förmliche in den Religionsübungen wird von dieser Menschenraçe mit solcher Inbrunst beobachtet, daß sie hierin den weißen Bewohnern Brasiliens weit vorgehen, und Letztere ihnen bei mancher Veranlassung selbst gewissermassen den Vortritt gestatten.

Von Sucuriuh aus lag ein mühevoller und gefährlicher Weg vor uns, um zu den Quellen des Baches Calhao zu gelangen, wo wir Wäschereien nach den erwähnten Edelsteinen finden sollten. Wir wechselten die Pferde, und vertieften uns in eine unwegsame, bergichte Waldung, durch die wir sieben lange Legoas fortjagten, so schnell es der engverwachsene Pfad und die Kraft der Rosse erlaubten. Alles um uns her trug ein eigenthümliches, uns fremdes Gepräge, und erfüllte das Gemüth mit Bangen. Der dichte Wald erschien uns wie ein weites Grab, denn die dürre Jahreszeit hatte allen Schmuck der Blätter und Blüthen von ihm abgestreift; nur selten rankten sich dort dornige Smilaxarten oder schnurartige Gewinde von Cissus, mit einzelnen Blättern besetzt, in die Höhe, oder ragten hier stattliche Blumenrispen von Bromelien zwischen den Zweigen hervor; um so sichtbarer erschienen die Stämme in ihrem ganzen ungeheuren Umfange, ihre Aeste, wie Riesenarme, in den dunkelblauen Aether streckend. Dornige Acacien, vielverzweigte Andiren und Copaiferen und milchreiche Feigenbäume erschienen hier besonders häufig, was uns aber am meisten auffiel, waren die gigantischen Stämme von Chorisien, welche oben und unten verengt, in der Mitte wie ungeheure Tonnen angeschwollen, und auf der korkartigen Rinde mit gewaltigen glänzendbraunen Stacheln besetzt waren. Hier hingen mächtige Büschel parasitischer Misteln an den Aesten herab, von der sorgsamen Mutter Natur meistens in der Art vertheilt, daß die weiblichen Stauden tiefer stehen, als die männlichen, um von letzteren den befruchtenden Saamenstaub leichter zu erhalten. Dort hatten Myriaden Ameisen ihre Wohnungen voll dädalischer Windungen an den Stämmen aufgehangen, welche im Umfange von mehreren Fußen durch ihre schwarze Farbe seltsam contrastirten mit dem Hellgrau der entblätterten Aeste. Der herbstlich erstarrte Wald ertönte vom Geschreie mannichfaltigen Gefieders, vorzüglich krächzender Araras und Periquitos. Scheue Gürtelthiere und Ameisenfresser begegneten uns zwischen in hohe Wälle aufgeworfenen Cupims geschäftiger Ameisen, und träge Faulthiere hingen dumpf hinbrütend an den weißen Aesten der Ambauba, die sich hie und da zwischen den übrigen Bäumen erhob. Heerden von Brüllaffen ließen sich aus der Ferne vernehmen. Das hohe, dürre Gras war von wimmelnden Ballen kleiner Carabatos bedeckt, die sich, wenn wir sie zufällig berührten, mit Blitzesschnelle über uns verbreiteten und ein bösartiges Jucken erregten. Nicht selten raschelte an den eilig Vor-

überjagenden eine Schlange durch's Dickicht hin. Zweimal führte uns der Pfad aus der waldigen Tiefe der Thäler auf steile, mit niedrigem Gebüsche bewachsene Höhen, wo wir eine monotone Aussicht über die traurige Waldeinsamkeit vor uns hatten; als wir aber immer wieder in die Waldung herabkamen, die Sonne zwischen den dürren Aesten unterging, und sich plötzliche Dämmerung um uns ausbreitete, merkten wir dem ängstlich werdenden Führer an, daß er selbst den Weg verloren habe. In dieser Noth erkannte Jener in einem Nebenthale, zwischen Gebüschen versteckt, das Haus einer ihm wohlbekannten Familie, und rieth uns, dort die Nacht zuzubringen; doch, setzte er zögernd hinzu, reiten Sie, meine Herren, allein voraus, denn, würde ich sogleich erblickt, so müßte der Sohn des Hauses glauben, ich käme, ihn vor Gericht zu holen, wegen des neuerlich von ihm verübten Brudermordes. Schaudernd ritten wir vor das Haus; ein Greis, von Gram gebeugt, dessen ehrwürdiges Antlitz schneeweißes Haar umlockte, hieß uns mit bebender Stimme willkommen, und betheuerte, daß er mit der wahnsinnigen Tochter allein zu Hause sey. Als wir ihn über unsere Absicht beruhigt hatten, und der Meirinho herbeigekommen, brach er in laute Wehklagen und Verwünschungen seiner Söhne aus, deren Einer vor wenig Jahren auch den Oheim getödtet hätte. Mit Entsetzen sahen wir uns vor diesem mit Blut befleckten Hause des Jammers, und befahlen dem Führer uns lieber zurückzuführen in die unbefleckte Einsamkeit des Waldes. Der Greis zeigte uns den Pfad zum Hauptwege zurück, und wir fanden nicht weit davon die Hütte einer verlassenen Baumwollenpflanzung, vor der wir ein großes Feuer anzündeten. Die Mühseligkeiten des heißen Tages hatten uns sehr ermattet, doch konnten wir keinen Schlaf finden; immer kehrte das Bild des unglücklichen Greises zu uns zurück, und der Meirinho hielt uns mit den Erzählungen vieler Mordthaten wach, die, nach seiner Versicherung im Termo von Minas Novas so häufig vorkämen, daß in einem Jahre sieben und zwanzig im andern achtzehn gezählt worden seyen. Er bemerkte auch, daß eingewanderte Portugiesen viel häufiger die größte Ausartung und Sittenlosigkeit an ihren Kindern erlebten, als geborne Brasilianer, und wollte dies besonders durch mangelhafte Erziehung im Verhältniß zu den Sclaven des Hauses, an die man in Europa nicht gewöhnt sey, erklären. Selbst die Nacht auf einen solchen Tag voll trauriger Eindrücke sollte noch ihr Entsetzen haben. Wir waren kaum eingeschlafen, als wir durch ein heftiges

res Prasseln des Feuers und ein eigenthümliches Pfeifen und Schnarchen geweckt wurden. Als wir, das Gewehr in der Hand, aus der Hüte treten wollten, hielt uns der wohlerfahrne Führer mit Aengstlichkeit zurück, und zeigte uns eine große Schlange, welche mit wüthenden Springen und Windungen die Feuerbrände auseinander zu schleudern suchte. Es war die sogenannte Surucucú, die stärkste unter den Giftschlangen Brasiliens, welche sich durch diese Eigenheit bei Nacht doppelt furchtbar macht. Wir thaten mehrere Schüsse auf das Unthier, wagten aber nicht, es bei Nacht aufzusuchen, nachdem es stille geworden war. Am andern Morgen war es in der Nähe nicht zu finden, aber die Pferde, deren Vorderfüsse wir mit Schlingen zusammengebunden hatten, standen immer noch ängstlich an einander gedrängt am Eingang des Waldes, von wo aus sie wahrscheinlich dem Ueberfalle jenes gefährlichen Thieres zugesehen hatten.

Der anbrechende Morgen fand uns beschäftigt, ein frugales Frühstück, aus geschabtem braunen Zuckerbrode und Maniocmehle mit Wasser angerührt, zu bereiten, und darauf setzten wir die Reise nach Agoada Nova fort. So heißen die in einem ausgedehnten Thalgrunde längs dem Bache Calhao zerstreuten Häuser, deren Bewohner sich größtentheils der Baumwollenzucht widmen. Von dem nahen Berge, Morro de Agoada Nova, stiegen wir in ein tiefes Thal hinab, und nach fünf Legoas eines höchst mühsamen Weges durch wildes Gestrüpp und Catingawaldung, einen Felsenpfad hinan befanden wir uns am Ziele unserer Wanderung, in Gupiara oder Calhao, einigen elenden Strohhütten, wo die Steingräber wohnen. Es war uns kein Opfer, diese traurigen Wälder zu verlassen, und gegen Nordwesten nach dem Arrayal de S. Domingos umzukehren, wohin wir inzwischen unsern Trupp beordert hatten. Wir eilten, so gut es die, mit unserer mineralogischen Ausbeute beladenen Pferde vermochten, über Calhao und Agoada Nova zurück, passirten am Abende des zweiten Tages den Rio Arassuahy in einer Canoa, und gelangten mit Einbruch der Nacht nach jenem Dorfe, wo uns die Gefälligkeit des Juiz de Fora bei dem Guarda Môr Sr. Servando Pacheco Rollim bereits Unterkunft besorgt hatte. S. Domingos ist der nördlichste bedeutende Ort im Termo von Minas Novas, und als der Hauptstapelplatz des Baumwollenhandels nach Bahia zu betrachten; indem es an der Landstraße nach Conquista und von Tocayos, wo die Einschiffung der Waaren auf dem Rio

Grande geschieht, nur sechs Legoas entfernt liegt. Wir fanden hier zwei junge Franzosen, welche für ihr Haus in Rio de Janeiro Einkäufe machten, ein kleines Assortiment europäischer Waaren zum Verkaufe ausgelegt hatten, und mit dem Gange ihrer Geschäfte sehr zufrieden schienen. Wir mußten gemäß den bisherigen Schilderungen von dem Sertão, wohin wir uns von hier aus wenden wollten, die Kaufbuden des Oertchens benützen, um uns mit den Bedürfnissen für eine lange Reise durch einen fast entvölkerten Landstrich zu versehen. Ein Ochse wurde geschlachtet, das Fleisch in dünne Leisten geschnitten, gesalzen, und an der Sonne getrocknet. Mit diesem Mundvorrathe, sowie mit Reis, Maniokmehl, türkischem Korn, Bohnen, Speck und Branntwein wurden Säcke aus roher Rindshaut angefüllt, welche man den Maulthieren paarweise aufzuladen pflegt. Der Arieiro, den wir hier als einen des Landes kundigen Führer mietheten, sorgte für hinlänglichen Vorrath an Hufeisen und Nägeln. Die Tragsättel der Maulthiere wurden frisch gepolstert, und neue den angekauften Thieren angepaßt. Unsere Waffen wurden durch einen portugiesischen Schmidt ausgebessert, und neuer Vorrath an Pulver und Blei angeschafft. Während dieser Vorbereitungen erhielten wir eine Einladung von dem Pfarrer von Tocayos, diesen Ort und das benachbarte Quartel zu S. Miguel zu besuchen, und dort die Botocudos zu beobachten, da wir aber durch einen reisenden Mineiro erfuhren, daß der Prinz Max von Neuwied sich mit heldenmüthiger Aufopferung Erkundigungen über diese merkwürdigen Antropophagen zum besondern Vorwurfe gemacht habe, so glaubten wir uns ähnlichen Bemühungen überhoben, und wendeten uns am 4. Julius nach dem Sertão, der, nach den Berichten der Einwohner, wie ein Land der Wunder, aber auch der Gefahren vor uns lag.

Reise durch den Sertão an den Rio de S. Francisco.

Das Tafelland, welches von den beiden Flüssen Jequetinhonha und Arassuahy begränzt wird, und sich in Nordosten bei der Vereinigung derselben zuspitzet, dürfte kaum irgendwo 2000 Fuß über dem Meere erhoben seyn, und zeigt keinen hervorragenden Berg, jedoch bildet im nördlichen Theile eine Reihe höherer Hügel, die durch die Mitte desselben hinlaufen, eine deutliche Wasserscheide gegen genannte Flüsse hin. Diese Hügel überschritten wir auf dem Wege von S. Domingos nach der Fazenda de S. Joaquim, wo wir die Nacht zubrachten, und am folgenden Tage, immer in der Richtung von N. O. nach S. W., bis wir in den allgemeinen Weg von Tejuco nach dem Sertão fielen, der uns in westlicher Richtung an den Rio Jequetinhonha führte. Dichtes Gestrüpp bedeckt die Gegend, welche sich uns, so weit das Auge reichte, in den Horizont zu verlieren schien; nur gegen W. schwamm, wie eine blaue Wolke, die Serra de S. Antonio in kühnen Umrissen vor uns. Wir setzten in Porto dos Angicos über den Strom, der hier über Quarzschiefer fließt, und befanden uns jetzt nach dem Redegebrauch der Mineiros in der Wüste, Sertão. Daß der Fährmann, welcher uns freundlich Herberge bot, ein ehrwürdiger Greis, sich als Franzose von den schönen Ufern der Garonne zu erkennen gab, nahmen wir als ein gutes Vorzeichen beim Eintritt in diesen so übelberüchtigten Landstrich. Die Gegend erhebt sich allmälig bis zum Fuß der Serra de S. Antonio, an welcher man zwei sich hintereinander hinerstreckende Bergreihen unterscheidet. Die Meierhöfe werden immer seltner und ärmlicher. Ausgedehnte Umzäunungen, worin das Vieh von Zeit zu Zeit versammelt wird, oder die Nächte zubringt, deuten zwar auf zahlreichen Viehstand hin, allein dieser giebt bei dem Mangel an Verkehr keinen Maaßstab für den Reichthum der Besitzer. Die Sertanejos beschäftigen sich in ihrer Einsamkeit wohl bisweilen auch mit Nachsuchungen nach Gold, das hie und da vorkommt, und nach Diamanten. Die Aufnahme war überall im Sertão nicht weniger

gastfreundschaftlich, als im übrigen Minenlande; doch wie verschieden erschienen uns die Bewohner dieser einsamen Gegenden, im Vergleiche mit den geselliggebildeten, feingewandten Städtern von Villa Rica, S. João d'El Rey u. s. w.! Im Hause ist der Mann nur mit kurzen, an den Knieen offenen Beinkleidern von weissem Baumwollenzeuge, und darüber mit einem Hemde von gleichem Stoffe oder von buntfarbigem, geblümten Kattun bekleidet. Eben so idyllisch ist die Tracht der Kinder und der Frau, die überdieß des Vorrechts der Pantoffeln entbehret. Auf der Jagd oder im Dienste der Heerde kleidet sich der Sertanejo in lange Beinkleider vom Leder der Capivara oder des Rehes, welche mit den Stiefeln aus einem Stücke bestehen, und in eine kurze Jacke; den Kopf bedeckt er mit einem niedrigen halbkugligen Hute, dessen breite Krempe und daran befestigte Falte gegen die Dornen schützen soll, wenn er, im Verfolge des Rindviehes, auf dem flüchtigen Klepper durch das Dickicht bricht. Ein langes Messer im Stiefel oder im Gürtel ist seine gewöhnliche Waffe; übrigens versteht er wohl auch, gleich dem Pião in den südlichen Provinzen, die Schlinge (Laço) zu gebrauchen. Der Sertanejo ist ein Kind der Natur, ohne Kenntnisse, ohne Bedürfnisse, von derben, einfachen Sitten. Er ist aber gutmüthig, theilnehmend, uneigennützig und friedfertig. Die Einsamkeit und der Mangel geistiger Beschäftigung reitzen ihn zum Karten- und Würfelspiele. Uebrigens ist der geringste Theil dieser Sertanejos von rein europäischer Abkunft; die Meisten sind Mulatten in der vierten oder fünften Generation, Andere sind Mischlinge von Negern und Indianern, oder von Europäern und Indianern. Schwarze Sclaven sind bei der Armuth der Ansiedler im Allgemeinen selten; die Arbeiten des Ackerbaues und der Viehzucht werden von den Gliedern der Familie selbst verrichtet.

Von dem westlichen Ufer des Itacambirussú erhebt sich die Landschaft wieder, um die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Rio Verde Grande zu bilden, welcher dem Rio de S. Francisco zufließt. Der Weg war angenehm, und reich an wechselnden Aussichten in weite, muldenförmige Thäler, deren Vegetation Campos mit zerstreuten Taboleiros ist. Wir verloren die großartigen Umrisse der Serra de S. Antonio aus dem Gesichte, die Landschaft ward offener und freundlicher. Je weiter wir in diesen Gegenden fortschritten, um so eigenthümlicher gestaltete sich die Physiognomie der Landschaft: öde Flächen mit dürrem

Grase, verkrüppelten Bäumen, und hie und da mit der erwähnten dickköpfigen und einer stammlosen Stachelpalme besetzt, in muldenförmige Thäler nach mancherlei Richtungen vertieft, und von zahlreichen Straußen, Rehen und Armadillen belebt. Von letzteren Thieren, die eben so wunderbar erscheinen durch die künstliche Construction ihres Panzers, als durch die unglaubliche Kraft und Schnelligkeit, womit sie den Boden aufzuwühlen pflegen, fanden wir hier zwei Arten, das Tatu Canastra und das Tatu Bola. Die erstere, welche an Größe einem halberwachsenen Schweine gleichkommt, wird von den Eingebornen nicht gegessen, weil man das sehr fette und dabei zähe Fleisch für fiebererregend hält; die andere aber, welche den Namen (Kugel-Armadill) davon hat, daß sie sich ganz kugelförmig zusammenrollen, und unter den Schildern verstecken kann, liefert ein sehr schmackhaftes Essen.

Am 12. Julius erblickten wir vor uns einen Theil der Serra de Bento Soares, und erreichten gegen Abend das Arraval de Formigas, das in einem Thale an dieser niedrigen Bergreihe liegt. Die Bewohner dieses kleinen, aus einigen Reihen niedriger Lehmhütten bestehenden Dörfchens, sind, als Söhne des Sertão, durch ihre Rauf- und Raublust übelberüchtigt, und schienen auch die schöne Tugend der Gastfreundschaft mit ihren Nachbarn nicht zu theilen; wir mußten froh seyn, in einer offenen Einkehr auf dem Markte Unterkunft zu finden, bis uns der gefällige Pfarrer in seine Wohnung einlud. Formigas treibt Handel mit den Producten des Sertão: Rindvieh und Pferden, Häuten von Ochsen, Rehen und Hirschen, letztere roh gegerbt, Speck, vorzüglich aber mit Salpeter, welcher sich in den benachbarten Kalksteinhöhlen in großer Menge findet. Diese Höhlen hatten auch in der Beziehung ein großes Interesse für uns, daß sie ungeheure Knochenreste unbekannter Thiere enthalten sollten, von denen wir schon oft im Sertão hatten reden gehört. In dem Gebiete von Formigas befinden sich mehrere Salpeterhöhlen. Die wichtigste aber von allen schien uns die Lapa Grande, weil in ihr die erwähnten Reste urweltlicher Thiere gefunden worden waren. Sie liegt anderthalb Legoas westlich von dem Dorfe, in einem Berge, welcher Serra de Vicente genannt wird. Dieses niedrige Gebirge erhebt sich kaum vierhundert und fünfzig Fuß über Formigas, und besteht aus drei durch seichte Thäler getrennte Bergreihen, deren erstere wir übersteigen mußten. Der Weg

führte in einem lichten Catingawäldchen, dessen Myrtenbäume eben mit schmackhaften Früchten bedeckt waren, allmälig aufwärts, und, nachdem wir einen steilen Hügel erklommen hatten, standen wir vor einem massigen Kalksteinfelsen, in dessen Mitte uns der Eingang der Höhle, ein ungeheurer Schlund, schwarz entgegengähnte. Jenes aus Grausen und Neugierde gemischte Gefühl, welches wir in Deutschland vor dem Eingange unserer merkwürdigen Höhlen empfunden hatten, ward hier verdoppelt durch die Fremdartigkeit der Umgebung und durch den ängstlichen Wunsch, im Innern dieses geheimnißvollen Grabes untergegangener Thiergeschlechter merkwürdige Entdeckungen zu machen. Statt des Epheu's, welcher in Deutschland die Felsen traulich überzieht, rankten hier stachlichte Cissus in die Höhe, statt anmuthiger Gebüsche von Flieder, wildem Jasmin und Je länger-je lieber, umstarrten uns Reihen ungeheurer Stämme von Cactus, mit dichten Stacheln bewaffnet; brennende Jatrophen, dornige Nachtschatten, Capperngesträuche und Gardenien machten uns den Eingang streitig, aus dem ein Strom unbehaglich kühler Luft hervorfuhr. Die Mündung hat gegen siebzig Fuß Höhe und achtzig Fuß Breite, und die schauerliche Schwärze ihres Hintergrundes wird noch erhöht durch die Bänke und Felsen eines weißen Tropfsteins, welche in der Mitte und an den Wänden des Eingangs unter mancherlei wunderbaren Formen hervortreten. Durch das hohe Thor des Eingangs gelangten wir in ein Gewölbe, welches dreißig bis vierzig Schuhe breit, uud eben so hoch ist, und dessen ungleicher, mit klingenden Tropfsteinhügeln bedeckter Boden sich allmälig abwärts senkt. Nachdem wir etwa hundert Schritte fort gegangen waren, fanden wir, daß sich das Gewölbe in mehrere natürliche Stollen vertheilt. Wir verfolgten einen dieser Gänge, welcher sich alsbald aufwärts windet, und die Neugierigen auf die Kniee zwingt, indem sich seine Wände, in mancherlei groteske Formen ausgezackt und zerrissen, zusammenneigen; plötzlich aber erweitert er sich wieder, und endigt in eine geräumige Grotte, deren Wände hie und da mit röthlichem Tropfsteine oder mit weissem, in lange sechsseitige breitgedrückte Prismen krystallisirten Kalkspath bedeckt sind. In dem Hintergrunde dieser Grotte stiegen wir auf achtzehn fast regelmäßigen, ebenfalls mit Cascadenartig ausgebreitetem Tropfsteine überzogenen Stufen in die Höhe. Hier, auf einer der obersten Stufen war es, wo Einer unserer Führer vor sieben Jahren die sechs Fuß lange Rippe und andere Knochentrümmer

eines urweltlichen Thieres gefunden hatte. Wir gruben in der feinen lettigen Erde, womit diese Gegend der Höhle vier bis acht Zoll hoch bedeckt ist, emsig nach, und waren so glücklich, zwar keine großen Knochen, aber doch gewisse Theile aufzufinden, welche uns mit Sicherheit überzeugten, daß diese Reste einem Megalonyx angehört haben. Namentlich waren Rückenwirbel, Handmittelbeine und die letzten Fingerglieder zu finden. In dem vorderen Theile der Höhle fanden wir auf dem Rückwege zerstreute Knochen vom Tapir, von Coatis und von Onzen, welche erst neuerlich hereingekommen, und Reste vom Raube zu seyn schienen, der hier verzehrt worden war. Als wir aus dieser merkwürdigen Gruft heraustraten, war es bereits dunkle Nacht geworden, und wir fanden die zurückgebliebenen Führer beschäftigt, ein Feuer zu unterhalten, das sie am Eingange angezündet hatten. Die hohe Feuersäule, welche an dem Gestein aufflackerte, warf weithin durch die kahlen Stämme der Waldung ihren wallenden Schein, und jagte zahlreiche Rudel von Schweinen auf, und der Rauch trieb Schwärme unzähliger Fledermäuse aus den Ritzen der Felsen, welche uns unter ängstlichem Gezwitscher umschwirrten. Dies nächtliche Schauspiel war uns eben so neu, als erwünscht die Gelegenheit, mehrere Arten jener gespenstischen Thiere kennen zu lernen. Wir erlegten drei verschiedene Arten von Fledermäusen, welche hier gemeinschaftlich nisteten. Diese Arten sind im ganzen Sertão von Minas, namentlich aber am Rio de S. Francisco, wo die vielen Ritzen und Höhlen der kahlen Kalkgebirge ihnen gute Herberge darbieten, außerordentlich häufig, und sie fallen bisweilen das Vieh bei Nachtzeit in so zahlreichen Schwärmen an, daß die Einwohner gezwungen werden, ihre Fazendas zu verlassen, und in ruhigere Gegenden zu ziehen. Deshalb ist es nichts Seltenes, daß man gegen die blutsaugenden Ruhestörer zu Felde zieht. Die Fazendeiros pflegen dann an hellen, windstillen Tagen Tabakrauch und Schwefeldampf unter ihre Schlupfwinkel zu machen, und tödten die betäubt Herabfallenden zu Tausenden. Pferde leiden von diesen schädlichen Thieren noch mehr, als das Rindvieh, und sind oft nach einer Aderlasse so schwach, daß sie am nächsten Tage keine Arbeit verrichten können. Wir machten die Bemerkung, daß solche arme Thiere oft mehrere Nächte hintereinander heimgesucht werden, was theils dem Blutgeruche, theils der zunehmenden Schläfrigkeit zuzuschreiben seyn dürfte. Am häufigsten setzen sich die Fledermäuse an die Vorder- und Hinterschenkel, wo sie mit

großer Geschicklichkeit die Venen finden, welche sie, unter anhaltendem Flügelschlage, mit einem leichten Biß eröffnen.

Wir verließen Formigas am 17. Julius, und nahmen den Weg gen Contendas, ein ähnliches, zwei Tagereisen entferntes Dorf. An dem Ursprunge des Riachão, eines hellen und trinkbaren Wassers, welches in den Pacuhy fällt, übernachteten wir im freiem Felde. Wir ließen es bei diesem ersten Bivouacque im Sertão an keiner Vorsichtsmaasregel fehlen: die Lastthiere und Pferde wurden mit zusammengebundenen Vorderfüssen in eine benachbarte natürliche Verzäunung getrieben, vor deren Eingange Einer der Treiber sich auf eine Rindshaut niederstreckte; zahlreiche Feuer wurden im weiten Kreise um das Lager angezündet und der Arieiro ward beordert, mit uns abwechselnd Nachtwache zu halten. Die Erfahrung zeigte, daß diese Vorkehrungen nicht am unrechten Orte waren, denn kaum war das frugale Nachtmahl von Bohnen und Speck, wozu Dr. Spix noch die Ausbeute seiner Jagd an einigen Papageien geliefert hatte, verzehrt, und die Reisegesellschaft in ihren Hangmatten zur Ruhe gegangen, als die Wache uns durch einen Flintenschuß aufschreckte. In demselben Augenblicke brachen die Maulthiere unter ängstlichem Schreien, aneinander gedrängt, aus ihrer Hut hervor, von einer großen gefleckten Onze verfolgt, die sich jedoch beim Anblick der Feuer langsam entfernte. Der wachthabende Führer behauptete auf eine andere geschossen zu haben, und dies wurde uns wahrscheinlich, da diese Thiere häufig paarweise auf Raub auszugehen pflegen. Nach solchem Abentheuer war es um die Ruhe des Bivouacques geschehen, und die aufgehende Sonne fand uns wieder auf dem Marsche nach Riachão, einer sechs Legoas entfernten Fazenda, wo wir einen Tag verweilten, um Jagd auf die schönen Wasservögel zu machen, welche die benachbarten Teiche bewohnen.

Contendas hatten wir längst zum Standquartiere ausersehen, um die Producte des Sertão, namentlich aus dem Thierreiche, zu sammeln, und wir gaben daher gerne der dringenden Einladung des dortigen Pfarrers nach, in seinem Hause einige Wochen zu verweilen. Senhor Antonio Nogueira Duarte war uns so nahe verwandt durch seinen regen Eifer für Naturgeschichte, daß es der mannichfaltigen Empfehlungen an ihn nicht bedurft hätte, um ihn zum thätigen Gehülfen in unserer Unternehmung

zu machen. Vielseitige Kenntnisse, ein heller, durch mehrjährigen Aufenthalt in Europa und durch große Lebenserfahrungen gereifter Geist machten den Umgang mit diesem vorzüglichen Geistlichen ebenso lehrreich, als er anmuthig war durch die Heiterkeit seines Gemüthes und die Lebendigkeit seines Humors. In dieser Gesellschaft vergaßen wir die Einsamkeit des Sertão und die Mühseligkeiten der Jagden, welche unser Wirth nach den verschiedenen Thieren eifrig mit uns anstellte. Die Umgegend von Contendas wird mit dem Namen der Campos Geraës de S. Felipe bezeichnet, und von den Einwohnern, sowie das benachbarte hochliegende, größtentheils mit Flurvegetation bedeckte Minenland, durch die Benennung Geraës dem Flußthale des Rio de S Francisco, der Beira do Rio, entgegengesetzt. In diesem hügeligen Gebiete bieten die Catingaswaldungen, die Fluren mit einzelnen Zwergbäumen und die sumpfigen Niederungen drei verschiedene Arten von Jagd dar. In den Waldungen suchten wir mit Hülfe einiger Jagdliebhaber und ihrer gut abgerichteten Hunde das Hochwild, Schweine, Rehe, Onzen und den Tapir auf. Die Jagd auf den letzten ist besonders angenehm, weil sie zugleich gefahrlos ist. Mehrere Jäger stellen sich in den Niederungen des Waldes, durch welche die Tapire aus den benachbarten Sumpfwiesen zu wechseln pflegen. Ein jeder nimmt seinen Stand an einem starken Baume, um sich, wenn das Thier gerade auf ihn zulaufen sollte, dahinter verbergen zu können, und erwartet hier das Wild, welches, durch einige Treiber und die Hunde aufgescheucht, die gewohnten Wege durch den Wald einschlägt. In den Stunden der Erwartung, welche der europäische Jäger an solchen Plätzen zubringt, kann er sich den Eindrücken des Stilllebens in einer brasilianischen Waldung überlassen. Seine Augen schweifen an den ungewohnten Formen der Bäume, des Laubes und der Früchte umher, er beobachtet die Neugierde der Affen, welche an die äussersten Aeste herabkommen, um die fremde Erscheinung zu betrachten, den stillen Krieg der Insekten, die Geschäftigkeit großer Ameisenzüge; bisweilen tönen die Hammerschläge der Spechte oder das Gekrächze der Araras durch die ruhige Einsamkeit; doch plötzlich wird der Wald lebendig: der Tapir erscheint, von den klaffenden Hunden verfolgt, und bricht, mit vorgestrecktem Kopfe und geringeltem Schwanze in gerader Linie durch das Dickicht, alles vor sich niederwerfend, was ihm in dem Wege steht. Der Lärm ist so groß, daß selbst der geprüfte Jäger scheu hinter den Schutz seines

Baumes tritt, um von hier aus das Wild in Hals oder Brust zu treffen. Die Brasilianer bedienen sich auf dieser Jagd sehr langer Kugelflinten. Kühne Jäger wagen wohl auch, dem vorüberrennenden Tapir ein breites Messer in die Brust zu stoßen; dies ist jedoch immer gefährlich, denn obgleich das Thier weder durch Zähne noch durch die Klauen verwundet, so kann es doch durch den gewaltigen Stoß, welchen es mit seinem Rüssel ausübt, bedeutend verletzen. Wir waren so glücklich, an einem Tage zwei alte Tapire zu erlegen, und einen jungen zu fangen, welcher gezähmt werden sollte. Letzteres geschieht ohne Mühe, und der Tapir wird so zahm, wie ein anderes Hausthier. Nicht so angenehm, schwieriger und gefährlicher, ist die Jagd auf die Onzen, welche in diesem, an Hornvieh reichen Gegenden ziemlich häufig sind. Man findet, da sie weniger, als die Tapire, über feuchte Gegenden zu wechseln pflegen, und überhaupt viel unstäter umherschweifen, ihre Fährten minder leicht, und begegnet ihnen oft nur zufällig, wo dann die Gefahr um so größer ist. Hat man eine Gegend erkundschaftet, in welcher die Onze nach dem Wasser geht, oder die Heerden beschleicht, so legt man sich mit den Hunden in Hinterhalt, und greift sie an, nachdem diese gepackt haben. Nach dem Schusse pflegt der Jäger augenblicklich seinen Stand zu wechseln, weil die Onze nach dem Rauch springt; ist er nicht so glücklich, dem wüthenden Thiere auszuweichen, so wird er mit einem Streiche der Vordertatzen zu Boden geschlagen, worauf ihn die Onze, nachdem sie sich, über ihn stehend, der Beute versichert hat, eine Weile ruhig betrachtet. Mehrere Jäger sind in diesem Momente der Todesgefahr durch die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit ihrer Gefährten gerettet worden, welche die Onze auf den Gefallenen erschossen. Unsere Versuche, eines dieser Thiere zu erhalten, waren vergeblich, um so häufiger fanden wir Schweine und Coatis. Letztere trieben wir mittelst Rauch aus den Felsenlöchern, worin sie sich verbargen, da es keine Art von Hunden gab, welche die Dienste unserer Dachshunde hätten versehen können. Die Fluren durchstreiften wir zu Pferde, und hier erlegten wir das Cuendú, eine Art Stachelschweine, welches die Bäume besteigt, und sich mittelst des Wickelschwanzes, wie manche Affen, an den Aesten festhält, den großen Ameisenfresser, dessen abentheuerliche Gestalt die Pferde scheu zu machen pflegte, und das Stinkthier, Jaratataca, oder Maritataca, welches uns einigemal durch seine heftigstinkende Excretion zwang, von der Verfolgung abzustehen.

Auch mancherlei Gefieder, namentlich mehrere Arten kleiner Papageien, Rebhühner und Colibris, wurden unsere Beute auf der Jagd in den Fluren.

In den sumpfigen Niederungen (Vargems), an stehenden Gewässern und schmalen Bächen, findet der Naturforscher minder edle Gegenstände für seine Jagdlust, nämlich die großen Amphibien, Riesenschlangen und Kaimans. Wie sehr waren wir aber überrascht, als diese Jagd uns in eine der anmuthigsten Gegenden führte, welche wir in Brasilien sehen konnten! Wo sich die trocknen, mit Taboleiro bedeckten Campos unmerklich absenkten, erblickten wir vor uns saftige Wiesen, durch deren Mitte sich ein lichter Wald majestätischer Palmen hinerstreckt. Diese Palmenwälder sind eine eigenthümliche Zierde des Flußgebietes des Rio de S. Francisco und ausgedehnter Landstriche im Innern unter gleicher Breite. Die Buriti oder Bruti-Palme, wohl eines der schönsten Producte in der Pflanzenwelt, richtet ihren einfachen, mit einer Krone großer, wallender Fächerblätter geschmückten Stamm, gleich einer Säule, hundert bis hundert und zwanzig Fuß hoch in die Luft. Sie liefert den Einwohnern Fäden und Bast von der zähen Oberhaut ihrer Blätter, ein Dach auf die Hütten von den ganzen Blättern, Latten und Sparrwerk von dem peripherischen Theil ihres Stammes, Ruder in dem Blattstiel, einen sehr angenehmen, dem Birkensafte ähnlichen und der Weingährung fähigen Trank aus dem im Stamme enthaltenen Safte, und ein wohlschmeckendes Gericht von dem mit Zucker eingemachten Fleische der Beeren, welches unter dem Namen Sajetta ein beliebtes Confect und ein Handelszweig des Sertão von Minas nach der Küste hin ist. Dieser vielartige Nutzen hat den edlen Baum in den Augen der Sertanejos gleichsam geheiligt, und es ist in einigen Gegenden, wie z. B. bei S. Romão herkömmlich, daß der Aussteuer eines Mädchens auch eine gewisse Anzahl solcher Bäume beigefügt werde. So reizend auch diese Palme die Landschaft macht, in welcher sie zu lichten Wäldern beisammen steht, so gefährlich ist es, sich den tiefsten Punkten dieser Gegenden zu nähern, denn sie sind der Wohnort jener Riesenschlangen, welche nach der Versicherung des Senhor Nogueira Duarte bisweilen eine so ungeheure Größe erreichen, daß sie, im Grase ruhig liegend, auf den ersten Blick mit einem umgestürzten Stamme der Palme verwechselt werden können. Die Riesenschlange, die nicht durch Gift, sondern durch ihre

große Stärke gefährlich ist, stützt sich beim Angriffe durch einige Windungen des Schwanzes an einen Baum oder Felsen, und wirft sich in einem weiten Sprunge auf die Beute, der sie durch mehrfaches Umschlingen die Knochen zerbricht, bevor sie sie, durch einen eigenthümlichen Akt des Saugens, langsam verschlingt. Im Hunger fallen die alten Schlangen wohl Reiter und Roß oder einen Ochsen an, den sie bis auf die Hörner, welche sie abfaulen lassen, ganz hinabschlingen. Auch Riesenschlangen von geringerer Größe vermögen unglaublich große Massen zu verschlingen, so wurde uns von mehreren Sertanejos erzählt, daß sie im Magen einer, etwa vierzig Fuß langen Schlange ein Reh und zwei wilde Schweine gefunden hätten. Daß die Riesenschlange die Beute zuerst mit Geifer überziehe, ist eine Fabel. Wir hatten öfter Gelegenheit solche Schlangen zu sehen, welche sich am Ufer der Teiche, gleich einem Ankertau zusammengerollt, sonnten; doch glückte es nicht, ein größeres derselben zu erlegen, da sie, bei unserer Annäherung mit Blitzesschnelle in das Wasser hinabschossen. Die Jagd auf dieselben ist nicht gefährlich, weil sie dumme, träge und furchtsame Thiere sind, und nach Verwundungen, wahrscheinlich wenn diese das Rückenmark verletzten, alsbald starr und bewegungslos werden. Am sichersten bekriegt man sie, wenn sie nach verschluckter Beute, mehrere Wochen lang unbehülflich daliegen. Es ist übrigens nichts Seltenes, daß die Sertanejos ein solches Unthier, wenn es im Wasser zu entfliehen sucht, schwimmend verfolgen, in der Nähe des Kopfes umklammern, und mit einem langen Messer tödten. Das Fleisch ist ungenießbar; das Fett wird gegen manche Krankheiten, namentlich gegen Schwindsuchten und zu erweichenden Salben gebraucht. Die Haut, welche mit zierlichen rhomboidalischen Schuppen bedeckt ist, wird gegerbt, und zu stattlichen Satteldecken verarbeitet.

Sowie aus den höheren Thierklassen gewisse Gattungen und Arten dem Sertão eigenthümlich, oder in ihm besonders häufig sind, bemerkten wir auch eine große Verschiedenheit der Insecten, im Vergleiche mit der Fauna des Hochlandes von Minas. Rüssel- und Prachtkäfer, schöngezeichnete Spinnen und Phalangien von den sonderbarsten Formen beleben die Gebüsche, die Rinde alternder Stämme und ödes Gemäuer. Von dem schönen Brillantkäfer hatte Senhor Nogueira während der Blüthenzeit mehrere hundert gesammelt, welche er uns mit großer Gefälligkeit mittheilte. Außerordentlich reich ist der Sertão an mannichfal-

tigen Bienenarten, welche theils in Bäumen, theils in der Erde nisten. Ihr Product an Honig und Wachs ist so bedeutend, daß manche Sertanejos sich ausschießlich von dem Geschäfte des Sammelns desselben ernähren. Das rohe Wachs der meisten Arten ist von schwärzlicher Farbe, von einem angenehmen balsamischen Geruche, und verdient besonders zu Salben und Pflastern die Berücksichtigung der brasilianischen Aerzte. Das Pfund desselben kostet im Sertão zwei bis sechs Vintems (sechs bis achtzehn Kreuzer). Sehr verschieden dagegen sind die Arten des Honigs, und einige sind wahres Gift, wie z. B. der grüne, heftig purgirende Honig der Munbubinha. Die Sertanejos machen übrigens die Bemerkung, daß der Honig von ein und derselben Bienenart in verschiedenen Jahreszeiten schädlich und unschädlich sey, je nachdem gewisse Pflanzen blühen. Als gute Bienenpflanzen betrachtet man die Palmen, deren eröffnete Blumenscheiden durch ihren heftigen Geruch oft ganze Schwärme herbeiziehen; ferner die Bignonien, Jacaranden, die kleinen Korbblüthenpflanzen der Campos, die Curatella Sambaiba St. Hil., und die Myrtengesträuche der Taboleiros. Dagegen sollen die Malpighien und Banisterien, der Tinghibaum, die Seifenbäume, Paullinien und Securidaken dem Honige schädliche Eigenschaften mittheilen, und die Wachsbildung wenig befördern. Die beste Bienenart wird von den Sertanejos Jatai, die fleißigste Porá genannt. Bei einem solchen Reichthume an nützlichen Insekten fehlt es aber auch nicht an giftigen Tausendfüssen, Scorpionen und Spinnen, und man bemerkt, daß die Intensität des Giftes im Sertão bisweilen größer sey, als in dem Hochlande von Minas. Die Fälle, daß der Stich eines Scorpions getödtet habe, sind nicht selten, und wir mußten es uns zum Gesetze machen, frische Wäsche und Stiefel vor dem Anziehen sorgfältig zu mustern, und, wenn wir auf einem Bette schliefen, dieses vorher durch Klopfen von den gefährlichen Gästen zu säubern. Mehrmals kamen uns bei dem Eröffnen eines Koffers spannenlange Scolopendern entgegen.

Wenn aber auch die Natur hier den Menschen mit mancherlei Feinden umgeben hat, so scheint sie dadurch zu entschädigen, daß sie ihm die Bedürfnisse eines einfachen Lebens mit Freigebigkeit darreicht, und ihn mit einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft segnet. Unter den Männern findet man riesige Gestalten und starke, gewandte Greise, welche allen Humor der Männerjahre erhalten haben. Die Sterblichkeit ist so ge-

ringe, daß jährlich nur drei bis vier Personen sterben, während siebzig bis achtzig geboren werden. Da jeder Familienvater in seinen Kindern Gehülfen für seine Arbeiten erzieht, so ist der Kindersegen nicht, wie in unseren civilisirten Ländern, ein Gegenstand der Noth und Klage, sondern der Stolz der Aeltern. Das Land belohnt überdies den Fleiß des Feldbaues reichlich, namentlich gedeiht der Mais vortrefflich. Die Mandioccawurzel gedeiht im ganzen Sertão, fault aber in einem sandigen Boden leicht. Die Baumwolle giebt reichlich, und steht an Qualität der von Minas Novas gleich. Die Trauben reifen hier jährlich zweimal, im Julius und November. Auch alle andern Früchte, wie die Orangen, die Pinha, die Jaca, die Melonen und Wassermelonen gedeihen hier ganz vortrefflich. Ohne Zweifel wirkt hierauf das trockne, beständige Klima des Sertâo eben so sehr, als der fruchtbare Kalkboden. Die beiden Jahreszeiten der trocknen und nassen Monate finden sich mit großer Regelmäßigkeit ein. Die Regen herrschen ununterbrochen vom December bis zum Mai.

Es ist oben erwähnt worden, daß Rindvieh und Pferde im Sertâo mit Begierde Salz lecken; oft aber gehen die Thiere weiter, und schlingen die Salzerde wirklich hinab. In den trocknen Gegenden verderben sie sich dann die Zähne durch den harten steinigen Boden so sehr, daß sie das Gras nicht mehr kauen können, und langsam Hungers sterben. Die Fazendeiros sind dann wohl genöthigt, solche Thiere in die feuchten Waldungen zu treiben, wo der Boden weicher ist. Aber auch Schlangen, Eidechsen, ja sogar die Onzen fressen bisweilen Erde. Bei der Allgemeinheit dieses sonderbaren Appetits darf man sich nicht wundern, wenn Kinder sich demselben überlassen. Knaben und Mädchen pflegen die mergelichte, oft salpeterhaltige Erde, jedoch ohne Steine, bisweilen die Kalkbekleidung der Wände, seltener auch Holz, Kohlen oder Tuch zu essen. Nur die strengste Aufsicht kann sie von dieser Unart zurückhalten, welche um so schädlicher und gefährlicher wirkt, als sie, bei allmäliger Angewöhnung, bis ins höhere Alter getrieben wird. Da ein Theil dieser unverdaulichen Stoffe nicht wieder abgeführt wird, und Anschwellung der Unterleibsdrüsen eine unmittelbare Folge ist, so verräth sich das Uebel alsbald durch einen ungeheuren Bauch der Kinder, die Gesichtsfarbe wird fahl, die Züge werden schlaff und aufgedunsen, das Wachsthum wird gänzlich unterdrückt, und die

unglücklichen Opfer sterben unter dem Eintritte heftiger Krämpfe oder allgemeiner Wassersucht frühzeitig dahin; Andere behalten für das ganze Leben einen siechen Körper, und eine stumpfe, träge Gemüthsart. Wir haben, während wir den Amazonenstrom beschifften, sehr häufig Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Indianer den rohen Letten am Ufer des Flusses verzehrten, selbst wenn ihnen Nahrungsmittel nicht mangelten, und wir sind geneigt anzunehmen, daß diesem sonderbaren Heisshunger auch eine klimatische Ursache, vielleicht die Hitze, zu Grunde liegen möchte.

Nachdem wir während eines Aufenthaltes von drei Wochen in dem gastfreien Hause des Senhor Nogueira die wichtigsten Schätze des Sertão, namentlich aus dem Thierreiche, gesammelt hatten, verließen wir unter der Begleitung unseres vortrefflichen Wirthes Contendas, diesen freundlichen Ort. Wir übernachteten am 12. August in der Fazenda Tamanduá, drei Legoas nordwestlich von Contendas. Auf dem Wege dahin begrüßten wir nochmals die herrliche Waldung der Buriti-Palmen, welche sich fast eine Legoa lang in den niedrigen Wiesen hinziehet. Zahlreiche stahlblaue Araras, die Bewohner der erhabenen Wipfel, umkreißten uns paarweise im Fluge, und ließen ihr krächzendes Geschrei durch die friedliche Gegend erschallen. Die Vegetation der Catingas, durch die wir am 13. August auf einem kurzen Tagmarsche von Tamanduà nach Tapera hinzogen, hatte in der gegenwärtigen trocknen Jahrszeit keinen Reiz, und wir waren froh, als wir endlich, am dritten Tage, die dichten Gehäge sich lichten sahen, und uns am Abhange des Plateau's der Geraës befanden. Doppelt schmerzlich erschien uns hier der Verlust unseres letzten Barometers, welcher bei dem Uebergange über die Serra de S. Antonio zerbrochen war, als der ihn tragende Arieiro vom Pferde stürzte. Der Weg senkt sich über mächtige Kalksteinfelsen allmälig abwärts. Als wir in der Ebene angelangt waren, glaubten wir eine Verschiedenheit in der Vegetation zu bemerken. Durch Wiesen, welche hier minder verbrannt schienen, als in den Geraës, ziehen lange Reihen niedriger Gebüsche oder Streifen hoher Catingaswaldung hin, wodurch der Landschaft ein eigenthümlicher Reiz von Mannichfaltigkeit verliehen wird. Unmittelbar am Ufer des Flusses steht ein dichtes Gehäge von einer stachlichten Bauhinie, einigen Acacia-Bäumen und der Triplaris, mit blattlosen Lianen von Cissus durchstrickt. Diese Ufervegetation ist durch die Reste der jährlichen Ueberschwemmungen, Schlamm

Bayerische Staatsbibliothek München

gez. u. lithograph: v. J. B. Dilger in München.

Vogelteich.

und Treibreisig des Stroms, verunstaltet, und eben so widerlich durch diesen Unrath, als beschwerlich zu durchdringen durch die Häufigkeit der Stacheln und die dichten Schwärme von Mosquiten. Nachdem wir diesen Waldsaum, welchen die Einwohner Alagadisso nennen, durchbrochen hatten, sahen wir zu unserer großen Freude den Rio de S. Francisco seine spiegelnden Wellen in majestätischer Ruhe vor uns vorüberführen. Der Strom mißt hier faßt eine Viertelstunde in der Breite.

Dicht am Ufer des Stromes bezogen wir die Fazenda Capão, um das zahlreiche Gepäcke unterzubringen, bis Mittel geschafft waren, es überzusetzen. Wir glaubten uns hier in ein ganz fremdes Land versetzt. Statt der dürren, blattlosen Waldungen oder der Campos des hochliegenden Sertão sahen wir uns rings umgeben von saftiggrünenden Wäldern, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumen. Als wir gegen Abend einen dieser Teiche beschlichen, — welch' sonderbares Schauspiel stellte sich da unseren Blicken dar. Hunderte der rosenfarbenen Löffelgänse standen in langen Reihen, gleichsam Compagnienweise vereinigt, längs den Ufern hin, und wadeten, mit dem Schnabel emsig im Sumpfe umhersuchend, langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitätisch einzelne große Störche, die Jaburús und Tujujús einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einer kleinen Insel immitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern gelagert, und zahlreiche Kibitzen umkreißten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach Insekten geschäftig. Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrei und Gezwitscher der mannichfaltigsten Vögelgeschlechter, und je länger wir das seltsame Schauspiel betrachteten, worin die Thiere mit aller ihnen innwohnenden Selbstständigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllten, um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuß die Behaglichkeit dieses Naturzustandes zu stören. Wir sahen hier gewiß mehr als zehntausend Thiere nebeneinander, welche, jedes nach seiner Weise, den angebornen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten. Das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor unsern Blicken erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer auf uns wirken müssen, wäre nicht das Resultat unserer Betrachtungen der Gedanke gewesen, daß Krieg und ewiger Krieg die Losung und die geheimnißvolle Bedingung alles thierischen Daseyns sey. Die

unzählbaren Arten von Sumpf- und Wasservögeln, welche hier, unbekümmert um einander, ihr Wesen treiben, verfolgen jede ihre eigene Beute an Insekten, Fröschen und Fischen, so wie jede von einem andern Feinde heimgesucht wird. Den mächtigen Störchen, welche sich als die Könige dieses Wasserreiches betrachten, stellen die großen Adler und die Onzen nach, den Enten und Löffelgänsen die Fischotter, Vielfrasse, Tiegerkatzen und Geier, den kleineren Wasservögeln stärkere Nachbarn; allem diesen beweglichen Gefieder aber wird die Herrschaft über die abgelegenen Gewässer durch die Kaimans, die Riesenschlangen und den fürchterlich gefrässigen Fisch, die Piranha, streitig gemacht. Diese Vögel wohnen in der Nähe des Flusses, sie nisten im Schilfe und im sumpfigen Ufer der Teiche, oder auf den überhängenden Zweigen des Alagadisso, vollenden ihre Brütezeit während der trockenen Monate, und ziehen, wenn die Ueberschwemmung eintritt, nach den höheren Gegenden des Ufers, zum Theil auch, gleich unseren Zugvögeln, gegen die Meeresküste hin.

Nachdem wir eine Skizze von diesem seltsamen Reiche der Vögel entworfen hatten, führte uns Senhor Nogueira auf einem andern Wege gen Capão zurück. Wir vertieften uns in das Dickicht eines verwachsenen Waldes, und waren kaum eine Viertelstunde lang darin fortgegangen, als sich die Aussicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüsche überhangen, vom Schein der untergehenden Sonne geröthet, still und melancholisch vor uns lag. Während das grelle Geschrei jener geselligen Bewohner der Luft noch in unseren Ohren tönte, waren wir, wie durch Zauberei, in ein Land des Todes versetzt. Kein Vogel zeigte sich, die Gegend schien wie ausgestorben, selbst die schwüle Luft, welche geheimnißvoll über der Tiefe des dunklen Gewässers ruhte, bewegte keinen Zweig, kein Blatt. Verwunderungsvoll an unsern Führer gewendet, wurden wir von ihm bedeutet, dies sey blos der Aufenthalt zahlloser Kaimans und der gefrässigen Piranha. Wir zählten mehr als vierzig solcher Kaimans, die theils am Ufer lagen, theils allmälig, wahrscheinlich durch unser Geräusch veranlaßt, auf die Oberfläche des Wassers kamen, wo sie sich entweder bewegungslos, einem Stücke Holze ähnlich, schwimmend erhielten, oder, mit hervorragendem Kopfe, in allen Richtungen durch einander fuhren. Die größten dieser Thiere hatten acht bis neun Fuß Länge, einen grünlichen Panzer und eine stumpfe Schnauze. Keiner Creatur hat die Natur

einen gleich scheuslichen Anblick verliehen, als diesem Thiere, das manche Maler nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigsten Bosheit und Verworfenheit benützt haben. Die Kaimans, (hier Jacaré), leben fast immer gesellschaftlich in diesen Teichen, und vermehren sich ausserordentlich. Während der Regenzeit legt jedes Weibchen sechzig bis achtzig Eier von der Größe eines Hühnereies und von biegsamer, grubiger Schale, in den Sand des Ufers, und mehrere Weibchen schleppen diese zusammen, schichten sie abwechselnd mit Lagen von Teichschlamm in sechs bis acht Fuß hohen Pyramiden auf, und überlassen nun der Wirkung der Sonne und der Gährung das Ausbrüten. Schon Plinius bemerkt, daß die Krokodile Aegyptens ihre Eier stets an die Grenze der Ueberschwemmung legen, und es verdient deshalb erwähnt zu werden, daß auch in Brasilien der Ort dieser Eierhaufen als Maaßstab für die Ausdehnung der Hochwässer angenommen wird. Ein Weibchen pflegt abwechselnd in der Nähe der unentwickelten Nachkommenschaft Wache zu halten, und mancher Sertanejo, der sich nahte, mußte die Unvorsichtigkeit mit dem Verluste eines Fußes bezahlen. Bei Annäherung eines Feindes erhebt sich die sonst träge Wächterin mit Schnelligkeit, die Nasenlöcher erweitern sich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blaßrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer schnappenden Bewegung erreicht sie die Beute, welche sie nicht eher losläßt, bevor sie nicht mit den mächtigen Zähnen, unter heftigen Windungen, ein Glied abgebissen. Pferde und Rindvieh, welche das unterste Fußgelenke, den Schwanz oder die Lippen auf diese Weise verloren haben, sieht man deshalb hier ziemlich häufig. Die Hunde täuschen die Kaimans, indem sie schnell die Stelle verlassen, wo sie das Wasser bewegten, um an einer andern zu saufen. Selbst die Onze wird, wenn sie um zu saufen an das Wasser kömmt, bisweilen von dem Jacaré besiegt, und alle Thiere scheinen diesem Ungeheuer furchtsam auszuweichen, nur die Piranha nicht, welche dessen gefährlichster Feind ist. Als wir in eine abgelegene Bucht des Teiches, die von Schwärmen des Fisches wimmelte, ein rothes Tuch hingen, konnten wir zwei dieser Fische daran herausziehen, welche, von der Farbe getäuscht, augenblicklich angebissen hatten. Die Piranha ist ein Fisch von der Größe eines Karpfen und mit einem Rachen der schärfsten Zähne bewaffnet. Im höchsten Grade gefrässig und nach Fleisch lüstern, und immer in zahlreichen Haufen versammelt, wird sie auch den größten Thieren gefährlich; diese erscheinen, von einem Schwarm der Piranha

angegriffen, noch einen Moment brüllend an der Oberfläche des Wassers, und sind darauf, indem jeder Fisch nur einen Biß führt, augenblicklich das Opfer von tausend Feinden geworden. Die Thiere des Sertão kennen die Gefahr, welche ihnen dieses blutgierige Geschlecht bereitet, und meiden sorgfältig die Teiche, worin es sich aufhält. Wenn die Capivara, von andern Feinden verfolgt, sich dahin zurückziehen muß, so thut sie es mit behutsamer Ruhe, um das Wasser nicht viel zu bewegen; Pferde und Rinder schlürfen in der Tränke das Wasser nur von der Oberfläche, und senken den Rüssel nicht tief ein; dessenungeachtet wird er ihnen nicht selten abgebissen; selbst der Kaiman flüchtet vor diesem grimmigen Feinde, und wendet dann den unbewehrten Bauch an die Oberfläche des Gewässers; nur der Fischotter, dessen filziger Pelz die Kraft des Gebisses abstumpft, ist vor ihnen sicher. Die Piranha ist übrigens einer der schmackhaftesten Fische.

Der Reichthum an zoologischen Merkwürdigkeiten bestimmte Dr. Spix längere Zeit in Capão zu verweilen, während ich es für Pflicht hielt, dem Wunsche unseres vortrefflichen Begleiters zu entsprechen, und nach Brejo de Salgado vorauszueilen, um der Gemahlin seines Freundes, des Senhor Capitão Jozé Antonio Serrão, welche an einer beunruhigenden Krankheit darnieder lag, ärztliche Hülfe zu bringen. Ich nahm daher nicht ohne tiefe Wehmuth von dem liebenswürdigen Manne Abschied, an dem ich einen Freund gewonnen hatte, und schlug am 16. August noch vor Sonnenaufgang den Weg nach Norden ein. Der Besitzer von Capão geleitete mich, über seine Stammfazenda Mangahy, nach Pedras da Cruz oder de baixo, fünf Legoas nördlich, wo sich von einer Kapelle auf der Anhöhe eine freundliche Aussicht in das Stromthal eröffnet. Man übersieht das linke Ufer in einer langen Strecke hinab mit grünenden Gebüschen besetzt, ein erquickender Anblick für das, durch die Monotonie der blattlosen Catingas ermüdete Auge. Dahinter erhob sich, höher als die Uferberge der rechten Seite, die Serra de Salgado in malerischen Umrissen, jetzt im Kleide des Herbstes, und von weit verbreiteten Waldbränden geröthet. Der Silberglanz des ruhig dahin wallenden Stromes erhöht den Reiz dieser Gegend, wo der Segen des Handels die ursprüngliche Wildheit verscheucht, und den Ausdruck jener friedlichen Ruhe verliehen hat, welche manchen unserer europäischen Landschaften gleichsam

einen sittlichen Charakter giebt. Mit Wohlbehagen ruhte ich bei dieser Ansicht, und gedachte des vaterländischen Rheins. Gegen Abend kamen wir an den Porto de Salgado herab, und bestiegen einen kleinen Nachen, welcher uns, nach einer Viertelstunde, glücklich auf das andere Ufer brachte, von wo Brejo de Salgado nur einige hundert Schritte entfernt liegt. Der Strom war gerade jetzt ziemlich entleert, doch zeigte er an manchen Stellen eine Tiefe von zwanzig bis dreißig Fuß, und führte seine trüben, weißgelblichen Gewässer mit beträchtlicher Geschwindigkeit. Porto de Salgado ist gewissermassen der Mittelhafen für die Schiffahrt auf dem Rio de S. Francisco von S. Romão bis nach Joazeiro in der Provinz Bahia, und mit Zunahme der Bevölkerung und des Handels werden sich die wenigen kleinen Hütten des Oertchens in eine reiche Stadt verwandeln.

Der Rio de S. Francisco beginnt im November anzuschwellen, steigt bis im Monate Februar, und fällt wieder im März. Die geringe Erhebung des Uferlandes in vielen Gegenden verursacht, daß er hie und da eine ungeheure Breite annimmt, und auf vier bis fünf Legoas weit Alles überfluthet. In andern Stellen ergießt er sich durch natürliche Abzugskanäle (Sangradouros) zwischen den Kalkhügeln weithin in das Land, und zertheilt es in unzählige Inseln. In der Mitte des Stromes wird dann der Lauf so beschleunigt, daß ein Fahrzeug in zwölf Stunden leicht vierundzwanzig Legoas zurücklegt. Um diese große jährliche Katastrophe dreht sich gewissermassen das ganze Leben der Anwohner des Flusses; sie bedingt, so wie der jährliche Austritt des Nils, Ackerbau, Handel und Gewerbe, und ist der naturgemäße Kalender dieser Gegenden. Auch hier segnet die Ueberschwemmung das Land mit unglaublicher Fruchtbarkeit, und begünstigt vorzugsweise auch den Anbau der Canna, des Zuckerrohres. Man baut dasselbe hier in einem feinen, sumpfigen, schwarzen Boden, dem sogenannten Masapé, welcher durch die jährlichen Ueberschwemmungen gebildet, oder doch günstig für das Zuckerrohr verändert zu seyn scheint. Für die Zugutemachung dieses Produktes befinden sich längs dem Rio de S. Francisco eine Menge kleiner Zuckermühlen, in denen aber nur wenig weißer, und fast ausschließlich nur brauner Brod-Zucker (Rapadura) fabricirt wird, der meistentheils Fluß abwärts in die Provinz Bahia versendet wird. Feldfrüchte, die am Flusse nebst Bohnen, Mandiocca, und dem, dieser hier vorgezogenen türkischen Korne

ganz vorzüglich gedeihen, sind die Wassermelone und mehrere treffliche Gurken und Kürbißarten, unter denen wir besonders den schmackhaften Fleischkürbis und die brasilianische Gurke nennen, welche seitdem auch in Deutschland bekannt gemacht und angebaut worden sind. Die europäischen Gemüse kommen hier gut fort, und die Orangen und Bananen sind vortrefflich. Diese große Fruchtbarkeit hat seit einigen Decennien eine große Zunahme der Bevölkerung längs dem Strome veranlaßt, und die Anwohner, welche so manche Vortheile von dem wohlthätigen Elemente genießen, ertragen mit Gleichmuth die Verwüstungen und Gefahren, die von Zeit zu Zeit seine Ueberschwemmungen mit sich bringen. Die Schnelligkeit, mit welcher der Strom wächst, zwingt die Anwohner oft während der Nacht ihre Häuser zu verlassen, und nach den höherliegenden Geraës hinaufzufliehen. Das gefährlichste Geschäft bleibt nun demjenigen Fazendeiro, welcher Viehzucht treibt. Er muß eiligst den Rindvieh- und Pferdeheerden zu Hülfe kommen, deren ängstliche Haufen auf den vom Strome gebildeten Inseln dem Hunger und den Angriffen der Onzen und Kaimans ausgesetzt sind. Mit Mühe führt er sein schwankes Fahrzeug, durch reissende Bäche und Nebenströmungen, oft meilenweit in die Fluth hinaus, stets gefährdet, auf hervorstehende Baumgipfel und Felsen geworfen, oder von treibenden Stämmen übersegelt zu werden. Glückt es ihm auch, die Gefahren des Elementes zu überwinden, so hat er oft mit wilden Thieren zu kämpfen, die mit Ungestüm der Macht der Gewässer zu entfliehen suchen. Riesenschlangen und Kaimans umklammern und besteigen den Kahn, um von dem anhaltenden Schwimmen auszuruhen. Fährt er unter einem Baume vorüber, so lassen sich dichte Ballen von Ameisen, die darauf geflüchtet waren, zu ihm herab, und während er noch mit Ausrottung dieser zahllosen Feinde beschäftigt ist, erfüllt ihn ein Tiger, oder eine Klapperschlange, die in den Kahn herabspringen, mit noch größerem Schrecken. Kann er diesen Unthieren nur durch die Flucht in das Wasser ausweichen, so ist er in Gefahr, von den Schwärmen der Piranha, welche ihre stillen Buchten verlassen hat, und nach Beute umherschwimmt, augenblicklich in tausend Stücke vertheilt zu werden. Gelangt er endlich zu seinen hülfelosen Thieren, so findet er sie oft vom Hunger entkräftet, an den Hufen von der Piranha oder den Krokodillen verwundet, und unfähig an das Ufer zu schwimmen, oder von hungrigen Onzen und Wölfen angefallen, gegen welche sich die Pferde

in runde Haufen, mit den Köpfen nach innen zusammengestellt, zu vertheidigen suchen. Hunderte von Hausthieren werden so die Opfer der jährlichen Ueberschwemmungen.

Für den Menschen sind die Ausdünstungen, die das überschwemmte Land nach Abflusse des Hochwassers verbreitet, gar oft von üblen Folgen. Das Laub der entblätterten Waldungen und viele thierische Stoffe, die am Ufer und in den Bäumen hängen geblieben sind — man bemerkt bisweilen das Gerippe eines Ochsen in den Wipfeln der Bäume oder das eines Tatu in den Astgabeln — verpesten die Luft, und erregen bald Faulfieber, bald langwierige kalte Fieber. Die ersteren treten zum Glücke nicht häufig ein, raffen aber dann seuchenartig furchtbar schnell zahlreiche Opfer hinweg.

Es fehlte nicht an mancherlei angenehmen Zerstreuungen, zu denen uns die lebensfrohen Bewohner von Salgado einluden. Fischereien mit großen Netzen, welche uns die zahlreichen Fischgattungen des Stroms verschafften, wechselten mit der Jagd nach Kaimans, nach Fischottern und Straußen. Die erstern wurden durch Fleisch, welches wir in den Strom hingen, herbeigelockt, gereizt, auf eiserne Angeln zu beißen, die unter dem Köder verborgen waren, an das Ufer gezogen und mit Keulen todtgeschlagen, oder an Bäumen aufgehängt und erdrosselt. Die Fischottern pflegen am frühen Morgen schaarenweise von ihrem Baue im Flußufer stromaufwärts zu ziehen, wobei sie ihre Annäherung durch lautes Blasen und Schnarchen verkündigen. Wir erlauerten mehrere dieser Schaaren, waren aber nicht so glücklich, uns auf Schußweite zu nähern, indem die Thiere mit Blitzesschnelle die Richtung ihres Weges veränderten. Mit mehr Erfolg jagten wir der Ema, dem amerikanischen Strauße nach, wovon sich zahlreiche Rudel auf den Fluren zwischen der Serra de Salgado und dem Strome südlich vom Dorfe gezeigt hatten. Eine Gesellschaft geübter Jäger bestieg ihre vortrefflichen Pferde, und führte uns auf einen niedrigen Bergabhang, von wo aus wir in bedeutender Entfernung Haufen von Straußen weiden sahen. Sobald die nöthigen Verabredungen getroffen waren, um das Wild zwischen zwei Feuer zu bringen, näherten wir uns vorsichtig; doch wurden wir alsbald bemerkt, und die Strauße eilten vor uns in Sturmesschnelle unter lebhaftem Flügelschlage dahin. Die Rosse, welche an diese Jagd gewöhnt waren, ver-

folgten sie so eifrig, daß wir in einer halben Stunde mehrere Meilen zurücklegten, und endlich das Wild in ein niedriges Gebüsche von Aricuri-Palmen jagten, worin es, um auszuruhen, still stand. Als wir Zeit gewonnen hatten, abzusteigen, und uns zu Fuße zu nähern, war die neue Flucht vergeblich, und wir erlegten mehrere dieser schnellfüßigen Thiere. Da das Fleisch des Straußes ungenießbar ist, so wird er nur zur Belustigung, und um die besten von seinen Federn zu erhalten, gejagt. Aus diesen verfertigt man zierliche Fliegenwedel, die in Bahia und Rio de Janeiro theuer verkauft und nach Europa ausgeführt werden.

Obgleich hier in dem Herzen des Sertão, konnten wir doch mit Vergnügen bemerken, wie Handel und Wohlstand schon Geselligkeit und angenehme Sitten herbeigeführt haben. Man beging hier mit Anstand und Aufwand mehrere kirchliche Feste, unter welchen eines für uns ganz neu war. Eine reiche Gutsbesitzerin aus der Nachbarschaft hatte einen feierlichen Umgang zu Ehren der h. Jungfrau gelobt, wozu die Mitglieder des Kirchspiels und auch wir eingeladen wurden. Die Dame führte, prächtig aufgeschmückt, den Zug ihrer Gäste zur Messe in die Kirche, und von da in ihre Wohnung zurück, wo eine Fülle ausgesuchter Weine und Speisen, namentlich vortrefflicher Süssigkeiten, den ganzen Tag über bereit stand, die Freunde der schönen Büssenden leiblich zu ergötzen. Sonderbar genug nimmt die Gelobende bei diesem Akte der Zerknirschung den stolzen Namen der Königin an, sie ernennt ihre nächsten Freunde und Begleiter zu einem prunkenden Hofstaate, und erhält die Erinnerung an das Fest ihrer Demuth, indem sie kleine silberne oder goldne Münzen vertheilt. Eine solche Festa da Rainha ex voto ist daher, obgleich die Gäste, wie in Portugal bei Gelegenheit der Corpus-Christi-Prozession, bescheiden genug nur zu einem Glase Wassers (Hum Copo d'agoa) eingeladen werden, Veranlassung zu großen Ausgaben. Auch musikalische Unterhaltungen fanden wir hier, wo wir sie am wenigsten erwarten konnten. Ein Sertanejo, der zwanzig Legoas westlich von Salgado wohnte, und zufällig von unserer ausübenden Liebhaberei für Musik gehört hatte, sendete einen Boten ab, um sich das Vergnügen zu erbitten, mit uns Quartett zu spielen. Nach wenigen Tagen erschien der gelbbraune Orpheus der Wüste an der Spitze des abentheuerlichsten Zuges. Auf seinen Maulthieren führte er eine Baßgeige, Violinen, Trompeten, Musikpulte, und als Zeugen

seiner Kunstweihe, Frau und Kinder herbei. Zwei seiner Vacqueiros übernahmen die untergeordneten Parthien, und mit freudiger Zuversicht führten wir Pleyel's älteste Quartetten auf. Welch höheren Triumph konnte der Meister feiern, als den, hier in Amerika's Einöde die Macht seiner Töne zu üben!

Solche frohe Stunden in dem Hause unseres wackern Gastfreundes, eines Alemtejaners von der angestammten Biederkeit seines Geburtslandes, wurden nur bisweilen durch die Sorge für die Fortsetzung unserer Reise gestört; denn unsere Dienerschaft erklärte, daß sie nicht weiter mit uns ziehen wolle. Die Furcht vor den gefährlichen Fiebern dieser Gegenden hatte Alle ergriffen, und nachdem der Capataz von Minas Novas in Capão bei nächtlicher Weile entwichen, waren die Uebrigen nicht mehr zurückzuhalten. Nur unser treuer Custodio, der Coroado-Indianer vom Prezidio de S. João Baptista, welcher die volle Küche im Sertão der Armuth seiner Urwälder vorzog, äusserte sich, daß er uns von hier bis zurück an das Meer nach Bahia begleiten wolle. Wir waren endlich auch so glücklich, einen muthigen Paulisten als Führer zu erhalten, und da wir das Vernügen hatten, die Gemahlin des Cap. Serrão vollkommen wieder hergestellt zu sehen, so verließen wir am 1. September das freundliche Salgado, um die einsamen Gegenden zu besuchen, welche sich unter dem Namen der Campos oder Chapadas de S. Maria vom Strome bis an die Grenzen der Provinz Minas gegen Goyaz hin erheben.

V 54

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spix, Johann Baptist <<von>>, / Martius, Carl Friedrich Philipp <<von>>, /
Hefner, Joseph <<von>>,

Reise in Brasilien

Bd.: 1

Augsburg 1846

It.sing. 1006 sa-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468248-2